

A young sailor with curly hair is climbing a rope ladder. He is wearing a white sailor's uniform with a blue collar and cuffs. He holds a black beret with the word 'JLTIS' on it in his right hand. Behind him is a large flag with a black cross on a white background, a red horizontal stripe, and a circular emblem with a crown and a swastika-like symbol. The background is a light blue sky.

Der
Freiwillige
des
Jltis

von
K. Janera



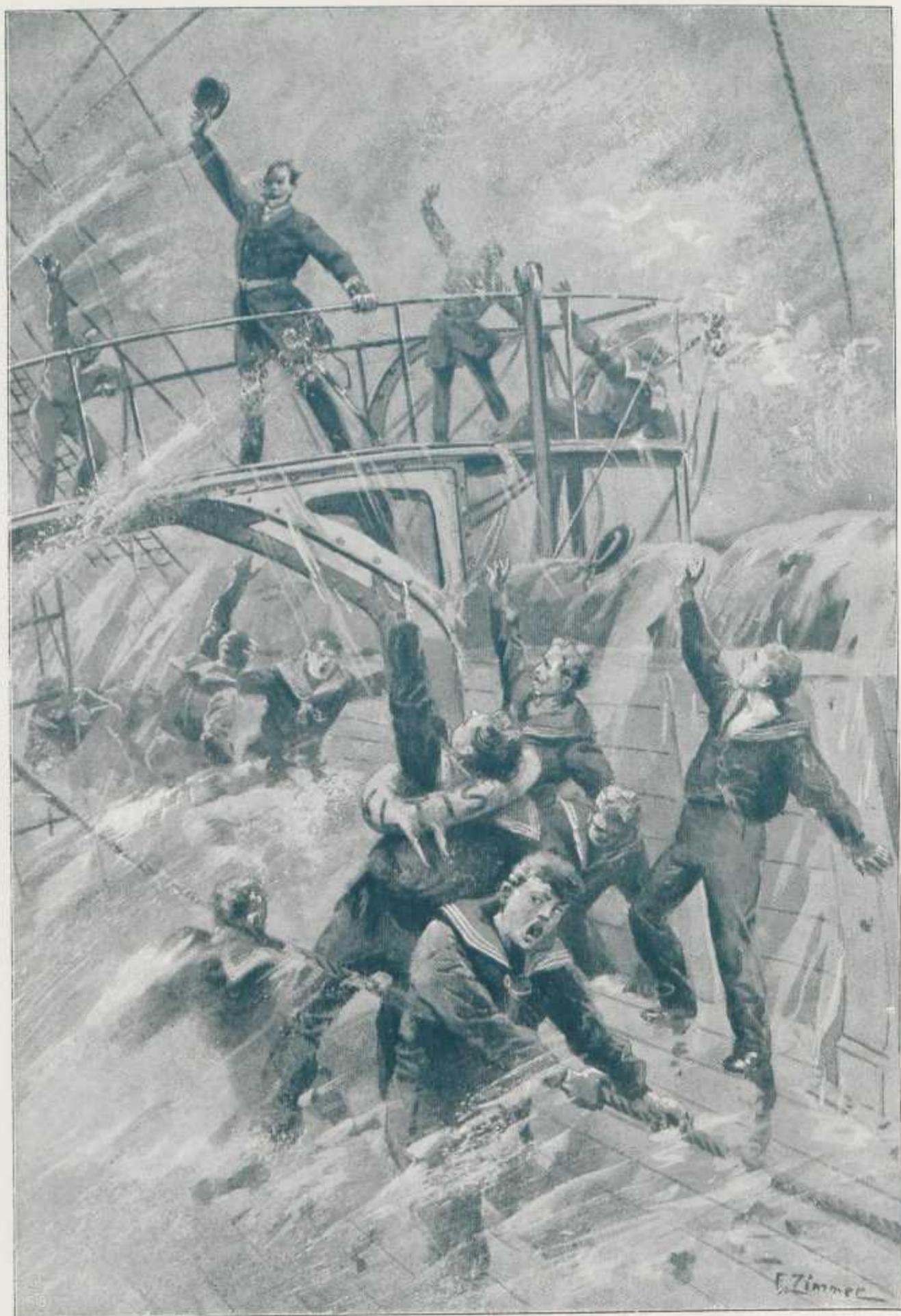
Aus der Bücherei

70.-



LK 5-

Otto Krimps



„Kameraden, angesichts des Todes ein Hurra für unsern Kaiser!“ (Zu Seite 193.)

Der
Freiwillige des „Iltis“.

Erzählung aus unseren Tagen.

Der reiferen deutschen Jugend gewidmet

von

Karl Tanera.

Mit 8 Tonbildern nach Zeichnungen von E. Zimmer.

Erste Auflage.



Leipzig,
Ferdinand Hirt & Sohn.
1907.

Alle Rechte vorbehalten.

H/4 S 511550

INTERNATIONALE
JUGEND
BIBLIOTHEK
München

Der vorliegende Band bildet eine Ergänzung zu der bekannten Jugendschriften-Sammlung:

Unsere Deutsche Flotte von Oskar Höcker.

Zwei selbständige, einzeln käufliche Bände (Prachtband je 4 M., geheftet je 3 M.).

Band I: Der Schiffsjunge des Großen Kurfürsten.

„ II: Der Seekadett von Helgoland.

Erstes Kapitel.

Merkwürdige kegelartige weiße Hügel ragen auf der Talsohle des linken Chedakhra-Ufers empor. Daneben steigen heiße Dünste auf, unter dem harten Kalkboden brodelnd und zischt es, und an manchen Stellen sprudelt siedendheißes Wasser empor und verläuft sich wieder in natürlichen Spalten und Rissen. Weiter unterhalb tritt aber der siedende Bach ganz zu Tage und stürzt sich über die Kalkkaskaden, die er selbst im Laufe der Jahrtausende gebildet, dampfend hinab.

Das sind die heißen Quellen von Hammam Meskoutin der Provinz Constantine in Französisch-Nordafrika.

Das heiße Wasser sprudelt in einer Temperatur von 96 Grad Celsius aus dem Boden hervor. Bei einer solchen Hitze kann es eine Menge Kalk gelöst enthalten, der sich nach erfolgter Abkühlung von selbst ausscheidet und verhärtet. So sind diese Kalkkegel und jene gewaltige Kaskade entstanden, die wie ein versteinertes Riesenwasserfall aussieht, durch das ununterbrochen darüber rieselnde, dampfende Wasser noch phantastischer erscheint und fortwährend an Ausdehnung zunimmt.

Von den heißen Quellen zieht sich ein zauberischer Weg längs des Chedakhraflusses hin. Manchmal steigt er hinab bis zu den blauen Fluten und führt unter schattigen Palmen und Sykomoren zwischen blühenden Büschen hindurch und über duftende Wiesenhalden. Dann erklimmt er hohe Felswände, deren Fuß die tosenden Wellen bespülen, und wieder an anderen Stellen umgeht er Steilabfälle, die so stark mit Sträuchern und Schlingpflanzen bewachsen sind, daß man kaum hindurchsehen, geschweige denn hindurchgehen kann.

In den Lüften wiegen sich bunte Schmetterlinge, und der Schlag der Nachtigallen entzückt das Ohr des lauschenden Wanderers.

Auf diesem Wege schritt munter ein Knabe von etwa sechzehn Jahren vorwärts. Er schien in der Gegend sehr vertraut zu sein, denn er schenkte seiner lieblichen Umgebung wenig Beachtung. Nur hie und da richtete sich sein Blick nach den vor ihm auftauchenden Schneegipfeln des Dschebel Taja und anderer Bergriesen des Atlas. Keine Wolke verkündete schlechtes Wetter. Der Himmel wölbte sich in ungetrübtem Blau über der reizenden Landschaft.

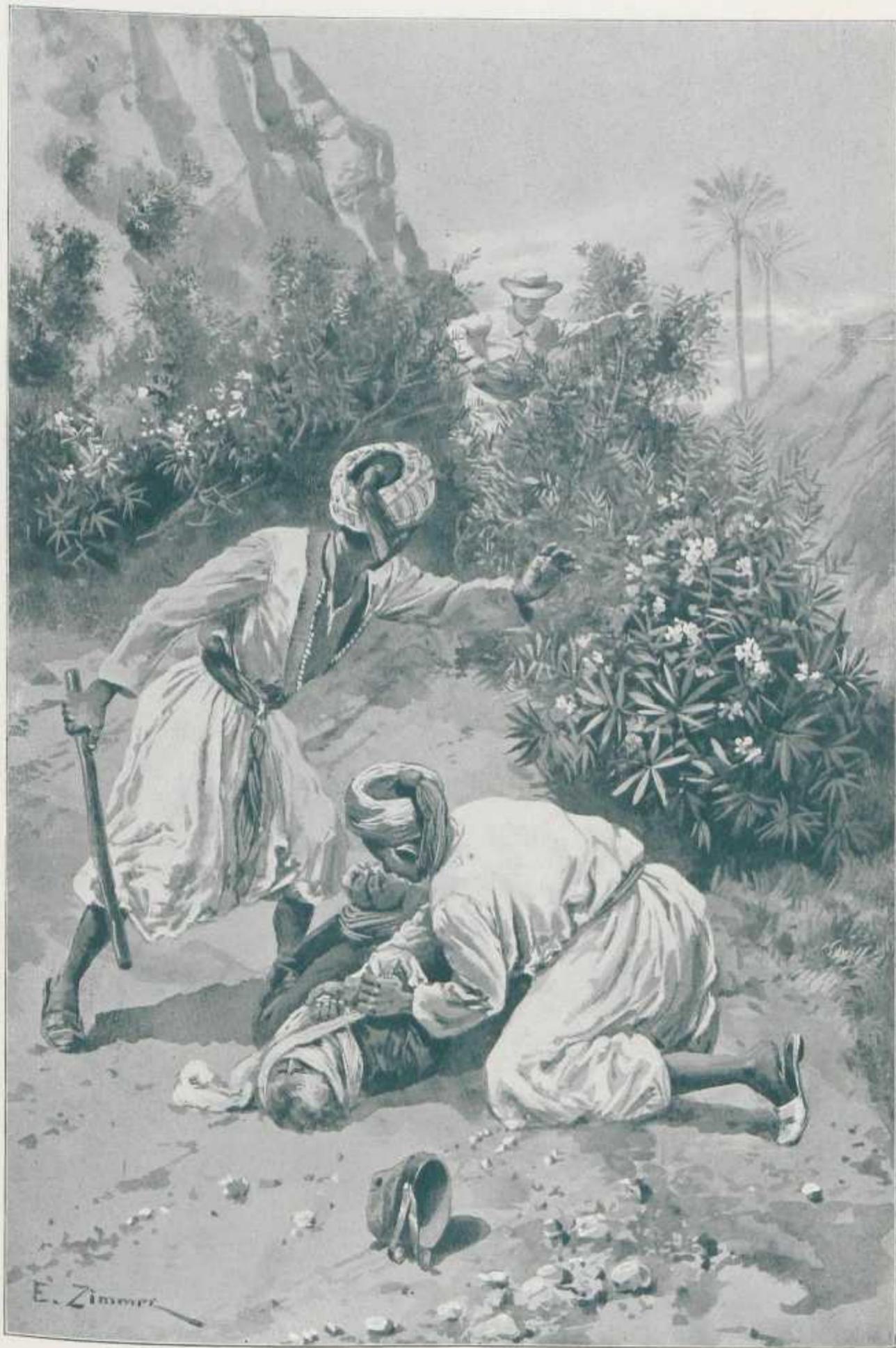
Nun machte der Weg wieder einen kleinen Bogen und wand sich an einem Felshang hinauf. An der letzten Steigung stand ein Busch. Über diesen blickte der Knabe hinweg. In hohem Maße erschrocken blieb er plötzlich stehen, deckte sich etwas hinter Zweigen und Blättern und strengte sich an, besser zu sehen.

Was ging dort vor, was machten jene beiden Kabylen? Jetzt erkannte er es deutlich. Sie hatten einen Soldaten der Fremdenlegion an Armen und Beinen gefesselt und ihm ein Tuch so fest um den Mund gebunden, daß der Bedauernswerte nicht mehr schreien konnte und wahrscheinlich nahe daran war zu ersticken, denn er machte nur noch zuckende schwache Bewegungen.

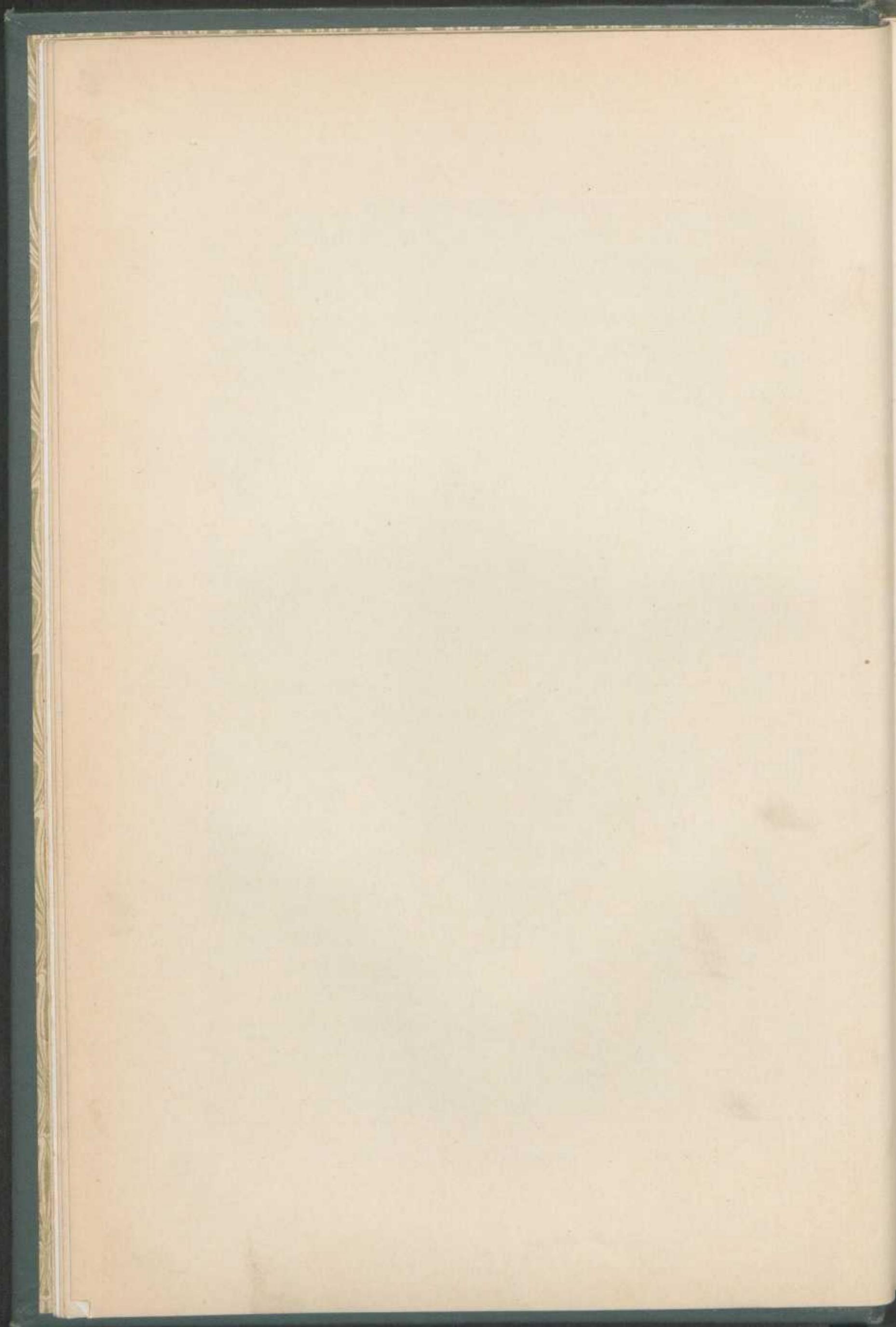
„Mein Gott, die wollen den armen Menschen wahrscheinlich ermorden!“

So murmelte er halblaut in unverkennbarem Elsässer Deutsch zu sich selbst und bemühte sich, alles noch besser zu sehen. Da knackten mehrere Zweige, und einer der Kabylen entdeckte den ungebetenen Zuschauer.

Im Nu rief der Eingeborene seinem Spießgesellen etwas zu und sprang mit einem erhobenen Knüttel gegen den Knaben vor. Louis Kurmann besann sich keinen Augenblick. Blitzschnell riß er ein Dolchmesser aus seiner Leibbinde und stürzte sich dem Kabylen entgegen. Er sah, wie der andere Kabyle den gefesselten Fremdenlegionär aufhob, an den nahen Felsen schleppte, über den Rand hinabwarf und sich dann auch gegen ihn wendete. Der erste hatte so lange gezögert, bis sein Genosse von der entgegengesetzten Seite auf den Knaben eindrang. Das verwirrte letzteren. Während er den einen der nun dicht herangekommenen Kabylen gerade beobachtete, warf sich plötzlich der andere auf ihn und hielt ihn mit den Armen so umfaßt, daß Louis Kurmann keinerlei Gebrauch von



Einer der Kabylen entdeckte den ungebetenen Zuschauer.



seiner Waffe machen konnte. Im gleichen Augenblick stürzte auch der zweite Kabylen herzu, entriß ihm das Messer, drückte ihm den Kopf zurück, so daß der ganze Hals des Wehrlosen frei wurde, und erhob die Hand, um mit der eigenen Waffe Kurmanns diesem den Hals abzuschneiden.

Da sprang infolge der verzweifelten Anstrengungen des Knaben eine Kette aus kleinen, perlenförmigen Türkisen unter dem Hemdfragen hervor. Kaum sahen beide Kabylen dieselbe, so ließen sie Louis sofort frei, gaben ihm sein Messer zurück und verneigten sich respektvoll vor ihm.

Der ältere begann in seiner Sprache, welche der Knabe vollkommen verstand: „Wir haben dich nicht gekannt, Herr. Darum vergriffen wir uns irrtümlicherweise an dir. Es wäre nicht geschehen, wenn du das Zeichen der Anaja unseres Stammes frei auf der Brust getragen hättest. Verzeihe uns.“

„Ihr gehört also zum Stamme der Guersas?“

„Ja, wir sind Angehörige der Guersas. Unser Dorf liegt südlich der Berge am Ued Rahmun.“

„Ihr wißt, daß die Anaja, welche euer Amin meinem Vater und seiner Familie geschworen hat, mir das Recht gibt, euch zu befehlen.“

„Wir wissen es. Du bist der Herr; wir sind die Diener.“

„Gut, so folgt mir sofort zu jenem unglücklichen Fremdenlegionär, den ihr ermorden wolltet, und helft mir, ihn zu retten.“

Ohne sich weiter um die beiden Kabylen zu kümmern, ließ Louis Kurmann nach jener Stelle des Felsens, wo er den gefesselten Legionär hatte verschwinden sehen. Gleich darauf stand er dort. Es war keine Steilwand, sondern ein schräger niederer Abfall, den wenige Meter unterhalb des Randes ein dichtes Gebüsch begrenzte. Auf der anderen Seite des letzteren begann aber eine senkrechte Wand, die sich etwa fünfzehn bis zwanzig Meter über den Fluß erhob.

Zwischen dem Gebüsch, so daß er bei der kleinsten Bewegung das Gleichgewicht verlieren, über den Felsen hinabstürzen und dann zerbrechen mußte, lag der Soldat. Aber er rührte sich nicht. Sein Kopf hing matt nach abwärts. Er schien tot zu sein.

Im Nu stand Louis Kurmann neben ihm, ergriff ihn an den

Beinen, und versuchte ihn aufwärts zu ziehen. Aber bald sah er ein, daß seine Kräfte dazu nicht hinreichen würden. Er befahl daher den Kabylen, ihm zu helfen. Mit kräftigem Ruck zogen nun alle drei den Gefesselten aus dem Busche, legten ihn auf den Abhang und lösten so schnell wie möglich seine Banden. Louis schnitt, weil er den Knoten nicht rasch genug öffnen konnte, das um den Mund des Soldaten geschlungene Tuch einfach durch und zog seine fest zusammengepreßten Lippen etwas auseinander. Dann bewegte er den linken Arm des immer noch bewußtlosen Mannes nach dessen Brust, führte ihn wieder seitwärts zurück, wiederholte dies mehrmals und bedeutete dem älteren Kabylen, es mit dem rechten Arm des Legionärs ebenso zu machen. Die vereinten Bemühungen beider brachten endlich den gewünschten Erfolg. Der Soldat begann schwach zu atmen, dann zog er die frische würzige Luft voll ein, und zuletzt schlug er die Augen auf und starrte den Knaben fragend an.

In französischer Sprache bemerkte dieser, er solle noch ruhig liegen bleiben und versuchen, recht kräftig zu atmen. Bald darauf erkannte man, daß sich der Legionär immer mehr erholte. Plötzlich fragte er in der deutschen Mundart der Gegend von Straßburg und Colmar: „Wo bin ich denn? Was geschieht mit mir?“

In gleicher Sprache antwortete Louis Kurmann:

„Sie sind am Ufer des Chedakhra bei Hammam Meskoutin. Man hat Sie ermorden wollen, Landsmann. Jetzt ist aber alle Gefahr vorüber. Sie werden sich bald ganz erholt haben.“

„Sind denn das nicht die beiden braunen Teufel, die mich hinterücks überfielen?“

„Ja. Jetzt brauchen Sie sich aber nicht mehr zu fürchten.“

Nun richtete sich der Legionär halb auf und meinte:

„Ich hätte mich vor den Halunken auch vorher nicht gefürchtet. Aber ich hatte ja keine Ahnung davon, daß die beiden braunen Schufte, die still und bescheiden an mir vorüber gingen, sich plötzlich umwenden und mich überfallen würden. Ehe ich mich eines Angriffs versah, war mir dieses verdammte Tuch um den Kopf geworfen worden, und mit wahrer Blitzesschnelle wurden mir Arme und Beine gefesselt. Dann vermeinte ich zu ersticken und verlor das Bewußtsein. Wahrscheinlich wäre

ich wirklich gestorben, wenn mich nicht Ihre Dazwischenkunft gerettet hätte. Ich danke Ihnen mein Leben, mein Herr.“

„Mehr dem Zufall, daß ich rechtzeitig zur Hand war, ferner daß Ihre Angreifer zu einem Stamme gehören, der meinem Vater und unserer Familie verpflichtet ist, und daß sie dies noch gerade im letzten Augenblick, ehe sie auch mich umbringen wollten, an der Kette merkten, die ich um den Hals trage.“ Dabei zog er seine Türkisenkette unter der Bluse hervor und zeigte sie dem Legionär. Beide Kabylen deuteten darauf und bemerkten dazu: „Anaja.“

Der Soldat meinte, ihm sei die ganze Sache unklar, worauf Louis erwiderte, er werde ihm noch alles erklären. „Jetzt,“ fügte er aber dann bei, „möchte ich doch wissen, was die beiden Kabylen zu einem so rätselhaften Überfall bewogen hat. Ihr Stamm ist zwar arm, aber fleißig und ruhig. Man hat noch nie gehört, daß ein Guerfa einen Mord oder einen Raubanschlag ausgeführt hat. Es muß da etwas ganz Besonderes vorliegen. Wenn Sie noch einige Zeit sich hier erholen wollen — und das wird wohl das beste sein —, so will ich die Kerls fragen, was sie zu ihrem verbrecherischen Beginnen veranlaßte.“

„Zuerst möchte ich gern wissen, wer mein Lebensretter ist, und wie er heißt.“

„Ich bin der Sohn eines Kolonisten namens Kurmann, der nach dem Kriege gegen die Deutschen aus Straßburg ausgewandert ist und sich hier niedergelassen hat. Unsere Ferme liegt hinter jener Höhe auf dem Wege nach Souf Ahraß.“

„Da stammen wir ja aus der gleichen Heimat. Ich bin aus Colmar gebürtig und heiße Charles Beckerle. Ich wollte, ich wäre wieder dort und hätte die verdammte Fremdenlegion nie gesehen. Meinetwegen könnten sie mich jetzt auch in die preussische Uniform stecken. Es wäre mir schon lieber, als hier zwischen so braunen Spitzbuben nicht einmal seines Lebens sicher zu sein.“

„Sie sind wohl noch nicht lange in Afrika?“

„Lange genug. Schon über drei Monate. Und Sie? Wie lange sind Sie denn hier?“

„Ich? Ich bin hier geboren. Ich war noch nie in Europa.“

„Was! Ja freilich. Sie können ja erst fünfzehn bis sechzehn Jahre

alt sein, und der Krieg ist doch schon seit vierundzwanzig Jahren vorüber.“

Während der Legionär sinnend vor sich hinblickte, wandte sich Louis Kurmann zu den beiden Kabylen, die nach orientalischer Art in hochender Stellung etwa fünf Schritte seitwärts der elsässischen Landsleute saßen und leise miteinander plauderten. Kurmann rief ihnen auf kabylich zu: „Kommt einmal hierher!“

Die Eingeborenen erhoben sich sofort und kamen scheu zu dem Knaben, der sie in strengem Tone fragte:

„Wie ist es denn möglich, daß ein Guerfa wie ein Räuber oder Mörder einen wehrlosen Fremden von rückwärts überfällt und ihn zu ersticken versucht? Ich habe nie gehört, daß es in euerm Stamm solche gemeine Verbrecher gibt.“

„Herr, wir sind keine gemeinen Verbrecher. Es war unser Kismet, daß wir diesen Legionär überfallen mußten. Es geschah infolge eines Traumes, den Omar-ben*)-Saouch diese Nacht gehabt hat.“

„Erklärt mir dies genauer.“

„Herr, du kennst doch die Geschichte von Ali und Urida?“

„Gewiß kenne ich sie. Was soll es aber damit?“

Nun erzählte der ältere Kabyle eine längere Geschichte. Louis Kurmann bemerkte dazwischen kurz zu dem Legionär, er werde ihm später alles genau mitteilen, und hörte dann aufmerksam dem Guerfa zu.

Als derselbe geendet hatte, wandte sich der Knabe zu dem Legionär mit den Worten: „Fühlen Sie sich jetzt kräftig genug, Herr Weckerle, daß wir nach dem Bad gehen können? Sie sind doch sicher einer der im unteren Bade wohnenden Militärpensionäre?“

„Ja, ich bin auf Kosten meines Regiments hier, um mich von dem Sumpffieber zu erholen, das ich einem zweijährigen Aufenthalt in Tongking verdanke. Ja ja, junger Herr, zwei Jahre haben sie mich dort herumgeschleppt, obwohl ich durch den achtwöchigen Rekrutendienst in Oran noch keineswegs so an das südliche Klima gewöhnt war, wie es sein muß, wenn man dort nicht zu Grunde gehen soll. Es sterben

*) Ben heißt Sohn und wird dem Namen ebenso vorgelegt wie z. B. beni = Söhne, bu = Vater u. s. w.

ja auch drüben die meisten unserer armen, betörten Landsleute. Wenn ich nicht von jeher so ferngesund gewesen wäre, hätten sie mich dort auch schon längst eingescharrt wie den Werthmüller, den Numbach, den Bofel, den Halmer und andere Elsässer. Ich habe es aber ertragen, bis ich so matt war, daß ich nicht mehr gehen und stehen konnte. Da wurde ich endlich nach Oran zurückgeschickt. Aber weder in dieser Stadt noch in Sidi-Bel-Abbes konnte ich Erholung finden. Nun hat man mich auf zwei Monate hierher geschickt, damit ich durch die gute Luft von Hammam Meskoutin und durch die heißen Bäder meine Gesundheit wieder erlange. Dann senden sie mich wohl abermals hinüber, bis mich das Sumpffieber dort doch noch umbringt, wenn mich nicht vorher die Kabylen totgeschlagen haben. Nahe genug war es ja heute schon, und wer weiß, was geschieht, ehe ich von hier fortgehen darf!"

„Vor den Kabylen werden Sie in Zukunft Ruhe haben. Sie stehen ja unter meinem Schutz.“

„Herr Kurmann, es ist eigentlich undankbar, an Ihnen zu zweifeln, denn ich verdanke es ja nur Ihnen, daß ich überhaupt hier sitze und wieder atme. Aber Sie können doch nicht immer an meiner Seite sein. Ich bin allein jedoch noch zu schwach, um gegen zwei oder gar mehrere der braunen Teufels meinen Mann zu stellen.“

„Das ist auch nicht mehr nötig. Sie dürfen mir glauben, daß keiner der Kabylen der hiesigen Gegend Ihnen je mehr ein Haar zu krümmen versucht. Im Gegenteil! Wenn ein fremder Kabyle oder ein Beduine sich an Ihnen vergreifen wollte, so würden alle Angehörigen des Stammes der Guersas zu Ihrer Verteidigung auftreten. Diese beiden Kabylen hier haben mir zugesagt, daß die Anaja, welche meinem Vater und unserer ganzen Familie einen so großen Schutz verleiht, auch auf Sie ausgedehnt wird. Dadurch wollen beide ihren Überfall, der ja auch mir beinahe das Leben gekostet hätte, wieder gut machen. Ein solches Versprechen eines Kabylen gilt so viel wie der heiligste Eid.“

„Was ist denn das eigentlich, eine Anaja?“

„Das will ich Ihnen auf dem Rückwege erklären. Jetzt wäre es gut, wenn wir uns auf den Weg machen würden. Sie kommen sonst zu spät zum Dejeuner. Die beiden Leute wollen auch entlassen sein.“

„Wie Sie meinen. Ich bin zum Gehen bereit.“

Nun sprach Louis Kurmann noch einige Worte mit den Kabylen. Beide berührten hierauf mit der rechten Hand Brust und Stirn und verneigten sich fast bis zum Boden. Dann gingen sie stumm ihres Weges und waren in wenigen Minuten den Blicken der nachsehenden Landsleute entschwunden.

Kurmann und der Legionär Beckerle wanderten zusammen langsam durch die herrliche Landschaft. In einer Entfernung von etwa zwei Kilometern tauchte nun das Badegebäude auf. Dies war ihr Ziel.

Während sie dahin schritten, begann der Knabe: „Nun will ich Ihnen erzählen, was eine Anaja ist, und wie wir die des Stammes der Guerfas erlangten. Man versteht darunter eigentlich eine Art von Schutzbrief, den ein einzelner Mann oder auch ein ganzer Stamm ausstellen kann. Besitzen Sie die Anaja eines Kabylen, so sind Sie dessen Schutzbefohlene. So oft Sie in das Gebiet dieses Kabylen kommen, bleiben Sie sein Gast, solange Sie wollen. Würden Sie z. B. durch ein Unglück erwerbsunfähig und kämen in Armut, so könnten Sie bei dem Kabylen, der Ihnen seine Anaja verliehen hat, bis zu Ihrem Lebensende als Gast bleiben. Er würde Sie, so gut er kann, ernähren und lieber selbst Hunger leiden, als daß er Ihnen etwas abziehen wollte. Die Anaja ist so heilig, daß sie sogar die Leidenschaften des Krieges übertäubt. Bei den großen Kabylenaufständen vor zehn Jahren lebten wir hier mitten in der Gegend, in welcher durch die Aufständischen alle Ansiedelungen europäischer Kolonisten niedergebrannt, die Bewohner ermordet und deren Herden geraubt und geschlachtet wurden, so sicher wie in jeder europäischen Stadt. Tag und Nacht standen Posten der Guerfas um unseren Besitz herum und bedeuteten jedem Kabylen der anderen Stämme, jedem Krumir und jedem Beduinen, daß nicht nur die Personen, sondern auch das Eigentum der Familie Kurmann die Anaja des Stammes der Guerfa besitze, und daß jedes feindselige Vorgehen gegen uns die Rache des ganzen Stammes nach sich ziehen werde. Infolge dieses Schutzes konnten wir, während ringsum der Aufruhr gärten, die Fermes der Kolonisten niedergebrannt, alle Männer, welche nicht entflohen waren, ermordet und deren Felder verwüstet wurden, ruhig unser Vieh auf den Weiden lassen, unsere Äcker bestellen und friedlich in unserem Hause wohnen bleiben. Ein Kabylen wird lieber

sein Leben lassen, und ein ganzer Stamm eher einen Krieg auf Tod und Leben beginnen, als daß sie eine gewährte Anaja brechen.“

„Und eine solche Anaja hat nun auch mir der Stamm der Guersas gewährt?“

„Nein. Das wäre auch zuviel verlangt. Sie erhalten nur die Anaja der beiden Kabylen, welche Sie soeben überfallen haben. Das ist aber schon sehr viel. Wenn die beiden Männer, was ich freilich nicht weiß, in ihrem Stamme Ansehen besitzen, so wird jeder Guersa Ihnen behilflich sein, nicht weil er dazu verpflichtet wäre, sondern weil Sie eben von nun an als ein Bruder Ihrer beiden vorherigen Angreifer gelten. Das ist von hohem Werte. Es kann aber auch einen großen Nachteil haben. Sind nämlich einer oder mehrere Stammesangehörige Ihrer beiden Anajageber mit diesen verfeindet, so überträgt sich die Feindschaft auch auf Sie als deren Anajaschützling. Am schlimmsten ist die Sache, wenn gegen einen Ihrer Beschützer Blutrache vorliegt. Dann treten Sie in den Rachekampf ein und könnten einmal hinterrücks ermordet werden, weil vielleicht einer der beiden Kabylen früher irgend einen anderen Kabylen erschlagen hat, und dessen Nachkommen jetzt das Alter erreichen, welches sie zur Rache berechtigt.“

„Na, ich danke. Da könnte ich ja eines schönen Abends bei einem Spaziergange erschossen werden, nur weil vor zwanzig Jahren einer meiner beiden sogenannten Schutzherrn einmal jemanden von den braunen Galunken vom Leben zum Tode befördert hat?“

„Das wäre nicht unmöglich. Sie könnten sogar das Opfer dafür werden, daß der Vater eines der beiden Kabylen ehemals einen Verwandten irgend eines anderen Stammesgenossen umgebracht hat. Allein das ist nicht wahrscheinlich. Ich glaube nicht, daß gegen Omar-ben-Haouch oder gegen Mohammed-ben-Hadsch Amur, so heißen nämlich Ihre beiden Schutzherrn, irgend eine Blutrache vorliegt. Das werde ich übrigens in kürzester Zeit erfahren, denn es ist meinem Vater leicht, genaue Erkundigungen über diese Kabylen einzuziehen.“

„Wie hat denn Ihre Familie diese Anaja erlangt?“

„Das ist eine merkwürdige, eine fast nach Tartarin de Tarascon oder Baron Münchhausen oder irgend einem anderen Lügner und Aufschneider klingende, aber trotzdem buchstäblich wahre Geschichte, die mein

Vater, noch ehe ich geboren war, hier erlebte. In jener Zeit, nach dem Deutsch-französischen Kriege, erst ein Jahr nachdem meine Eltern aus Straßburg ausgewandert waren und sich in der Provinz Constantine angesiedelt hatten, gab es hier noch zahlreiche Löwen. Während des Araberaufstandes von 1871 hatte niemand diese wilden Tiere gejagt, und nachher mußten die Kolonisten ihre ganze Zeit und Kraft auf den Wiederaufbau ihrer Häuser u. s. w. verwenden und konnten sich nicht mit so kostspieligen und zeitraubenden Unternehmungen wie Löwenjagden abgeben. Da vermehrten sich diese Bestien zusehends, und besonders in den Aurès-Bergen wurden sie eine wahre Landplage. Am meisten litt unsere Gegend durch ein sogenanntes schwarzes Löwenpaar, welches den Viehherden der Guerfas argen Schaden zufügte. Am schlimmsten wurde es Ende 1873, als die schwarze Löwin ein Guerfamädchen zerrissen und ihren Jungen gebracht hatte. Von da an schienen diese Löwen an Schafen, Ziegen und Rindern keinen Geschmack mehr zu finden und nur noch auf Menschenraub auszugehen. Bald kam es so weit, daß kein Guerfa abends und in der Nacht mehr wagte, seine Hütte zu verlassen.

Nun mußte der Amin, so nennt man das Stammesoberhaupt, mit seiner Tochter eines Tages eine Reise unternehmen, um in Guelma Einkäufe zu machen. Sie hatten sich verspätet, konnten erst bei Einbruch der Nacht die Stadt Guelma wieder verlassen und ritten beide nach hiesiger Landessitte auf nur einem Pferd, im Sattel der Amin, hinter ihm seine Tochter Marsa, nach Hause. Da heller Vollmond schien, so besorgten sie keinen Überfall durch Löwen. Dort wo jener Felsen so weit vorragt, waren sie angekommen, als plötzlich oben auf der Höhe ein fürchterliches Brüllen erscholl, ein großer Löwe mit einer nicht minder starken Löwin in wenigen Sekunden über den Felsabhang herabkletterte und mit gewaltigen Säzen den Amin und sein Kind ansprang. Gegenüber ist ein Oleandergebüsch. Wenn Sie scharf hinschauen, können Sie es erkennen."

„Ja, ich sehe es deutlich.“

„Nun bäumte sich das zu Tode erschrockene Pferd gerade in die Höhe, der Amin, der die Geistesgegenwart verloren hatte, riß am Zügel, das Pferd überschlug sich und kam auf den Kahlen und seine Tochter

zu fallen. Dadurch ward der Sprung des Löwen, der in diesem Augenblick erfolgte, unsicher, und statt auf den Amin selbst stürzte das Tier auf das auf dem Rücken liegende Pferd, schlug die eine Bordertage in den Hals des zuckenden Rosses, riß ihm mit den Hintertagen den Leib auf und erhob gerade die andere Tage, um damit dem wehrlosen Amin den Schädel zu zerschmettern. Da fiel aus dem Oleandergebüsch ein Schuß, der Löwe erhob noch einmal die Tage, und wollte zuschlagen, allein es fehlte ihm die nötige Kraft. Das Geschosß hatte ihm das Auge und das Gehirn durchschlagen, er brach verendend auf dem blutenden und zuckenden Pferde zusammen. In diesem Augenblick kam die Löwin angefaust. Ein zweiter Schuß aus dem Oleandergebüsch — und sie blieb wie versteinert etwa zwei Schritte vor dem Knäuel von Tier- und Menschenkörpern liegen. Ehe sie sich erheben und zu einem neuen Satz ausholen konnte, fiel ein dritter, gleich darauf ein vierter Schuß. Nun raffte sich die Bestie auf und wollte zurücklaufen, schwankte jedoch, stürzte abermals zur Erde und blieb zuckend liegen. Mein Vater — er war der Schütze gewesen — trat aus dem Oleandergebüsch, ging vorsichtig auf die Löwin zu und gab ihr noch einen weiteren Schuß aus seinem vorzüglichen amerikanischen Repetiergewehr dicht hinter die Ohren. Da blieb auch die Löwin ruhig liegen. Sie war nun ebenfalls tot.

Jetzt sah sich mein Vater nach dem Amin und seiner Tochter um und zog zuerst das Mädchen und dann den Rabylen unter dem blutenden Ross hervor. Marja war unverfehrt. Der Amin aber hatte den linken Unterschenkel gebrochen. Hierauf machte mein Vater aus der Satteldecke und seinem Mantel ein Lager zurecht, legte den Amin darauf und verband mit dem Halstuch Marjas dessen Bein so gut, daß der Mann ohne Besorgnis liegen bleiben konnte, bis mein Vater aus unserer Ferne Leute mit einer Tragbahre herbeigeholt hatte. Hierauf brachte man den Verwundeten, die toten Löwen, sowie den Sattel und das Zaumzeug des unterdessen verendeten Pferdes zu uns. Der Amin Hadsch Jussuf Abencerraga und seine Tochter blieben nun bis zur vollständigen Heilung des Verwundeten Gäste meines Vaters, weil er sich etwas auf die Behandlung von Knochenbrüchen verstand und sich freute, den würdigen Mann vollständig herstellen zu können.

Diese ganze Begebenheit haben die Kabylen vom Stamme der Guerfas meinem Vater ungemein hoch angerechnet. Merkwürdigerweise galt ihnen die Pflege des Verwundeten und die gute Aufnahme, welche Marsa bei meiner Mutter fand, fast noch für bedeutender als die Befreiung ihres Gebietes von dem schwarzen Löwenpaar. Wenn sie auch der Kaltblütigkeit, der Unerblichkeit und dem Mute meines Vaters vollkommen gerecht wurden, so glaubten sie doch, und zwar nicht mit Unrecht, daß eben ein großer Teil des Erfolges auf die Rechnung des vorzüglichen Repetiergewehres meines Vaters zu setzen sei. Freilich mit ihren alten Steinschloßflinten konnte man eine solche Jagdleistung nicht erreichen. Daß aber ihr Amin und seine Tochter bei meinen Eltern so gut aufgenommen wurden, und besonders daß ersterer nach zwei Monaten dank der sorgsamten Pflege, die er genossen, vollkommen hergestellt an der Seite Marsas wieder in ihr Dorf zurückkehren konnte, das haben sie meinen Eltern nie vergessen. Nun verließ der ganze Stamm meinem Vater und, wie sie sich ausdrückten, seiner ganzen lebenden und noch kommenden Familie, seinen Knechten und Mägden, seinem Vieh und seinen Feldern die Anaja. Das hat uns ganz außerordentlich genügt. Nie ist uns seitens der Eingeborenen das geringste Leid zugefügt worden, und als uns einmal Beduinen einige Kühe stahlen, machten sich zahlreiche Männer der Guerfas auf die Verfolgung der Diebe, holten sie unten in der Wüste, im Ziban, ein, lieferten ihnen eine Art von Gefecht und nahmen ihnen doppelt soviel Kühe ab, als sie uns gestohlen hatten.“

„Und diese wurden Ihrem Vater übergeben?“

„Die Guerfas wollten das. Allein wir behielten natürlich nur die gleiche Zahl, welche wir eingebüßt hatten. Den Rest gab mein Vater den Guerfas zurück, welche anfangs seine Handlungsweise gar nicht begriffen, schließlich aber seinen Rechtlichkeitsinn voll anerkannten. Am meisten nützte uns die Anaja während der Aufstände von 1880 und der Kämpfe im Krumirgebiet. Alle unsere französischen Nachbarn sind durch Einfälle der Krumirs entweder ausgeraubt oder vertrieben oder sogar ermordet worden. Wir dagegen lebten so sicher wie im Frieden, weil eine während der ganzen Zeit der Unruhen aufgestellte Guerfaswache uns sicherte, und weil die Krumirs, räuberische Grenzstämme, auch benach-

richtigt worden waren, daß sie es mit dem ganzen Stamme der Guerfas zu tun bekämen, wenn man uns nur ein einziges Schaf stehlen, geschweige denn ein weiteres Leid zufügen würde.“

„Und doch haben Halunken dieses Stammes jetzt nicht nur mich, sondern sogar Sie überfallen und ermorden wollen!“

„Ja, Herr Beckerle, das ist eine andere Sache. Mich erkannten die Leute nicht gleich, weil ich die letzten drei Jahre im Kolleg von Constantine zugebracht und in dieser Zeit mich jedenfalls sehr verändert habe. Als sie aber meine Türkisenkette, das jedem von uns geschenkte Zeichen der Anaja ihres Stammes, bemerkten, erkannten sie mich wieder, und von da an gehorchten sie mir so schnell und gut, daß wir ja noch rechtzeitig kamen, um Ihnen das Leben zu retten.“

„Sapristi! Es war wahrhaftig die höchste Zeit. Aber sagen Sie mir nur, wie kommen denn diese Kerls, die ja nach Ihrer Erzählung ganz ordentliche Menschen sein sollen, dazu, mich zu überfallen, zu knebeln und zu binden? Wenn sie mich ermorden wollten, so hätten sie mich ja leicht erstechen können, ehe Sie zu meiner Hilfe herbeizueilen vermochten. Auch auf einen Raub schien es bei ihnen nicht abgesehen zu sein, denn meine Geldbörse, in der freilich nur wenige Franken stecken, haben sie mir nicht aus der Tasche gezogen.“

„Das war auch gar nicht ihr Zweck. Ihnen, Herr Beckerle, stand viel Entsetzlicheres bevor.“

„Was? Noch Entsetzlicheres als gebunden und erstickt zu werden!“

„Ja, noch Entsetzlicheres. Sie sollten auf Grund eines trassen Aberglaubens bei lebendigem Leibe allmählich verbrüht und in den heißen Quellen nach und nach zu Tode gesotten werden, ohne daß Sie einen Schmerzenslaut von sich geben durften.“

„Herr Kurmann, Sie machen sich wohl über mich lustig!“

„Keineswegs, Herr Beckerle. Wäre ich nicht rechtzeitig auf der Bildfläche erschienen, so hätte man Ihnen wahrscheinlich jetzt schon in einem der siedenden Sprudel hier, voraussichtlich in jenem zwischen den beiden kleinen Kalkhügeln, die Sie dort sehen, die Beine sozusagen vom lebenden Körper weggesotten, und Sie wären gewiß unter den fürchterlichsten Schmerzen, die man sich denken kann, elend zu Grunde gegangen.“

„Aber hören Sie, das ist ja teuflisch. Ich bebe, wenn ich mir

nur die Möglichkeit einer solchen Dual vorstelle. Und das hätten Ihre guten Freunde, die Guersas, getan! Die scheinen mir ja wahre Bestien in menschlicher Gestalt zu sein.“

„Es sind die ruhigsten und friedliebendsten aller Kabylen, die sicherlich keinem Kinde ein Haar krümmen. Nur in diesem einen Fall, in ihrem abergläubischen Drang, verborgene Schätze durch ein Menschenopfer finden zu wollen, sind sie unglaublich grausam. Mein Vater nennt sie teilweise verrückt.“

„Aber ich habe doch nie gehört, daß Mohammedaner ein Menschenopfer brächten?“

„Das gibt es auch auf der ganzen Welt nicht außer hier in Hammam Meskoutin. Es hängt dieses Opfer, dem früher wohl öfter ein Europäer erlag, auch keineswegs mit dem Glauben der Mohammedaner, mit der Religion des Islam zusammen. Im Gegenteil! Jeder Molla würde solche Mörder verfluchen. Es ist nur die Folge eines Aberglaubens, der sich an eine Sage über die Entstehung der heißen Quellen von Hammam Meskoutin anknüpft. Wenn Sie Lust haben, so setzen wir uns hier auf diesen Stein, und ich erzähle Ihnen noch die Sage und den Aberglauben der Kabylen.“

„Ich bin gerne bereit, denn die durchgemachte Aufregung hat mich an und für sich ziemlich mitgenommen. Ich bin froh, wenn ich etwas ausruhen kann.“

Beide setzten sich auf den Stein. Louis Kurmann machte den Fremdenlegionär auf die verschiedenen sonderbaren Kalkgebilde um sie herum sowie auf die Dämpfe, welche an manchen Stellen in die Höhe stiegen und das Zutagetreten von heißen Quellen anzeigten, aufmerksam. Hierauf fuhr er fort: „Nach den sagenhaften Überlieferungen der Araber, welche mit der Ausbreitung des Islam ins Land kamen und die ansässigen Kabylen teilweise verdrängten, soll hier, ehe die heißen Quellen auftraten, eine der reichsten Gegenden des Atlasgebirges gewesen sein. Sie sehen ja auch, daß noch überall, wo nicht die heißen Quellen Kalkablagerungen abgesetzt haben, eine ungemein üppige Vegetation gedeiht. In diesem Lande hauste vor vielen, vielen Jahrhunderten ein reicher Araberstamm unter einem Scheich namens Abdallah. Dieser hatte zwei Kinder, einen Knaben mit Namen Ali und ein Mädchen,

welches Urida, d. h. Köschchen, genannt wurde. Beide Geschwister entwickelten sich hervorragend schön, kräftig und gesund. Man sah sie immer vereint, und in ihrer treuen Liebe zueinander wurden sie das Vorbild für alle jungen Leute der Araber und Kabylen der ganzen Gegend. Als sie aber erwachsen waren, kamen sie auf den sündhaften Gedanken, sich zu heiraten, weil sie sich gar nicht vorstellen konnten, daß man sie je voneinander reißen dürfe. Statt daß nun der Scheich Abdallah sie sofort über das Falsche ihres Wunsches belehrte, erklärte er sich aus Geiz sogar damit einverstanden. Hätte nämlich Urida einen fremden Mann geheiratet, so mußte Abdallah einen großen Teil seiner Herden und Schätze seiner Tochter als Mitgift abtreten. Das wollte er aber nicht, und wenn seine Kinder sich heirateten, konnte er nicht nur diese selbst, sondern auch seinen ganzen Besitz bei sich behalten. Darum stimmte er dem gesetzwidrigen Verlangen Ali's und Urida's bei. Seine Diener und Sklaven waren ebenfalls mit der Heirat der Geschwister zufrieden, denn wenn Urida aus dem Hause gegangen wäre, so hätte sie ja auch einen Teil der Sklaven mitgenommen, und es wären Frauen von ihren Männern und Kinder von ihren Eltern getrennt worden.

Jetzt handelte es sich darum, einen Kadi, d. h. einen Richter, zu finden, der die verbrecherische Ehe schloß. Der Kadi des Stammes weigerte sich aber, ein so gottloses Unternehmen zu unterstützen. Da fand man ihn eines Tages ermordet in seinem Zelt. Niemand wußte, wer der ruchlose Mörder gewesen war.

Nun wurde ein neuer Kadi gewählt und zwar ein Verwandter des reichen Abdallah, der sich, bestochen durch große Geschenke, bereit erklärte, die Ehe von Ali und Urida zu schließen. Hierauf fanden die Einladungen zur Teilnahme an dem großartig angelegten Hochzeitsfeste statt. Die meisten Kabylen und viele Araber blieben jedoch fern, weil sie sich nicht zu Mitschuldigen einer so ungesetzlichen Handlung machen wollten. Immerhin gab es aber doch noch genug, welche der Einladung folgten, weil sie entweder die Macht des reichen Abdallah fürchteten, oder bei dem glänzenden Feste Geschenke zu erhalten hofften, oder wenigstens einmal auf Kosten Abdallah's recht prassen und schwelgen wollten.

Dort bei jenem höheren Kalkhaufen befand sich das Zelt Abdallahs, dort kam die Hochzeitsgesellschaft zusammen. Außer den armen Stammesgenossen Abdallahs waren aber auch viele reiche Araber anderer Stämme und sogar einzelne Kabylen gekommen und hatten kostbare Geschenke für die Kinder des mächtigen Scheichs mitgebracht. So umlagerte nach und nach eine große Hochzeitsgesellschaft mit vielen Schätzen das Zelt Abdallahs. Nun traten Ali und Urida vor, der pflichtvergessene Kadi erschien, und gerade als der Vollmond, den ja die Araber besonders lieben, über den Spitzen des Aurès-Gebirges auftauchte, sollte die verbotene Ehe geschlossen werden.

Da entstand ein fürchterliches unterirdisches Brodeln und Zischen, heiße Dämpfe drangen aus der Erde empor, es öffneten sich Spalten, sprudelnde, kochende Wasser quollen aus dem Boden, und in wenigen Minuten war die ganze Hochzeitsgesellschaft samt Kamelen, Pferden, Kindern und Schafen, nebst Zelten und Schätzen von den heißen Quellen getötet, verschlungen, vernichtet. An der Stelle der Menschen und Tiere entstanden die kleinen Kalkhügel, die Sie hier sehen, und die Schätze versanken in den Boden. So lautet die Sage, und jeder Kabyle und Araber ist von der Wahrheit derselben fest überzeugt. Wen Sie auch hier fragen, der wird Ihnen sagen, jene beiden Hügel sind das Geschwisterpaar Ali und Urida, dort ist das Zelt mit dem darunter begrabenen Abdallah, hier steht der versteinerte Kadi, das sind verkalkte Kamele, Hochzeitsgäste u. s. w. Die ganze Gegend hat auch davon ihren Namen, denn Hammam Meskoutin heißt ja nichts anderes als: Bad der Verfluchten.“

„Dies war ja sehr interessant, Herr Kurmann. Aber ich verstehe gar nicht, wie es damit zusammenhängt, daß man mich bei lebendigem Leibe in den heißen Quellen sozusagen langsam zu Tode kochen wollte.“

„Oh, das ist wieder eine andere Sache. Im Laufe der Zeit hat sich besonders bei den Kabylen eine Art von Ergänzungssage zu der Legende von Ali und Urida und dem Untergang ihres Stammes gebildet und zwar folgende. Ali und Urida sollen gewissermaßen nur Halbschuldige gewesen sein, denn sie waren sich über das Verbrecherische ihres Verlangens gar nicht recht klar. Sie wollten ja nur aus geschwisterlicher Liebe immer ungetrennt miteinander fortleben. Darum

heißt es, daß ihre Seelen noch nicht völlig verflucht seien, sondern in den von den heißen Quellen gebildeten Höhlen und Röhren herumirrten und auf eine Erlösung warteten. Diese könne ihnen zu teil werden, wenn ein fremder Mann, also kein Araber oder Kabylen, von dessen Vorfahren etwa einzelne bei dem schrecklichen Hochzeitsfeste anwesend waren, sich hier freiwillig einem langsamen Tode durch Verbrühen in den heißen Wassern weihe. Dann könnten Ali und Urida doch noch ins Paradies eingehen und würden als Dank für ihre Erlösung den etwa vorhandenen Begleitern des sich opfernden Mannes den Platz zeigen, wo ihre und ihres Vaters Schätze unter den Kalkfelsen verborgen seien."

"Wie hängt das aber mit meiner beabsichtigten Ermordung zusammen?"

"Die beiden Kabylen wollten die Geister, welche angeblich die Quellen und die verborgenen Schätze bewachen, betrügen. Sie hatten vor, Sie so zu knebeln, daß Sie keinen Ton von sich geben und —"

"Das hatten die infamen Halunken auch so weit erreicht, daß ich ja schon fast erstickt war. Es ist richtig, ich konnte nicht den schwächsten Hilferuf mehr ausstoßen."

"Sehen Sie! Das war das erste. Hierauf sollten Sie zwischen Stangen gebunden und so gegen die heißeste Quelle vorgeschoben werden, als ob Sie freiwillig dahin gingen. Die beiden Kabylen hätten sich den Anschein gegeben, als wären sie nur Ihre Begleiter. Auf solche Weise dachten die in ihrem Aberglauben unbegreiflich beschränkten Menschen die Geister zu betören. Dann wären Sie, Herr Beckerle, an und vorsichtig in eine heiße Quelle gestoßen worden. Man hätte Sie aber zuerst nur mit den Füßen hineintreten, hierauf langsam nachsinken und so allmählich erbärmlich zu Grunde gehen lassen, damit durch Ihre fürchterlichen Qualen der Anschein des freiwilligen Opfers erhöht und dadurch die Erlösung der Seelen Alis und Uridas bewirkt würde. Beide Kabylen erklärten, wenn die Erlösten ihnen hierauf die verschütteten Schätze gezeigt und sie alles gehoben hätten, so wäre ihr erstes gewesen, Ihnen als dem geopfertem Fremden eine Dankesmoschee, eine sogenannte Kuba, zu errichten. Dann hätte man Sie in der ganzen Gegend als einen Heiligen, einen Marabut, verehrt und wäre zu Ihrem Grabe gewallfahrt."

„Na, ich danke. Ich gestehe, daß mich noch fortwährend ein ordentliches Gruseln überläuft, wenn ich daran denke, was mir bevorstand, hätte nicht der Zufall Sie im allerletzten Augenblick zu meiner Rettung erscheinen lassen. Es ist doch eine ganz verdamnte Gegend, wo noch ein solcher krasser Aberglaube herrschen kann. Und dagegen läßt sich gar nichts machen?“

„Gegen den Aberglauben als solchen nicht. Aber wohl gegen die Ausartungen desselben. Man hat seit elf Jahren nicht mehr gehört, daß ein Europäer infolge dieses Wahnwizes ermordet wurde. Damals war es auch ein Badegast, ein kranker Knabe einer Familie aus Constantine. Dem hatten sie aber die Binde um den Mund nicht fest genug gemacht, so daß er im letzten Augenblick, als er schon mit den Füßen in der heißen Quelle stand, sie losreißen und schreien konnte. Darauf liefen die Kabylen davon, weil sie das Opfer nun als nutzlos ansahen und die Rache der betrogenen Geister fürchteten. Der Knabe wurde durch aufmerksam gemachte andere Badegäste aus dem heißen Wasser gezogen, konnte auch seine Mörder beschreiben, ist aber an der fürchterlichen Verbrühung seiner Beine unter entsetzlichen Schmerzen doch gestorben. Seine Mörder waren sofort entflohen, wurden jedoch gefaßt und hier in Hammam Meskoutin hingerichtet. Seit der Zeit hat man nichts mehr von einem Mord an Europäern aus Gründen des Aberglaubens gehört.“

„Dann werde ich dafür sorgen, daß wieder ein Jahrzehnt Ruhe ist, indem ich diese beiden Schufte den Gerichten anzeige und ihre Hinrichtung erwirke.“

„Das wäre im höchsten Maße unflug, Herr Beckerle. Man sieht, daß Sie die afrikanischen Zustände nicht kennen.“

„Wieso denn?“

„Der Kabylen und der Araber weiß nach seiner Sitte nichts von der Bestrafung eines nur versuchten, aber nicht ausgeführten Verbrechens. Da es sich überdies hier nach Ansicht der Eingeborenen nicht einmal um ein Verbrechen, sondern nur um eine Tat des Aberglaubens Wahnwiziger handelt, so würde die nach dem französischen Gesetz sicher erfolgende Hinrichtung der beiden Kabylen den Eingeborenen der Gegend als ein Mord erscheinen. Weil aber bei den Kabylen die Blutrache noch sehr streng aufrecht erhalten wird, so würden alle männlichen Ver-

wandten der Hingerichteten nicht eher ruhen, als bis sie den angeblichen Mord ihres Angehörigen an dem gerächt hätten, der die Veranlassung dazu gab, und der wären auf Grund Ihrer Anzeige Sie allein. Sie könnten sich also nie mehr im Freien sehen lassen, denn Sie würden früher oder später unrettbar dem Dolche eines der Kabylen erliegen. Selbst in der Badeanstalt wäre es nicht undenkbar, daß Sie eines Tages eine aus der Umgegend abgeschossene Kugel eines Kabylen erreichte, oder daß Sie der Mordstahl eines von den Verwandten der Hingerichteten gedungenen eingeborenen Bedienten trafe. Kurz, Sie wären keine Sekunde Ihres Lebens sicher.“

„Das sind ja haarsträubende Zustände. Es gibt also keine Möglichkeit, diese Kerls zu fassen?“

„Wenn Sie nicht Ihr Leben aufs Spiel setzen wollen — keine.“

Der Legionär blickte einige Minuten stumm vor sich hin. Louis Kurmann wollte ihn beruhigen und fuhr daher fort: „Wenn Sie aber die Sache auf sich beruhen lassen, so sind Sie ja infolge der Anaja Ihrer vorherigen Angreifer ganz sicher, vorausgesetzt, daß gegen letztere nicht eine Blutrache vorliegt.“

„Und wenn das der Fall wäre?“

„So hat es vorläufig auch nicht viel zu sagen, denn es wird sich nicht gleich herumsprechen, daß Sie die Anaja von Omar-ben-Haouch oder von Mohammed-ben-Hadsch Amur besitzen.“

„Wenn es aber doch bekannt würde?“

„Dann — dann schlage ich Ihnen vor, zu uns zu ziehen. Mein Vater wird gern bereit sein, Sie aufzunehmen, denn er hängt an allen Landsleuten aus dem Elsaß mit großer Liebe. Er wird sich sogar sehr freuen, mit jemand anderm als mit uns Kindern und mit unserer Mutter Elsässer-Deutsch reden zu können. Vielleicht ist es am besten, Sie gehen gleich mit mir, dann schützt Sie ja unsere Anaja!“

„Das ist sehr freundlich von Ihnen gemeint. Aber es geht doch nicht. Erstens kann ich nicht Ihrem Vater so mir nichts, dir nichts ins Haus fallen. Wer weiß, ob er überhaupt von einem Soldaten der Fremdenlegion etwas wissen will? Wir stehen nicht im besten Rufe. Dann aber bin ich ja in einer dienstlichen Rekonvaleszentenstelle im Bad und darf gar nicht ohne vorherige Einholung der Erlaubnis seitens

des militärischen Badevorstandes ein anderes Quartier nehmen. Also besten Dank für Ihre gute Absicht. Jedenfalls besuche ich Sie morgen und möchte dabei auch Ihrem Vater erzählen, wie ich dem tapfern Eingreifen seines Sohnes mein Leben schulde.“

„Gut, Herr Beckerle, dann kommen Sie aber sicher zu unserm Mittagessen um zwölf Uhr. Bis dahin habe ich auch Näheres über die beiden Kabylen erfahren. Kommen Sie nur ohne Scheu. Meine Eltern freuen sich sicher, einen Landsmann aus dem Elsaß bei sich zu sehen.“

Auf diese freundlichen Worte des Knaben hin zögerte der Legionär nicht länger und versprach, sich am andern Tage Punkt zwölf Uhr in der Ferne des Kolonisten Kurmann einzufinden.

„Nun ist es aber höchste Zeit, daß ich in die Badeanstalt zurückkehre.“

„Ich werde Sie noch ein Stück begleiten, Herr Beckerle, und Ihnen zeigen, welchen Weg Sie morgen am besten nehmen.“

Beide schritten nun längs des Chedadhrabaches weiter. Bald erreichten sie die Stelle, wo sie sich trennen mußten. Nach herzlichem Abschied eilte der Knabe munteren Schrittes dem stattlichen Anwesen seines Vaters zu, der Legionär kehrte sinnend in die Badeanstalt zurück.

Zweites Kapitel.

Am andern Morgen wanderte Louis Kurmann kurz nach elf Uhr vormittags über die sanften Abhänge des Dschebel Zenati gegen Hammam Meskoutin. Er wollte seinem neugefundenen Freund entgegengehen und ihm dann den Weg zu seines Vaters Landgut zeigen. Louis hegte nicht nur große Teilnahme für den Legionär, sondern er empfand sogar eine wirkliche Zuneigung für ihn. Das kam daher, daß er sich doch als seinen Lebensretter fühlte und dadurch unwillkürlich Empfindungen kennen gelernt hatte, die ihm bisher ganz fremd waren, nämlich eine Art von Verantwortung dafür, daß seinem Schützling nun auch in Zukunft nichts mehr zustoßen dürfe. Damit bildete er sich eine gewisse Sorge ein, und diese schuf wiederum das Mitgefühl des jungen Schüzers für seinen Schützling. Überdies war der Legionär auch ein hübscher einnehmender Bursche. Er hatte etwas merkwürdig Strammes, etwas ungemein Militärisches an sich, was Louis noch nie an einem der afrikanischen Soldaten und am wenigsten an einem Manne der Fremdenlegion bemerkt hatte. Im allgemeinen sahen die Legionäre nie so gut aus wie die Zuaven aus Biskra oder die Spahis aus Batna oder die Turkos von Constantine. Man hielt auch in Algerien selbst nicht viel von den Legionären, weil es eben größtenteils Söldner aus fremden Nationen, Deserteure aus anderen Armeen oder etwas verkommene Existenzen waren, welche sich aus Abenteuerlust oder um lästigen Nachforschungen der Polizei wegen irgend einer Schuld zu entgehen, bei der Legion hatten anwerben lassen. Freilich gab es auch manchen Betörten unter ihnen, der gehofft hatte, in Tongking rasch sein Glück machen zu können und sich schließlich sehr enttäuscht fühlte. Für einen solchen hielt Louis Kurmann auch den Legionär Beckerle, und annähernd hatte er mit seinen Vermutungen das Richtige getroffen.

Jetzt sah der Knabe den Soldaten kommen. Er eilte ihm entgegen. Beide begrüßten sich auf das herzlichste.

„Wie freundlich von Ihnen, daß Sie mir entgegen gingen. Das habe ich gar nicht erwartet,“ begann der Legionär.

„Ich fühlte mich verpflichtet, Sie unter meinen Schutz zu nehmen, denn wie ich erfuhr, ist die Sache mit der Anaja von Mohammed-ben-Hadsch Amur nicht ganz glatt.“

„Wieso? Da bin ich wohl vom Regen unter die Traufe gekommen?“

„Das will ich nicht sagen. Allein die Geschichte hat doch ihren Haken. Gegen den Vater Mohammeds lag eine Blutrache einer Familie vom Berberstamm der Uad Nails vor, weil er infolge von Eifersucht einen jener Berber erschossen hat. Inzwischen ist aber der Vater Mohammeds gestorben, und auch der Sohn des ermordeten Berbers lebt nicht mehr. Dagegen ist dessen Enkel jetzt herangewachsen. Nun ist es zwar nicht wahrscheinlich, aber immerhin nicht unmöglich, daß letzterer die Blutrache nach jahrzehntelanger Ruhe wieder aufgreifen und eines Tages feindlich gegen Mohammed oder dessen Anajaschützlinge vorgehen wird.“

„Das wäre aber doch vollständig verrückt, wenn der wirkliche Mörder schon lange tot ist, und unterdessen so viele Jahre vergingen!“

„Es ist freilich verrückt. Aber was wollen Sie dagegen machen? Es ist einmal arabische Anschauungsweise. Hier in den Aurès-Bergen und in den Nordoasen der Sahara leben Familien, zwischen denen die Blutrache schon seit Jahrhunderten hin und her geht, weil jede die Rechnung so begleichen will, daß nicht sie, sondern die andere Familie die letzten Erschlagenen betrauern soll. Übrigens hat die auf Mohammed lastende Blutrache für Sie wenig Belang. Jene Familie, welche die Blutrache mit Mohammed und seiner Familie abzumachen hat, lebt in Ziban, in der Gegend von Bizkra, und soll das Nomadisieren ganz aufgegeben haben. Dann kommt kein Angehöriger derselben zu uns ins Steppengebiet, denn so groß ist ein dergestalt vererbter Rachedrang doch nicht, daß ein einzelnes Glied jener Familie eine so beschwerliche Reise unternehmen würde, nur um der Blutrache zu frönen. Und selbst wenn es der Fall wäre, so weiß ja niemand, daß Sie die Anaja Mohammeds haben.“

„Na, vielleicht ist es doch besser, auf diese zweifelhafte und gefährliche Ehre ganz zu verzichten.“

„Das können Sie nicht. Sie würden dadurch Mohammed schwer beleidigen und ihn und alle seine Stammesgenossen sich zu Todfeinden machen.“

„Sonderbare Sitten. So muß ich eben meinem Glück vertrauen.“

„Und meinem Schutz, Herr Beckerle, denn die unserer Familie gewährte Anaja des ganzen Stammes der Guerfas deckt Sie, solange Sie in dieser Gegend bleiben, gegen alle Gefahren.“

Unter solchen Gesprächen erstiegen beide langsam die Höhe und sahen bald die Ferne Kurmanns vor sich.

„Dort leben meine Eltern schon seit dem Jahre 1872.“

„Gerade das Jahr, in dem ich geboren wurde,“ entgegnete der Legionär.

Beide gelangten zwischen sorgsam gepflegten Weinbergen hindurch an die Umfassungsmauer des Hofes. Sie war hoch und konnte ohne Leitern nicht erstiegen werden. Trotz der Anaja der Guerfas hatte nämlich Herr Kurmann sein Besitztum ebenso gegen etwaige räuberische Überfälle gesichert, wie jeder andere französische Kolonist. Man konnte eine solche gleich einer kleinen Festung erscheinende Anlage mit leichter Mühe Wochen und Monate gegen aufrührerische Kabylen- oder Araberstämme verteidigen, bis Hilfe aus der nächsten Garnison kam.

Nun öffnete sich das schwere Holztor, ein Zeichen, daß man die Nahenden bemerkt hatte. Begleitet von zwei großen Doggen trat ein etwa fünfzigjähriger Mann aus dem Hofe und grüßte schon von weitem.

„Mein Vater!“

Auf diese Worte des Knaben beeilte der Legionär seine Schritte, grüßte auf sehr stramme militärische Art und entschuldigte sich, daß er so ohne jede Scheu der Einladung des jungen Herrn Kurmann gefolgt sei und erscheine.

„Bitte, bitte,“ entgegnete der Kolonist mit freundlicher Stimme in deutscher Sprache. „Meine Frau, meine Kinder und ich freuen uns, einen Elsässer Landsmann bei uns begrüßen zu können. Seien Sie mir herzlich willkommen!“

Nun führte Herr Kurmann seinen Gast in das Wohnhaus, wo in

der sogenannten guten Stube die ganze Familie versammelt war. Sie bestand aus Frau Kurmann, zwei Mädchen und einem jüngeren Knaben. Herr Beckerle wurde allen vorgestellt und dann so herzlich von sämtlichen Anwesenden begrüßt, daß er sich in kurzer Zeit wie zu Hause fühlte. Wie wohl tat dies dem armen Legionär, der seit Jahren nicht mehr in einer Familie verkehrt hatte, und der sich doch so sehr nach dem Elternhause, nach der Heimat, nach den gewohnten früheren Verhältnissen zurücksehnte.

„Nun aber kommen Sie, Herr Beckerle. Sie werden Hunger haben.“ Nach diesen Worten der Hausfrau begab man sich in das Speisezimmer.

Ein sauber gedeckter Tisch, reich beladen mit vollen Schüsseln, zeigte, daß man im Hause Kurmann hier im wilden Aurès-Gebirge fern von jeder größeren Stadt doch recht gut zu leben verstand.

Der Legionär dünkte sich wie in einem Feenschloß. Er, der zwei und ein halbes Jahr täglich seine Nahrung in seiner Blechschüssel empfangen und meist ohne Tisch aus freier Hand gegessen hatte, saß an einem gedeckten Tisch. Er, der seit Jahren den schlechten Kantinenwein, wenn es überhaupt welchen gab, nur aus seinem Feldbecher getrunken oder höchstens in erbärmlichen Kneipen minderwertiges Zeug in schmutzigen Gläsern bekommen hatte, erhielt hier ausgezeichneten Wein in blühenden, tadellos reinen Gläsern; er brauchte nicht mit der Kommißblechgabel, dem Blechlöffel und mit seinem Taschenmesser zu essen, er hatte einen silbernen Löffel, eine silberne Gabel und ein silbernes Messer zu seiner Verfügung; man reichte ihm blanke Porzellanplatten und bat ihn, von den guten Speisen zu nehmen, soviel er wollte, kurz — er, der arme Legionär, wurde wie ein vornehmer Herr behandelt.

So hatte er es ja auch zu Hause gehabt. Und das alles verlor er durch eigene Schuld.

War es ein Wunder, daß schließlich dem armen Menschen in der Erinnerung an einst und jetzt die Tränen in die Augen traten!

Herr Kurmann bemerkte wohl, in welcher Seelenstimmung sich sein Gast befand, und wollte ihm über die trübe Bewegung weghelfen. Daher meinte er: „Sie dachten wohl daran, daß Sie bei der Fremdenlegion nicht das fanden, was Sie erwarteten?“

„Eigentlich nicht, Herr Kurmann. Der Anblick Ihrer lieben Familie,

die so unendlich freundliche Art, mit der Sie mich aufgenommen, das behagliche Zimmer, der gedeckte Tisch, alles, alles erinnerte mich so sehr an die glückliche Zeit meiner Jugend; ich dachte an die Eltern, an meine Geschwister, an meine Heimat, und da — ach verzeihen Sie mir — da kamen diese Tränen, und ich kann sie nicht mehr zurückhalten.“

Nun weinte er so heftig, daß er sich erheben und an das Fenster treten mußte, um sich wieder zu fassen. Die ganze Familie Kurmann verstand die Empfindung des armen Soldaten gut. Wußte doch jedermann, daß das Leben bei der Fremdenlegion keineswegs ein freudiges war. Man ließ daher den Gast einige Minuten ruhig stehen, bis er sich etwas erholt und seine schmerzhaften Gedanken überwunden hatte. Als Herr Kurmann erkannte, daß der Legionär sich wieder in der Gewalt hatte, bat er ihn, von neuem am Tische Platz zu nehmen und die unterbrochene Mahlzeit fortzusetzen. Herr Beckerle folgte, und bald herrschte, dank der freundlichen Art der Hausleute, ein ruhiger, ungemein gemüthlicher Ton bei Tische. Man sah es dem Soldaten an, wie wohl es ihm tat, daß er so freundlich angesprochen und mit so liebenswürdiger Höflichkeit behandelt wurde, und wie er hierfür dankbar war.

Nachdem man sich über alle möglichen algerischen Verhältnisse unterhalten hatte, wollte der Hausherr etwas Näheres über die Vergangenheit seines Gastes erfahren, und darum fragte er: „Also Sie sind aus Colmar, Herr Beckerle?“

„Ja, Herr Kurmann, ich bin dort geboren. Allein ich habe die meiste Zeit meines Lebens in Straßburg zugebracht.“

„In Straßburg! Da müssen Sie uns mehr erzählen. Mein Mann und ich sind ja auch aus Straßburg.“ Auf diese Aufforderung der Hausfrau fuhr der Legionär fort: „Ich war von meinem fünfzehnten bis zu meinem zwanzigsten Jahre zuerst als Lehrling und dann als Kommiss in dem Kolonialwarengeschäft von François Ballinger — was ist Ihnen, Madame?“ — „Mir! — Oh gar nichts. — Ich glaube, es ist mir ein Moskito ins Auge geflogen.“ Damit hielt sie sich die Serviette vor das Gesicht und tat, als ob sie sich das Auge ausreibe. Herr Kurmann gab seinen Kindern, welche gerade im Begriff waren, Bemerkungen zu machen, ein Zeichen, daß sie still schweigen sollten, und bemerkte dann mit etwas gezwungener, aber doch ruhiger Stimme: „So, bei François

Ballinger waren Sie in Stellung? Dort hat es Ihnen wohl nicht behagt, weil Sie sich bei der Fremdenlegion anwerben ließen?"

„Nicht behagt, Herr Kurmann! Da täuschen Sie sich. Es waren die schönsten Jahre meines Lebens. Ich bin leider noch zwei Jahre anderswo gewesen und erst in meinem dreiundzwanzigsten Lebensjahre in die Legion eingetreten. Kannten Sie denn das Geschäft von Ballinger?"

„Gewiß. Ich kannte es sehr gut. Sie meinen doch das alte schöne Haus in der Schlossergasse nahe dem Gutenbergplatz?"

„Ja, das meine ich.“

„Oh, dann bitte ich Sie, uns etwas von Ihrem Leben dort zu erzählen.“

Der Legionär merkte wohl, daß nicht nur Herr Kurmann, sondern auch dessen Familie eine ganz außergewöhnliche Teilnahme bekundeten, als er nun erzählte. Aber es fiel ihm nicht auf, denn er glaubte, das gelte nur dem Interesse an seinem vergangenen Leben. Daher begann er ohne jede Scheu: „Der alte Herr Ballinger war ein ausgezeichnete Kaufmann, aber ein sehr stiller, ruhiger und in allen Geschäftsangelegenheiten äußerst genauer, vielleicht sogar etwas zu strenger Prinzipal. Infolgedessen lernte man sehr viel bei ihm. Ebenso wie er nun von seinen jungen Leuten im Berufe große Anstrengungen forderte, sorgte er aber auch, daß man genug freie Zeit zur Erholung hatte, und an Geschenken und Gehaltsaufbesserungen hatte es wohl niemand in ganz Straßburg so gut, als gerade die Untergebenen von François Ballinger.“

„Sind Sie mit ihm außer in geschäftlicher Beziehung auch sonst in Berührung gekommen?"

„Sehr wenig. Er sprach überhaupt nicht viel und ging fast gar nicht aus, weil es ihm verhaßt war, über die neuen Zustände in Elsaß-Lothringen seit dem Kriege von 1870 zu sprechen. Er war einer von jenen Straßburgern, welche sich mit der Herrschaft der Deutschen ausgeöhnt hatten, denn er behauptete, die deutschen Zustände seien besser als die früheren französischen, und die Elsässer wären den Deutschen stammverwandt und hätten ja in vergangenen Jahrhunderten auch schon zum Deutschen Reiche gehört. Übrigens hielt er sich von aller Politik fern und verlangte auch das Gleiche von uns. Er meinte stets, wir sollten zuerst tüchtige Kaufleute werden. Politik könnten wir später

als selbständige Herren treiben. Solange wir aber bei ihm angestellt seien, verbitte er sich jede politische Streiterei.“

Still vor sich hin lispelte der Hausherr: „Ja, so ist er.“ Dann fragte er wieder laut weiter: „Sie haben also nicht viel in seiner Familie verkehrt?“

„Sehr wenig. Der alte Herr war überhaupt kein Freund von Geselligkeit. Seine älteste Tochter soll, wie man munkelte, gegen seinen Willen einen Sekretär der ehemaligen französischen Präfektur geheiratet haben, mit demselben fortgegangen und verschollen sein. Man hörte nie etwas Rechtes darüber, denn man durfte im Hause nicht von ihr reden.

— Ist der Moskito wirklich noch in Ihrem Auge, Madame?“

Frau Kurmann war nämlich aufgesprungen und hatte sich mit vorgehaltener Serviette nach der Thür gewendet.

„Es wird schon gehen. Ich werde mir das Auge auswaschen.“

Damit verschwand sie aus der Stube.

„Kinder, geht mit eurer Mutter. Du, Louis, kannst hier bleiben.“

Auf diese Worte des Hausherrn verschwanden die beiden Mädchen und der kleine Knabe. Nach ihrem Weggange fuhr Herr Kurmann fort:

„Die zweite Tochter lernten Sie nicht kennen?“

„Oh ja. Sie führte ja ihrem Vater, der, als ich in das Geschäft kam, schon Witwer war, das Hauswesen. Aber sie gab sich wenig mit uns Gehilfen ab. Ueberdies hat sie sich vor etwa sechs Jahren nach Baden verheiratet. — Sie kannten also die Familie näher?“

„Ich habe neben dem Ballinger'schen Hause gewohnt. — Wie lebte denn der alte Herr nach dem Weggange seiner zweiten Tochter?“

„Noch einsamer und zurückgezogener als vorher. Eine alte Haushälterin besorgte ihm die Wirtschaft, und er arbeitete Tag und Nacht in seinem Geschäft. Er soll ein steinreicher Mann sein. Aber er macht keinen glücklichen Eindruck. Die Geschichte mit seiner ältesten Tochter scheint ihm immer noch nahe zu gehen. Ich weiß gar nicht, ob er jetzt noch lebt, denn ich habe seit mehr als zwei Jahren nichts mehr von ihm gehört.“

Den Hausherrn schienen die Bemerkungen des Legionärs sehr gefesselt zu haben. Da aber in diesem Augenblick seine Frau und seine Kinder wieder eintraten, fragte er, um dem Gespräche nun eine

andere Wendung zu geben: „Sie haben mir noch gar nicht erzählt, warum Sie, der Sie doch eine bessere Erziehung genossen und etwas Tüchtiges gelernt haben, sich bei der Legion anwerben ließen? Wollen Sie uns das nicht auch mitteilen?“

„Ein andermal, Herr Kurmann. Glauben Sie mir aber, ich habe keinen schlechten Streich gemacht. Ich handelte freilich unüberlegt und dumm, und das muß ich jetzt büßen. Nehmen Sie mir jedoch durch die Erinnerung daran nicht das glückliche Gefühl, das ich heute seit langer Zeit wieder zum ersten Male empfinde, weil ich in einer so liebenswürdigen Familie so freundlich aufgenommen wurde.“

„Gut, wie Sie wollen. Vielleicht macht es Ihnen Vergnügen, meine Wirtschaftsgebäude und Herden zu sehen!“

„Mit größter Freude.“ Nun erhoben sich alle vom Tisch. Herr Kurmann trat zu seiner Frau, streichelte sie sanft über die Wange und sprach einige leise Worte zu ihr. Dann schritt er voraus, und Herr Beckerle, Louis und die Kinder folgten. Frau Kurmann blieb zurück, um für den Kaffee zu sorgen. Man wanderte von einer Scheune zur anderen, man besichtigte die Wagenremisen und Schafstallungen und begab sich dann zu den großen, außerhalb der Hofmauer gelegenen Weideplätzen, welche von Drahtzäunen eingefast waren. Bald erkannte Herr Beckerle, daß Herr Kurmann ein sehr reiches und vorzüglich im Stande gehaltenes Landgut sein eigen nennen konnte. Als er Äußerungen in diesem Sinne machte, meinte der Besitzer: „Viel verdanke ich der Anaja der Guerfas, denn dadurch werde ich vor all den Verlusten, welche die hiesigen Kolonisten am meisten schädigen, bewahrt. Daher konnte ich von Anfang an ohne besondere Gefahr wirtschaften, und das wurde wieder die Ursache, daß ich günstiger als meine Nachbarn zu verkaufen und darum meinen Besitz von Jahr zu Jahr zu vergrößern vermochte. Auch sonst ist mir alles gut eingeschlagen, besonders die Pferdezucht. Da habe ich übrigens jetzt doch eine kleine Schwierigkeit. Denken Sie nur, wir bringen meinen schönsten jungen Hengst nicht dazu, daß er sich reiten läßt.“

„Oh, das interessiert mich. Den möchte ich sehen.“

Nun begab man sich zu den Koppeln der Pferde. Dort waren prächtige Tiere der sogenannten Verberrasse vorhanden. Mit ungeteilter

Aufmerksamkeit betrachtete der Legionär die einzelnen Pferde und machte Äußerungen, welche bekundeten, daß er etwas davon verstand.

Plötzlich rief er begeistert aus: „Oh welch herrliches Tier ist doch jener Hengst! Diese prächtigen Glieder, diese elegante Gestalt. Der ist ja wohl arabisches Vollblut.“

„Das ist er auch. Aber gerade der läßt sich nicht besteigen.“

„Läßt er sich auch nicht satteln?“

„O ja. Sobald sich aber der Reiter in den Sattel geschwungen hat, bockt er, schlägt aus, steigt und macht solche gewaltige Sätze, daß man unbedingt abgeworfen wird. Ich bin schon sechsmal von seinem Rücken herabgeschlagen, so daß ich beinahe Hals und Beine gebrochen hätte. Nun mußte ich meiner Frau versprechen, keinen Versuch mehr zu wagen. Louis ist auch schon abgeworfen worden; er reitet überhaupt nicht gut genug für ein so gewalttätiges Tier, und meine eingeborenen Knechte wagen sich an und für sich nicht mehr auf den Hengst. Ich fürchte, ich muß ihn um ein Spottgeld weggeben.“

„O bitte, lassen Sie mich doch versuchen, ihn zu reiten.“

„Sie, Herr Beckerle! Können Sie denn reiten?“

„Ich glaube, ja. Lassen Sie den Hengst gleich satteln.“

„Ich wage es nicht. Wenn Ihnen etwas zustößt! Sie sind Konvaleszent.“

„Es stößt mir nichts zu. Sie glauben gar nicht, wie ich mich danach sehne, auf einem so edlen Tier zu sitzen.“

„Herr Beckerle, Sie täuschen sich. Ein solcher Araber ist kein Pony, wie man sie in Tongking bei der Armee hat.“

„Macht nichts. Ich bitte Sie nochmals, den Hengst satteln zu lassen.“

Der Legionär schien ein ganz anderer Mensch geworden zu sein. Seine Augen leuchteten förmlich, und ohne sich weiter um den Kolonisten zu kümmern, schritt er auf den Hengst zu, lockte ihn, fing ihn an seiner langen Mähne und streichelte ihn. Herr Kurmann hatte unter dessen Befehl erteilt, einen Sattel und Baumzeug zu holen. Als zwei eingeborene Diener alles herbeigebracht hatten, bat der Legionär: „Jetzt, Herr Kurmann, ersuche ich Sie, mich die Anordnungen, die ich für nötig halte, erteilen zu lassen.“

„Bestimmen Sie, wie Sie wollen.“

„Gut. Herr Louis, seien Sie so liebenswürdig, den Hengst einen Augenblick zu halten, und sprechen Sie ihm freundlich zu.“

Der Knabe erfaßte die Mähne des Tieres, streichelte es und sprach mit ihm. Unterdessen sah Beckerle das Zaumzeug und die Innenpolster des Sattels sowie die Gurte genau nach.

„Die Kandare brauche ich nicht. Haben Sie nicht eine leichte Trense?“

„Gewiß. Aber Sie werden doch nicht einen so wilden Hengst nur auf Trense reiten wollen?“

„Sicherlich will ich das. Lassen Sie mich nur machen.“

Man folgte seinem Wunsche, holte eine Trense und schnallte sie statt der Kandare in den Zaum.

„Jetzt wollen wir satteln.“

Das geschah unter fortwährendem ruhigen Sprechen Beckerles mit dem Pferde auf ziemlich genaue Art. Der Legionär sah nach, daß der Sattel nicht so, wie es Kabhlen und Araber machen, auf dem Widerrist auflag, damit kein harter Druck den Hengst schmerzen konnte. Ebenso schnallte er die Trense so, daß sie gut paßte, nicht an den Zähnen des Pferdes anstieß und diesem also nicht lästig war. Das Tier hatte sich ruhig satteln und zäumen lassen. Nun meinte Herr Kurmann: „Ich warne Sie noch einmal. Sobald Sie im Sattel sitzen, geht das Boden, Schlagen und Steigen los.“

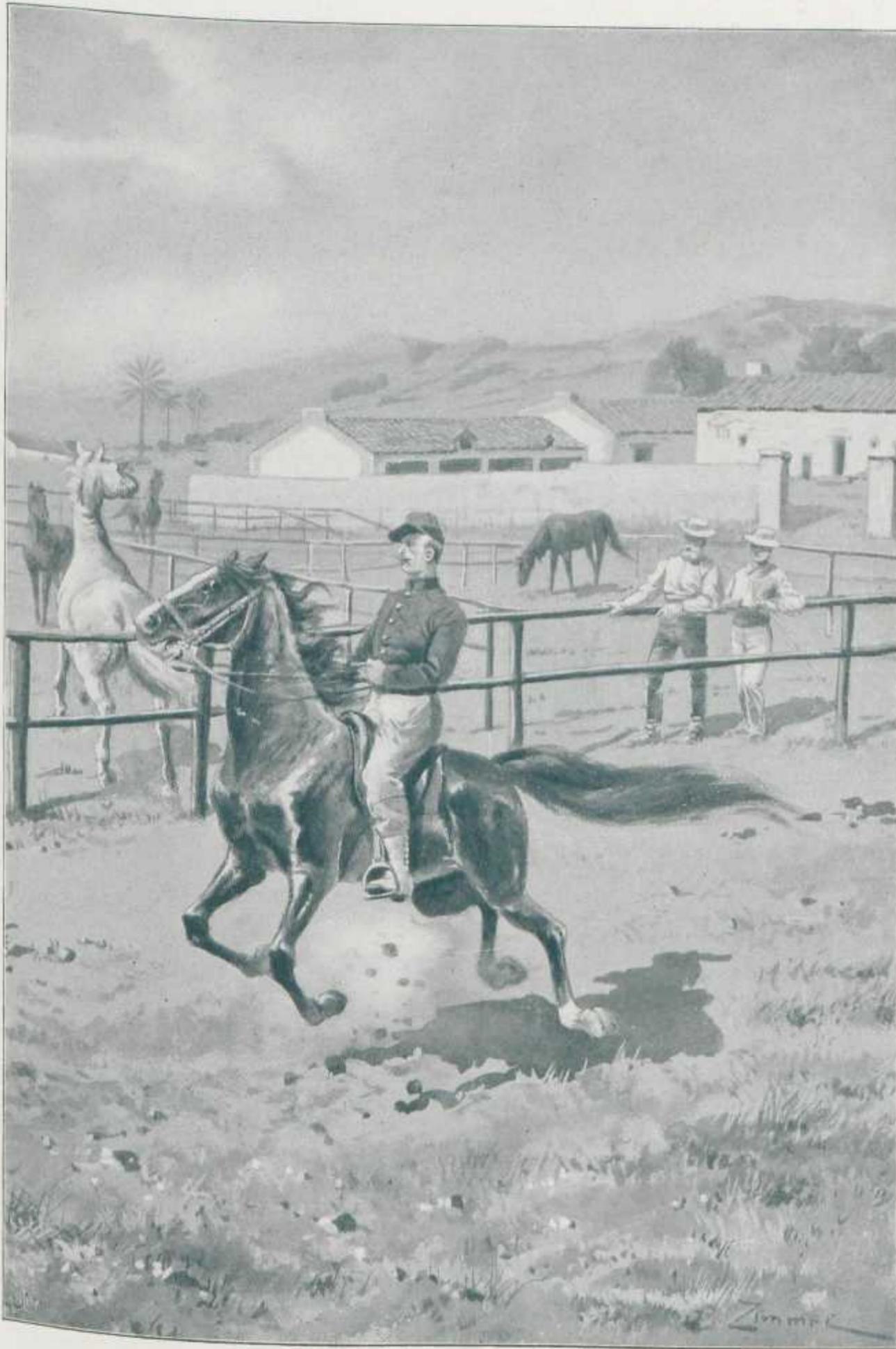
„Das macht nichts. Aber es wird auch gar nicht so schlimm werden. Jetzt ersuche ich Sie, mich eine halbe Stunde mit — wie heißt der Hengst?“

„Ali.“

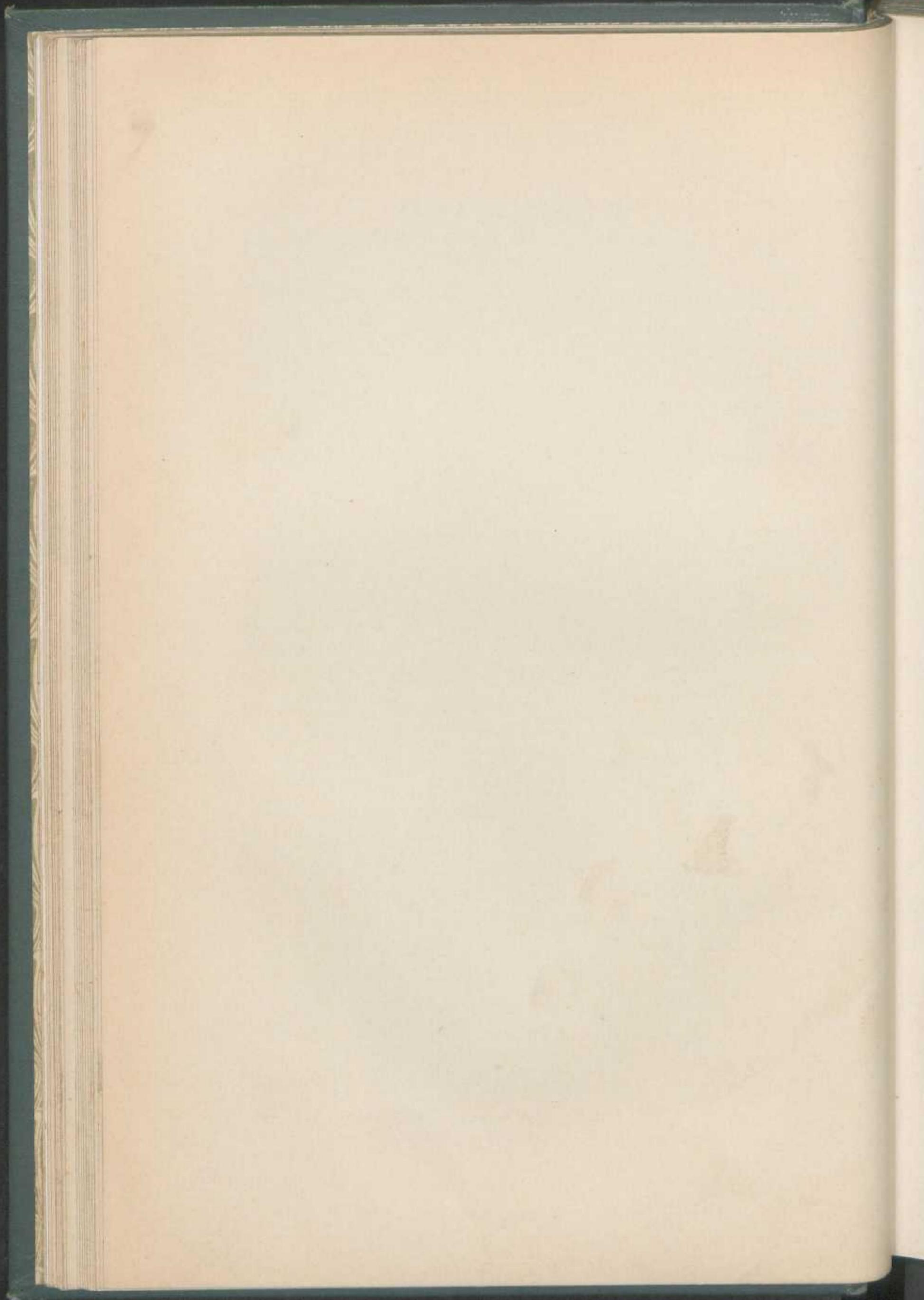
„Gut. Mit Ali spazieren gehen zu lassen. Dann erst mache ich den Versuch, ihn zu besteigen.“

„Tun Sie, was Sie für gut halten.“

Weckerle nahm nun den Zügel ganz leicht in die Hand und führte das Pferd weg. Er sprach unaufhörlich mit ihm und streichelte wiederholt den glänzenden Hals des Rappen. Ohne zu ermüden, setzte er dies eine halbe Stunde fort, wobei er zuletzt das Tier fast gar nicht mehr am Zügel, sondern nur an der Mähne führte.



Immer noch in fausendem Galopp jagte jetzt der Reiter vorbei.



Jetzt blieb er an einer freien Stelle stehen. Herr Kurmann wollte herbeieilen und ihm beim Aufsitzen helfen, d. h. den rechten Steigbügel halten, damit der Sattel beim Aufsteigen im linken nicht rutschte. Der Legionär aber rief: „Bitte, bleiben Sie und Ihre Kinder weg! Ich brauche keine Hilfe.“ Nun schnallte er die Satteltasche etwas nach, hängte den Zügel leicht über den linken Arm, sprach wieder mit dem Hengst, wickelte sich dessen Mähne um die linke Hand, neigte sich über den Sattel, hing sich daran, stand wieder neben Ali, und plötzlich gab er sich einen Schwung und saß, ohne einen Steigbügel berührt zu haben, im Sattel. Der Hengst zuckte wie unter einem Schlag zusammen. Sofort bockte er mehrmals, schlug hierauf kräftigst einige Male hinten aus und ging dann in rasendem Galopp davon.

Der Kolonist und seine Angehörigen blickten ihm staunend nach.

„Sieh nur, Vater, Beckerle zieht den Zügel gar nicht an! Er hält sich allein mit den Schenkeln. Wie der Mann aber prächtig sitzt, wirklich wie angegossen!“

„Ja, das ist wahr. Ich kenne aber auch meinen Ali gar nicht mehr. Er geht ja sehr unruhig, aber doch ist dies kein Vergleich mit den Manövern, die er unter mir gemacht hat.“

„Vater, das kommt vielleicht daher, daß Beckerle den Zügel gar nicht annimmt.“

„Das mag sein. Seht einmal! Jetzt macht der Hengst wahrhaftig eine Wendung und kommt zurück. Und der Legionär lenkt ihn nur mit den Waden und mit dem Druck seiner Hand. Man sollte es nicht für möglich halten.“

Immer noch in saufendem Galopp jagte jetzt der Reiter vorbei. Man hörte, wie er mit dem Hengst sprach, und sah, daß er ganz ohne Zügel ritt und das Tier fortwährend streichelte. Bald wurden die Sprünge des Pferdes ruhiger und geregelter. Auf einmal ging es in scharfen Trab über. Beckerle ließ es auch so etwa zehn Minuten laufen, ohne den Zügel anzuziehen oder überhaupt das Tier zu etwas zu zwingen. Da begann Ali langsamer zu traben, und auf einmal ging er ruhigen Schritt. Beckerle streichelte ihn und ließ ihm sonst seinen Willen. Endlich nahm er langsam den Zügel an. Sofort begann wieder das Bocken, Schlagen und Steigen. Hierauf ließ der Legionär den

Zügel wieder nach. Das wiederholte sich noch etwa sechsmal. Schließlich ging aber Ali doch etwas an den Zügel.

Da das aufgeregte Tier über und über in Schweiß gebadet war, so sprang nun Beckerle ab und führte den Hengst herum. Herr Kurmann rief ihm zu:

„Geben Sie ihn doch jetzt einem Diener.“

„Nein, nein. Wir machen noch einen halbstündigen Spaziergang zusammen. Dann sind wir beide abgekühlt und haben uns unterdessen miteinander angefreundet.“

Ohne die Geduld zu verlieren, marschierte der Legionär mit dem Hengst herum und sprach ihm immer zu. Als Ali vollständig trocken war, sattelte und zäumte ihn Beckerle ab, streichelte ihn nochmals und ließ ihn dann laufen. Der Hengst fing sofort an, ruhig zu weiden.

„Na, Herr Kurmann, was sagen Sie? Das war die erste Lektion. Nach der zehnten geht der Hengst unter jedem guten und ruhigen Reiter wie ein Lamm. Wollen Sie wetten?“

„Nein, das will ich nicht, denn ich sehe, daß Sie scheinbar Unmögliches doch möglich machen. — Bitte legen Sie den Sattel nur nieder. Die Diener holen ihn gleich.“

„Also Sie wollen mir erlauben, Ali ordentlich anzureiten?“

„Nicht nur erlauben. Ich bitte Sie darum. Sie erweisen mir ja dadurch einen großen Dienst. Ich habe aber auch nie einen Mann so reiten und so ausgezeichnet mit einem wilden Hengst umgehen sehen, wie Sie das verstehen.“

„Ali ist gar nicht so wild, Herr Kurmann. Er ist nur wie alle Rassepferde sehr empfindlich und wird leicht erschreckt. Dieses Tier darf man weder am Zügel reißen, noch mit Gewalt oder Strafen behandeln. Man muß ihm sozusagen mit Liebe die Scheu und die Wildheit ablaufen. Er wird ein prächtiges Reitpferd.“

„Das glaube ich auch, und ich danke Ihnen im voraus für Ihre Bemühungen. Aber sagen Sie mir nur, wo haben denn Sie, ein Fremdenlegionär und früherer Handlungsgehilfe, so vorzüglich reiten lernen?“

„Ich habe — ich war — ach es ist vielleicht besser, wenn ich Ihnen gleich alles erzähle. Es wäre für mich freilich ein schwerer Schlag, wenn Sie dann nichts mehr von mir wissen wollten. Aber

Sie kamen mir so herzlich entgegen. Ich kann Sie nicht hintergehen. Also hören Sie. Ich habe zwei Jahre bei den preussischen Husaren gedient und bin preussischer Unteroffizier gewesen."

"Bei den Preußen!" Das klang scheinbar wie eine Enttäuschung, wie ein Vorwurf. Daß es nur der Ausdruck einfacher Überraschung war, das merkte der Legionär nicht. Traurig rief er aus: „Nun ist es vorbei! Ich sehe, Sie können es nicht entschuldigen, daß ich als Elsässer, obwohl schon als geborener Deutscher, bei den Preußen meiner Militärpflicht nachkommen wollte. Ich mußte ja, sonst hätte ich schon damals die Heimat, das Elternhaus, alles verloren, so wie ich später doch alles verloren habe."

"Sie Armer!" Das klang gar nicht vorwurfsvoll. Das klang mitfühlend, als ob Herr Kurmann selbst empfinde, was es heißt, Heimat, Elternhaus, alles verloren zu haben.

Dann fügte der Kolonist weich hinzu: „Geben Sie mir die Hand, Herr Beckerle. Jetzt bleiben Sie erst recht mein Gast. Hoffentlich ganz. Ja, ja. Sie müssen zu mir heraufziehen. Nun wollen wir aber in das Haus zurückkehren. Da können Sie uns erzählen."

Glückstrahlend reichte der Legionär Herrn Kurmann die Hand und folgte diesem und den Kindern in das Haus. Dort hatte Frau Kurmann den Kaffee bereitet, und bald saßen alle gemütlich um den dampfenden Kessel.

"Denke dir nur," begann der Kolonist zu seiner Frau, „Herr Beckerle hat den Ali geritten und ist nicht abgeworfen worden! Er reitet aber auch ganz vorzüglich. Und rate einmal, wo er das gelernt hat."

„Wahrscheinlich in Tongking, im Kriege."

„Nein, bei den preussischen Husaren im Elsaß."

„Was, bei den Preußen, in unserer Heimat!"

„Ja, Frau Kurmann," fügte nun Beckerle bei. „Ich will Ihnen jetzt auch meine ganze Vergangenheit erzählen. Als ich zwanzig Jahre alt geworden war, hat man mich zum Militär ausgehoben und zu den Husaren nach Mülhausen gewiesen. Wenn ich ehrlich sein soll, muß ich gestehen, daß ich nicht ungern bei dem flotten Regiment eintrat. Wir nach dem Kriege von 1870 Geborenen haben eben die französische Zeit

nicht erlebt, und darum sind wir den deutschen Einrichtungen gegenüber nicht so feindlich gesinnt wie unsere Eltern. Also ich wurde ganz gern Husar und habe mich bei der Schwadron so gut gehalten, daß man mich nach zwei Jahren zum Unteroffizier beförderte. Da fing das Verhängnis an. Ich hatte in Mülhausen die Tochter eines Kaufmanns kennen gelernt, der ich bald stark den Hof machte. Das tat aber auch ein Bizefeldwebel eines ebenfalls in Mülhausen stehenden Infanterieregiments. Bald wurde ich auf diesen so eiferjüchtig, daß ich ihn tödlich haßte. Eines Tages trafen wir uns alle drei in einem Tanzlokal, in welchem auch viel Arbeiter der Mülhäuser Fabriken verkehrten. Das junge Mädchen bevorzugte wieder den Bizefeldwebel. Aus Ärger darüber trank ich schnell einige Glas starken neuen Weines, und der stieg mir in den Kopf. Dann fing ich mit dem Bizefeldwebel Streit an. Der stellte sich aber auf den Standpunkt eines Vorgesetzten, sagte mir kurz ins Gesicht, ich sei betrunken, und befahl mir, das Lokal zu verlassen und in meine Kaserne zurückzukehren. Er fügte bei, er werde mein Verhalten morgen meiner Schwadron melden.“

„Hatte der Mann denn das Recht dazu? Er war doch Infanterist, und Sie waren Husar?“

„Das ist bei der deutschen Armee ganz gleich. Wer einen höheren Rang hat, ist Vorgesetzter und kann befehlen. Ich sah aber in dem Auftreten des Bizefeldwebels nur das Bestreben, mich wegzubringen, damit er ungestört dem Mädchen den Hof machen könnte. Das nahm mir jede Besinnung, und ich ließ mich hinreißen, ihm zu erwidern: ‚Es fällt mir gar nicht ein, Ihnen das Feld zu räumen. Machen Sie vielmehr, daß Sie hier fortkommen.‘

Unterdessen hatten sich zahlreiche elsässische Arbeiter um uns gesammelt. Diese erkannten an unserer verschiedenen Sprechweise, daß ich einer ihrer Landsleute, jener aber ein Berliner war. Sofort stellten sie sich auf meine Seite und heßten mich immer mehr. Dies, die in mir steckende Eifersucht und der Wein nahmen mir jede Besinnung, und als der Bizefeldwebel seinen Befehl nochmals streng wiederholte, rief ich in höchster Wut: ‚Ach was! Ich lasse mir von so einem Berliner überhaupt nichts sagen. Der Kerl paßt gar nicht in unsere Gesellschaft. Sinaus mit ihm!‘ Mit diesen Worten packte ich zu, die Arbeiter haßten

johlend mit, und so warfen wir den Bizefeldwebel trotz seiner heftigen Gegenwehr einfach zum Haus hinaus.“

„Sie haben sehr unrecht gehandelt.“

„Ja, ja, Herr Kurmann. Ich sehe es jetzt wohl ein. Aber es war einmal geschehen. Ich kehrte begleitet von den schreienden Arbeitern in den Saal zurück. Kaum daß ich mich aber an meinen Platz gesetzt hatte, kam schon ein Arbeiter gelaufen und teilte mir mit, es nahe sich eine Patrouille der Hauptwache, wahrscheinlich um mich zu verhaften. Ich war schon im Begriff, mich auszuliefern, da schriegen die Arbeiter, ich würde mich doch nicht selbst dem preußischen Militärgefängnis stellen, ich würde ja degradiert, vielleicht käme ich sogar auf die Festung zu Strafarbeiten u. s. w. Ich sollte lieber über die nahe Grenze nach Belfort fliehen, sie würden mir schon helfen. Zu meinem Unglück ließ ich mich überreden. Während ein Teil der Arbeiter die Patrouille aufhielt, drängten mich die anderen aus dem Saal, schenkten mir Kleidungsstücke von sich, rissen mir die Uniform herunter, und vier Stunden später stand ich in zusammengestückeltem Zivilanzug über der Grenze.“

Da kam freilich schon die Keule über mich. Aber ich wagte doch nicht mehr zurückzukehren, wanderte zu Fuß bis Belfort, meldete mich dort als Deserteur und bat, da ich keinen anderen Ausweg wußte, mich in einem französischen Regiment einzustellen. Man schlug mir die Fremdenlegion vor, ich erkundigte mich gar nicht genauer hierüber, die Aussicht, bis nach Tongking zu gelangen und dort sogar etwas Abenteuerliches erleben zu können, war mir gerade recht, und so kam ich zu meinem Unglück in die Legion. Mein Vater ist seitdem gestorben, meine arme Mutter grämt sich über das Schicksal ihres einzigen Sohnes wahrscheinlich auch langsam zu Tode, und von meinen Schwestern weiß ich gar nichts. Nach dem Elsaß, in die Heimat, darf ich nicht mehr zurückkehren, und ob ich, wenn ich meine fünf Jahre — so lange dauert immer die Verpflichtung bei der Legion — ausgedient habe, wieder eine geeignete Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft finde, das ist ja sehr fraglich. Sie sehen, meine Zukunft ist nicht heiter.“

Herr und Frau Kurmann empfanden mit dem Legionär aufrichtigstes Mitleid. Der Hausherr äußerte dies auch und sagte deshalb: „Vorläufig bleiben Sie bei uns, Herr Weckerle. Es wird mir ein leichtes

sein, von dem militärischen Badedirektor von Hammam Meskoutin die Erlaubnis zu Ihrer Übersiedelung in meinen Hof zu erlangen. Ich kann ihm ja erzählen, daß gerade durch die Anaja Mohammeds, auf dem eine Blutrache ruht, Ihre Lage eine gefährliche wäre, wenn Sie sich nicht in meinem Hause und damit in meinem Schutze und unter dem der Anaja aller Guersas befinden. Er erspart ja auch Ihr Kostgeld, und das wird ihn sicher zur Zusage bestimmen. Also Sie bleiben hier, erholen sich ganz, gehen nur zu den Bädern ins Tal und machen sonst hier, was Sie wollen.“

„Ich reite den Ali zu.“

„Gut. Dann haben Sie mir einen großen Dienst erwiesen.“

Man plauderte noch einige Zeit, trank Kaffee, und dann machten sich der Legionär, der Kolonist und Louis auf den Weg nach Hammam Meskoutin, um vom Badedirektor die Erlaubnis zur Umsiedelung Beckerles zu erbitten. Dieselbe wurde bald gewährt, und zwei Stunden später befanden sich alle, der Legionär diesmal mit Sack und Pack, wieder im Hofe des Herrn Kurmann.

Es vergingen etwa vierzehn Tage, während welcher alle Glieder der Familie Kurmann eine innige Zuneigung für den Legionär gewonnen hatten. Besonders Louis fühlte eine wahre Freundschaft für den schneidigen Soldaten, der nach und nach Ali so gut zugeritten hatte, daß der vorher so wilde Hengst wirklich wie ein Lamm unter ihm ging.

Es nahte aber das Ende des Erholungsurlaubes des Legionärs. Eines Abends saß er mit Louis in einer Laube von Glycinien, legte mit einem Male den Kopf in beide Hände und seufzte.

„Was haben Sie denn, Beckerle?“

„Ach, Louis, mir ist so schwer ums Herz. Nun muß ich wieder zu der schrecklichen Fremdenlegion als der Genosse von verkommenen Subjekten, Säufern und Tagedieben, und ich habe im Hause Ihrer Eltern mich wieder an geordnete Verhältnisse gewöhnt, an ein Leben, wie ich es in meiner Jugend in der Heimat führte. Das soll nun alles abermals vorbei sein. Bei dem Gedanken erfaßt mich wie vor Jahren von neuem das Heimweh. Wenn es möglich wäre, würde ich so gern zurückkehren. Wüßte ich nur, daß man mich nicht mit zu sehr entehrender

Strafe belastete, ich möchte am liebsten hier desertieren, mich bei den Husaren stellen und eben erdulden, was man über mich verhängt. Aber freilich, wenn ich zur Strafarbeit in der Festung verurteilt würde, dann könnte ich es nicht wagen. Wenn meine Mutter mich in der Sträflingsjacke in Straßburg am Wall arbeiten oder durch die Stadt mit den anderen Sträflingen unter Aufsicht marschieren sähe, es wäre ihr Tod. Oh wenn ich nur jemand wüßte, der sich dort erkundigen könnte, was mir bevorsteht, wenn ich mich freiwillig stelle.“

„Weckerle, wenn ich nach Straßburg ginge!“

Wie elektrisiert sprang der Legionär in die Höhe.

„Louis, Sie wollten!“

„Ja, ich will. Ich will es schon lange, denn ich habe noch andere schwerwiegende Gründe für diese Reise. Hören Sie. Meine Mutter ist die ältere Tochter Ihres früheren Prinzipals Ballinger. Als mein Vater, um nicht für Deutschland optieren zu müssen, hierher auswanderte, waren meine Eltern erst verlobt. Da löste mein Großvater Ballinger die Verlobung auf, ohne erst lange zu fragen, weil er mit der Auswanderung meines Vaters nicht einverstanden war. Meine Mutter aber verließ heimlich das väterliche Haus und folgte ihrem Bräutigam. In Paris wurden beide getraut und kamen dann hierher. Mein Großvater, der durch die Flucht seiner Tochter in innerster Seele verletzt war, sagte sich ganz von meinen Eltern los und wies jeden Annäherungsversuch mit unerbittlicher Strenge ab.“

„Daran erkenne ich den alten Ballinger.“

„Meine Eltern müssen anfangs sehr unter dieser Härte gelitten haben. Aber nach und nach scheinen sie sich ins Unabänderliche gefügt zu haben. Durch Ihre Erzählungen, Weckerle, ist jedoch besonders bei meiner Mutter die Sehnsucht nach einer Aussöhnung mit meinem Großvater und der Wunsch, ihn besuchen zu dürfen, wieder so mächtig geworden, daß mein Vater und meine Mutter seit dieser Zeit immer nachsinnen, wie eine Annäherung zu ermöglichen sei. Nun habe ich mir gedacht, ob ich als ältester Enkel nicht eine solche vermitteln könnte. Aber das darf nicht brieflich geschehen. Dazu muß ich selbst nach Straßburg reisen. Wenn ich persönlich meinem Großvater gegenüberstehe, dann will ich ihn schon so bitten, daß er gerührt wird und sein

„Ja“ zur Aussöhnung sagt, ehe ihm wieder strenge Gedanken in den Kopf kommen. Das ist der Hauptgrund, warum ich nach Straßburg reisen will. Außerdem habe ich einen zweiten, einen persönlichen Grund. Mein sehnlichster Wunsch ist der, Seemann zu werden. Mein Vater will zwar nicht recht zustimmen, aber schließlich gibt er schon nach. Nun möchte ich jedoch nicht ohne vorherige Prüfung mich in einen Beruf stürzen, der mich vielleicht nicht ganz befriedigt. Bei der Reise nach dem Elsaß könnte ich mich aber in dieser Hinsicht umschauen, wenn ich von Algier mit irgend einem Dampfer über Lissabon durch den Kanal nach Hamburg fahre. Das ist auch viel billiger als der Landweg, und ich lerne gleich verschiedene Meere und Schiffe verschiedener Nationen kennen. Sie sehen also, Weckerle, welche maßgebende Gründe meine Reise nach dem Elsaß erwünscht machen. Helfen Sie mir nun, meine Eltern zu bestimmen, mir die Erlaubnis zu geben, so will ich mich in Straßburg auf das genaueste erkundigen, unter welchen Verhältnissen Sie zurückkehren könnten.“

„Und Sie würden meine arme Mutter besuchen und ihr sagen, wie ihr Sohn sich nach ihr sehnt?“

„Selbstverständlich. Einer meiner ersten Gänge wäre zu Ihrer Mutter.“

Da sprang der Legionär auf und rief im Tone höchster Freude: „Louis, ich muß Sie umarmen. Sie geben mir die Lebensfreude wieder. Sie retten mich vor der Verzweiflung. Oh, wie danke ich Ihnen. Wenn ich das nur besser betätigen könnte. Halt! Das einzige Wertstück, das ich besitze, ist eine Goldmünze, die ich einem erschossenen tongkinesischen Seeräuber abnahm, weil darauf eine Madonna ist. Vielleicht hatte der Kerl, einer der berühmtesten Schwarzflaggen, sie einem Spanier gestohlen oder geraubt. Da haben Sie sie. Möge sie Ihnen eine Art von Talisman sein.“

Mit diesen Worten wollte er Louis eine Münze geben. Der Knabe lehnte aber ab, indem er meinte: „Sie können die Münze besser brauchen als ich. Vielleicht hilft Ihnen dieser Notpfennig einmal aus der Verlegenheit. Übrigens habe ich ja auch noch gar keine Reiseerlaubnis.“

„Gut, warten wir noch einige Zeit.“ Damit steckte der Legionär die Münze wieder in die Tasche.

Beide begaben sich jetzt in das Haus, wo die Familie Kurmann schon um den Abendtisch versammelt war. Weckerle begann: „Entschuldigen Sie, daß wir Sie warten ließen. Louis teilte mir soeben große Pläne mit, die er hat, und dabei verspäteten wir uns etwas.“

„Louis hat große Pläne?“

„Ja, Vater. Ich will es gleich dir und der Mutter erzählen. Bitte, hört mich an und entscheidet erst, wenn ihr alles wißt.“

Nun trug er sein Anliegen vor. Er wußte es so geschickt zu machen, daß seine Mutter schon während des Sprechens ganz gerührt wurde. Als er geendet hatte, konnte sie sich nicht länger halten, stand auf, umarmte Louis und küßte ihn auf die Stirn. Sie konnte aber wegen ihrer innern Bewegung kein Wort reden und wollte ja auch nicht ihrem Gatten vorgreifen.

Man sah Herrn Kurmann an, daß er mit sich selbst kämpfte. Endlich schien er sich entschieden zu haben. Während seine Frau, die Kinder und Weckerle mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschten, sprach er: „Dein Vorschlag, Louis, überrascht mich. Ich habe bisher an einen solchen Ausgang gar nicht gedacht. Aber ich finde, du hast recht. Es ist gut möglich, daß es dir als dem Enkel des Herrn Ballinger gelingt, sein Herz zu erweichen und die fast dreiundzwanzig Jahre währende Entfremdung und Spannung zwischen Vater und Tochter und auch zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn zu heben. Ich gebe dir daher die Erlaubnis und die Mittel zur Reise, und —“

Er konnte nicht weiter sprechen, denn seine Frau umarmte und küßte ihn, während ihr die Tränen der Freude über die Wangen liefen. Endlich fand auch sie Worte: „Wie danke ich dir, geliebter Mann. Du weißt ja, daß ich es keine Minute bereut habe, dir in die Verbannung nach Afrika gefolgt zu sein. Ich habe stumm die Härte meines Vaters ertragen und hielt treu an deiner Seite aus. Aber ich habe doch schwer darunter gelitten, daß mir die Heimat verboten, daß ich sozusagen eine Ausgestoßene war. Sollte es Louis wirklich gelingen, die Verzeihung meines alten Vaters für uns zu erlangen — und ich zweifle daran nicht mehr —, so wäre mein Glück erst ganz vollständig.“

Meinen Vater verhöhnt, dich mit ihm einig, euch Kinder im Hause eures Großvaters aufgenommen zu wissen, das wäre die Erfüllung fast aller meiner Wünsche. Wer weiß, ob dann nicht auch noch der letzte sich erfüllen und ich dadurch das glücklichste Wesen auf Erden werden könnte.“

„Ich glaube, ich ahne diesen Wunsch,“ wandte ihr Gatte ein.

„Er ist so kühn, daß ich ihn gar nicht zu äußern wage.“

„Soll ich dir helfen und aussprechen, was du dir wünschest?“

Fast ängstlich betrachtete Frau Kurmann ihren Mann und bemerkte schein: „Sage es.“

„Du wünschest dir die dauernde Rückkehr in die Heimat.“

„Ja, Robert, das ist es. Aber so weit wird mein Glück nicht reichen. Ich bin ja auch zufrieden, wenn wir mit meinem alten Vater ausgehöhnt sind, und wenn ich ihn nur wenigstens auf einige Tage wiedersehen darf.“

Herr Kurmann antwortete seiner Frau nicht, sondern wandte sich an seinen Sohn: „Louis, höre mir aufmerksam zu. Sollte dein Großvater sich wirklich nachgiebig zeigen und den Wunsch äußern, er möchte gern, daß seine Tochter nach dem Elsaß zurückkäme, so antworte ihm, du wüßtest genau, daß dein Vater diesem Gedanken keineswegs unfreundlich gegenüberstehe, sondern daß er bereit sei, die nächste Gelegenheit zum Verkaufe seines Gutes zu ergreifen und mit Frau und Kindern nach Straßburg zurückzukehren.“

War das ein Jubel, als Herr Kurmann Louis diesen Auftrag erteilt hatte! Seine Frau umarmte ihn immer wieder, und die Kinder sprangen zu ihm und küßten ihn. Der Legionär sah gerührt dieser innigen Familienszene zu; auch in sein Herz kam eine freudige Zuversicht, eine frohe Hoffnung.

Nun wurde auf Herrn Kurmanns Veranlassung alles genau und sorgsam besprochen. Louis fühlte sich noch gedrungen, seinem Vater Andeutungen wegen seiner Nebenabsicht zu machen. Der Kolonist ließ sich jedoch nicht näher darauf ein, sondern meinte nur: „Welchen Beruf du ergreifen sollst, wollen wir noch nicht bestimmen. Du bist Herr deiner Wahl, denn ich werde dir nicht im Wege stehen, wenn du glaubst, auf diese oder jene Art dein Glück zu erreichen. Aber

sei vorsichtig. Deine bevorstehende Reise gibt dir Gelegenheit, dich umzusehen. Laß dich nicht durch Außerlichkeiten blenden, betrachte dir alles genau, und wenn du zurückgekehrt bist, wollen wir näher über deine Zukunft sprechen.“

Hierauf kam man überein, daß Louis die Reise bis zur Stadt Algier vereint mit Beckerle machen sollte, da dieser doch in fünf Tagen zur Fremdenlegion nach Oran zurückkehren mußte. Von dort wollte der Knabe, um möglichst viel von der See kennen zu lernen, einen der nach Havre bestimmten Dampfer benützen, von Havre mit einem englischen Schiff nach Southampton in England reisen und hier einen der von Amerika nach Hamburg fahrenden und in Southampton anlegenden deutschen Dampfer besteigen. Von Hamburg sollte die Reise mit der Eisenbahn über Berlin nach Straßburg gehen.

Nachdem alles auf solche Weise genau bestimmt war, gaben Herr Kurmann und Beckerle dem Knaben alle möglichen Ratschläge, und außerdem wurden noch die nötigen Vorbereitungen besprochen.

So spät wie noch nie trennte man sich, um sich endlich zur Ruhe zu begeben. Aber selbst da trat noch lange kein Schlaf in die Augen der Familie Kurmann und des Legionärs. Im Geiste träumten sie theils von der Ausöhnung mit Vater und Schwiegervater, theils von der Übersiedelung nach dem Elsaß; Beckerle dachte an das Wiedersehen mit seiner Mutter, und Louis malte sich im Geiste alle möglichen Erlebnisse seiner Reise aus.

Drittes Kapitel.

In den wenigen Tagen, die noch bis zur Abreise von Louis Kurmann und Weckerle übrig waren, gab es unendlich viel zu tun. Die Mutter des Knaben besorgte die Instandsetzung seiner Kleider und seiner Wäsche, der Vater machte ihn eingehend mit den Familienverhältnissen im Hause Ballinger vertraut, und Louis selbst benutzte die Zeit, welche er noch frei hatte, um sich in einigen Büchern möglichst genau über seine Reise zu unterrichten.

Nun war alles bereit, und an einem schönen Maimorgen sollte die Fahrt beginnen.

Frau Kurmann hatte ihren Sohn noch einmal zu sich ins Zimmer gerufen, um ihm allein Lebewohl zu sagen. Sie gab ihm verschiedene Ratschläge, und dann schloß sie mit den Worten: „Geh mit Gott, mein Sohn. Möge es dir gelingen, die Wiederausöhnung deiner Eltern mit deinem Großvater zu erreichen! Dann hättest du ein Werk vollbracht, wie es schöner keines für dich auszuführen gibt, und das dir gewiß den Segen des Himmels einbringen würde. Sage meinem Vater, daß seine Tochter und sein Schwiegersohn an nichts mehr denken wollten, als wie sie ihm den Lebensabend noch möglichst verschönern könnten, und daß wir beide keinen Tag der vergangenen Jahre verbracht hätten, ohne in innerster Seele zu wünschen, mit ihm wieder ausgesöhnt zu sein. Nun lebe wohl, Louis. Komm gesund und froh zurück. Adieu!“

„Adieu, liebe gute Mutter, adieu!“

Er trat nun vor das Haus, verabschiedete sich hier von den Schwestern und stieg mit Weckerle, seinem jüngeren Bruder und seinem Vater in den Wagen. Herr Kurmann übernahm von dem Diener die Zügel und trieb die Pferde an; der Wagen fuhr davon. Solange die Mädchen und die auch vor das Haus getretene Frau Kurmann noch nachsehen konnten, winkten sie ihm nach, und Louis winkte zurück.

Jetzt bog der Wagen um einen Hügel; man sah nichts mehr von der Ferne und ihren Bewohnern.

„Louis,“ bemerkte Beckerle, „nun geht es Ihrer schönen, stolzen Aufgabe entgegen. Wollen wir hoffen, daß Sie sie gut lösen. Ich wäre Ihnen so dankbar, wie ich es mit Worten gar nicht beschreiben könnte.“

„Ich hoffe, daß ich auch Ihren Erwartungen entspreche und Ihnen bald Gutes mitteilen kann.“

Eine Schar von etwa dreihundert Störchen, welche auf einer Wiese nach Fröschen und Würmern suchten, nahm die Aufmerksamkeit der Reisenden in Anspruch. Damit wurden die Gedanken von dem fernen Ziele der Reise des Knaben abgelenkt, und man beschäftigte sich mit der nächsten Umgebung.

„Sie werden froh sein, Beckerle,“ meinte Herr Kurmann, „daß Sie dieser Gegend und der Blutrache der Kabylen entkommen?“

„Ja, wahrhaftig. Es war mir trotz des Schutzes in Ihrem Hause doch immer ein peinliches Gefühl, jeden Augenblick gewärtig sein zu müssen, daß irgend ein Kabyle mir von rückwärts eine Kugel aufs Fell brenne, weil ich zufällig die Anaja seines Gegners besaß. Das sind tolle Zustände in Afrika. Da lobe ich mir doch die Verhältnisse bei uns im Elsaß. Dort ist wenigstens jeder seines Lebens sicher und kann gehen und bleiben, wo er will.“

„Ich hätte wirklich auch nichts dagegen, wenn sich eine Rückkehr nach Straßburg ermöglichen ließe. Vielleicht war es doch etwas übereilt, daß ich damals so schnell auswanderte,“ bemerkte Herr Kurmann.

„Das ist ein ehrliches Wort,“ entgegnete der Legionär. „Wenn nur alle Elsäßer so offen wären! Glauben Sie mir, die meisten, welche nach dem Kriege von 1870 für Frankreich optiert haben, denken jetzt ebenso wie Sie. Ich erfahre dies ja bei der Fremdenlegion tagtäglich. Man wagt das nur nicht offen einzugestehen, weil man sich vor dem Hohne und den beleidigenden Äußerungen der Franzosen fürchtet.“

„Das glaube ich auch. Übrigens Louis weiß jetzt meine Ansicht und kann sie im Hause meines Schwiegervaters unverhohlen äußern.“

„Das werde ich auch, Vater. Ich wäre ja zu glücklich, wenn ich es erreichen könnte, daß der innigste Wunsch meiner Mutter, die Rückkehr in ihr Elternhaus, erfüllt würde.“

Der Wagen bog nun in die Allee ein, welche nach dem kleinen Bahnhof von Hammam Meskoutin führte. Wenige Minuten später war man hier angekommen.

Das geringe Handgepäck der Reisenden wurde schnell abgeladen, und gleich darauf brauste auch der Zug von Tunis schon heran.

Herr Kurmann hatte die Fahrkarte für Louis gelöst, gab sie ihm, umarmte ihn und sprach: „Du weißt nun alles. Handle zu unser aller Bestem, bleib brav und ordentlich und komm gesund wieder. In dringenden Fällen telegraphiere, und sonst schreibe fleißig, wie es dir geht. Leb' wohl, mein Sohn.“

„Leb' wohl, Vater, auf Wiedersehen!“

Herr Kurmann verabschiedete sich nun von Beckerle, während Louis seinem jüngeren Bruder lebewohl sagte und ihm noch die herzlichsten Grüße für Mutter und Schwestern auftrug.

Gleich darauf entführte der Zug die Reisenden den Blicken des nachwinkenden Kolonisten und seines jüngsten Söhnchens. Louis kam bald durch Strecken, die er noch nicht kannte. Er war wohl in Constantine gewesen, aber noch nie in Algier. Von Setif an tauchten rechts und links der Bahn immer wildere, höhere Gebirgsmassen auf. Das waren die Hodna-Berge und der zerrissene, schneebedeckte Dschurdschura, die höchsten Teile des algerischen Atlas. Besonders in der Ifferschlucht bei Bouira und Dreaf passierte man ungemein malerische Strecken mit schroff aufsteigenden Felswänden, und bei jeder Biegung der Bahnlinie tauchten neue überraschende Landschaftsbilder auf.

Immerhin ermüdete die achtzehn Stunden dauernde Eisenbahnfahrt sehr, und als am anderen Vormittag nach einer schlecht verbrachten Nacht die Reisenden in Algier aus dem Wagen stiegen, kamen sie sich wie zerschlagen vor.

Und dennoch währte diese unangenehme Empfindung bei Louis nicht fünf Minuten. Kaum hatten nämlich er und Beckerle den dunklen Bahnhof verlassen und die erste Treppe der großen Terrasse von Algier erstiegen, so sah Louis einmal zurück und ward von dem sich ihm bietenden Anblick völlig bezaubert.

„Beckerle, ich muß stehen bleiben.“ Mit diesen Worten wendete er sich um, trat an das Eisengeländer der Treppe, ließ seinen Handkoffer zu seinen Füßen niedersinken und starrte vorwärts.

„Kommen Sie doch hinauf bis zur Esplanade. Dort will ich Ihnen alles zeigen.“

„Nur einen Augenblick. Ich kann mich von diesem Anblick noch nicht trennen.“

Sprachlos blickte er nun wieder um sich, und dem Legionär blieb nichts übrig als zu warten. Der Knabe schien ganz erstarrt. Er rührte sich fast nicht. Er schaute nur hinaus über den Hafen, über die Molen, über die Schiffe und Boote, auf das weite, unübersehbare, endlose Meer.

Es dauerte Weckerle zu lange.

„Kommen Sie doch, Louis. Oben ist wirklich die Aussicht noch schöner.“

Ganz mechanisch folgte der Knabe dem Rufe, ergriff seinen Koffer und stieg die nächsten Treppen hinan.

„Na, das scheint Ihnen zu gefallen?“

„Gefallen, Weckerle! Das ergreift mich, das erschüttert mich. So überwältigend, so erhaben, so majestätisch habe ich mir den Anblick des Meeres doch nicht vorgestellt. Wie wunderbar dieses tiefe Blau, wie zauberhaft der Schimmer von Millionen von Brillanten, und dort das reinste flüssige Gold!“

„Ja ja, aber kommen Sie nur. Wenn wir so fortfahren, sind wir heute abend noch nicht oben auf der Esplanade.“

Louis mußte sich mit Gewalt losreißen, so ergriff ihn immer von neuem der Anblick der zauberhaften blauen Flut.

Endlich standen beide auf der großartigen Terrasse, auf dem sogenannten Boulevard de la République.

„Weckerle, jetzt gehe ich aber nicht mehr weiter, ich muß mich in Ruhe umsehen dürfen.“

„Schauen Sie jetzt nur. Einen Anblick wie hier gibt es auch nicht leicht. Ich bin wahrlich viel in der Welt herumgekommen; aber ich weiß nur wenig Städte, die in Beziehung auf die Lage mit Algier verglichen werden könnten. Das allmähliche Ansteigen der Häusermassen bis zur Kasba*) dort oben, die bewaldeten Höhenzüge ringsherum und die reizenden Villen von Mustapha supérieur und jenseits der Dschama Sebiri**) geben dem ganzen Landschaftsbild einen so vielfarbigen Reiz.“

*) Arabische Citadelle.

**) Hauptmoschee.

„Das mag alles sein. Aber mich begeistert immer von neuem dieses wunderbare Meer und der großartige Hafen mit seinen stolzen Schiffen. Wenn ich erst auf einem solchen bin, dann will ich mich glücklich nennen.“

„Sie scheinen wirklich zur Wasserratte geboren zu sein. Ich meinerseits bin froh, wenn ich festen Boden unter meinen Füßen fühle, und wenn ich wie Sie die Wahl hätte, würde ich zehnmal lieber die herrliche Ferme meines Vaters übernehmen, als Kapitän selbst des größten Indiadampfers werden.“

„Mag sein. Aber der Geschmack ist eben verschieden. Ich wünsche und ersehne mir nichts mehr, als auf einem guten Schiff die Meere der ganzen Welt zu durchfurchen, einmal in Afrika, dann in Europa, Asien, Amerika und Australien zu landen, jedesmal andere Völker, andere Rassen zu sehen und so unsere Erde nach jeder Himmelsrichtung kennen zu lernen.“

„Wenn es aber ordentlich stürmt!“

„Dann erst recht. Es muß ein erhabenes Gefühl sein, auf so sicherem Fahrzeug, wie z. B. jenes mächtige Dampfschiff, welches dort vor Anker liegt, mitten auf dem Ocean im wildesten Orkan durch die schäumenden Wogen, über Wasserberge und durch zischende Wellentäler unverrückt den vorgeschriebenen Kurs steuern zu lassen und sich so recht als Herr über das erregte Element zu fühlen.“

„Gewiß, wenn man der Herr bleibt! Aber sehr oft sind eben die Elemente doch stärker, und man erliegt ihrer Gewalt.“

„Das kann natürlich vorkommen. Was aber dem einen als fast unmöglich erscheint, bringt ein anderer recht gut fertig. Ich glaube, daß ich es eher lernen werde, ein Schiff durch ein stürmisches Meer zu führen, als ein Tier wie unseren Mi zuzureiten. Und diesen haben Sie doch spielend bezwungen.“

„Ja, ja. Es scheint wirklich, daß Sie ein tüchtiger Seemann werden. Aber bei all diesen Erörterungen habe ich doch meinen Hunger nicht vergessen. Wir wollen in das Gasthaus gehen, das ich von einem früheren Aufenthalt in Algier kenne.“

„Noch einen Augenblick!“

Wiederum sah sich der Knabe um, und fast mit Gewalt mußte ihn schließlich der Legionär wegreißen, denn er konnte sich vom Anblick des Meeres fast gar nicht trennen.

In wenigen Minuten erreichten nun beide ein in der Rue Mogador gelegenes einfaches Hotel, in dem sie ziemlich gut unterkamen. Nachdem sie sich vom Eisenbahnstaub gereinigt, meinte der Legionär: „Nun heißt es, sich nach der günstigsten Reisegelegenheit für Sie zu erkundigen. Wir müssen wieder zum Boulevard hinuntersteigen, denn dort sind die Agenturen der Dampfschiffahrts-Gesellschaften.“

„Ich bin sofort bereit.“

Beide wanderten wieder nach der unteren Stadt. Alle die malerischen Trachten, welche sie an Berbern, Arabern aus der Sahara, Mozabiten, Kabylen, Marokkanern, Juden, Maltesern u. s. w. erblickten, beachteten sie wenig, denn das hatten sie schon hundertmal gesehen. Daher hielten sie sich nicht auf, sondern standen schon in kurzer Zeit von neuem auf der großen Terrasse, welche den ganzen Hafen von Algier einfaßt. Louis wollte abermals in Bewunderung stehen bleiben und schauen. Aber der Legionär ermahnte ihn ganz ernstlich, vor allem für die Reisegelegenheit zu sorgen. „Zum Anstaunen des Meeres haben Sie später noch Zeit genug.“

Nunmehr fügte sich der Knabe und wanderte mit Beckerle durch die verschiedensten Bureaus. Es boten sich mehrere Reisewege. Entweder mit einem Postschiff über Marseille und Bordeaux nach Havre oder mit einem französischen Handelsschiff bis Lissabon und von dort mit einem englischen nach Southampton. Louis entschloß sich für das letzte, weil es sicher war, von England aus leicht eine Verbindung nach Hamburg zu finden. Hierauf besorgte sich der Knabe die Erlaubnis, als Passagier auf der „Ville de Nantes“ mitzufahren, und bezahlte sein Billet. Der Legionär ließ ihn selbständig handeln und freute sich, wie geschickt Louis, der doch außer in Constantine noch in keiner Stadt das Leben und Treiben kennen gelernt hatte, alles ordnete. Leider mußten sich aber die beiden bisherigen Reisegenossen sehr bald trennen, denn der Dampfer sollte schon am gleichen Nachmittag aus dem Hafen von Algier auslaufen.

„Auch gut!“ meinte Beckerle. „Schnelle Operation schmerzt weniger.

Kommen Sie, Louis. Wir speisen noch gemütlich zusammen. Dann holen wir Ihren Koffer, ich bringe Sie an Bord, und dann: Adieu.“

Beide wanderten nach der Rue Bab Azouan, in welcher der Legionär ein gutes Restaurant kannte, und ließen sich dort ein bescheidenes Mahl bereiten. Sie sprachen während desselben aber nicht viel, denn jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt. Über das Gesicht Weckerles glitt hie und da ein sehr schmerzhafter Zug, und einmal rief er seufzend aus: „Was gäbe ich darum, wenn ich mit Ihnen reisen könnte! Aber diese verdamnte Legion hält einen ja fest wie mit Schmiedezangen.“ Louis empfand aufrichtiges Mitleid mit ihm und bemerkte daher: „Wollen wir hoffen, Weckerle, daß sich meine Absichten verwirklichen; dann haben Sie auch die längste Zeit Ihrer Verbannung aus der Heimat hinter sich.“

„Ja, das wollen wir hoffen. Auf Ihre Gesundheit, Louis.“

Damit stießen beide an. Der Knabe erwiderte: „Auf die Ihrige, Weckerle.“

„So, nun meine letzte Bitte,“ begann wieder der Legionär. „Jetzt nehmen Sie meine Goldmünze. Ich will Sie Ihnen nicht schenken. Ich bilde mir aber ein, sie bringt dem Träger Glück. Es ist ja eine heilige Madonna darauf. Behalten Sie sie bei sich, bis Sie alles in Straßburg gut erledigt haben. Dann, aber erst dann geben Sie sie meiner alten Mutter und bitten Sie dieselbe, sie möge die Medaille bei einem Hochamt mit ins Münster nehmen und emporhalten, wenn der Priester mit dem Allerheiligsten den Segen gibt. Nachher soll sie einen Kuß daraufdrücken und sie dann Ihnen zurückgeben. Und Sie, Louis, bringen mir hierauf meine Münze wieder. Habe ich sie dann abermals in meinem Besitz, so bin ich überzeugt, daß ich mein gutes Mutterle und die Heimat wiedersehe. Wollen Sie jetzt die Münze nehmen?“

„Ja, geben Sie sie mir.“

Der Legionär reichte dem Knaben das Goldstück, und dieser steckte es, ohne ein Wort zu sagen, in seine Geldtasche. „Jetzt ist es Zeit, Louis. Wir wollen gehen.“

Beide beglichen gemeinsam ihre Rechnung, da der Legionär um keinen Preis duldete, daß der Knabe für ihn mitbezahlte. Dann tranken sie ihre Gläser aus, erhoben sich und kehrten in ihr Gasthaus zurück,

um den Koffer zu holen. Eine halbe Stunde später saßen sie in einem kleinen Boote, welches sie zu dem großen Dampfer „Bille de Nantes“ brachte.

Dort herrschte die rührigste Geschäftigkeit. Louis wußte gar nicht, wohin er zuerst sehen sollte, denn alles erregte seine Aufmerksamkeit im höchsten Grade. Der Legionär erkannte schnell, daß von einem ruhigen Plaudern keine Rede sein konnte. Daher machte er kurzen Prozeß und meinte: „Ich will meinen Bootsführer nicht zu lange warten lassen, sonst fordert der Kerl einen zu unverschämten Preis. Leben Sie wohl, Louis, und denken Sie daran, daß in Oran oder in der Wüste von Sidi-Bel-Abbes ein halb Verschmachteter sehnsüchtig darauf wartet, daß ein Brief von Ihnen ihm etwas Labjal bringt.“

„Sobald als möglich schreibe ich. Leben Sie wohl, Beckerle, auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“

Damit grüßte der Legionär nochmals auf seine schneidige Art, stieg dann die Fallreepstreppe hinab, kletterte in das Boot und fuhr nach dem Lande zurück.

Als sie sich nicht mehr zuwinken konnten, wandte sich Louis nach einer der Treppen, die zum Innern des Dampfers führten, begab sich in die ihm angewiesene Kabine und machte es sich dort bequem. Aber lange litt es ihn nicht in dem engen Raume. Er stieg wieder auf das Deck und sah zu, wie man vermittels Dampfkränen die letzten Ballen aus den kleinen Lichterbooten in den Laderaum des Dampfers versenkte. Das ging alles so glatt und flink wie am Schnürchen, und die Matrosen und Lastträger verständigten sich durch Winke und Zeichen so geschickt, daß keinerlei Irrtum vorkam, obwohl die Leute gar nicht miteinander sprechen konnten, weil sie ja verschiedene Sprachen redeten.

Endlich, als die Sonne schon sehr tief stand, war alles eingeladen, die Öffnungen des Laderaumes wurden zugedeckt, die letzten Träger, Beamten und alle Personen, welche nicht mitreisen wollten, verließen den Dampfer, Fallreepstreppe und Anker wurden hochgezogen, die Schraube setzte sich in Bewegung, und das stolze Schiff wendete sich seewärts. Bald ließ es die Molen hinter sich, es hatte den Hafen verlassen und steuerte nach dem offenen Meer.

Louis stand am Reling und blickte zurück nach Algier. Es war aber nur das herrliche Landschaftsbild, das ihn fesselte, und nicht ein sehrender Wunsch, zurückbleiben zu können. Im Gegenteil! Er fühlte sich so glücklich, so froh wie noch nie in seinem Leben, denn zum ersten Male hatte er das Ziel seiner Wünsche erreicht, er befand sich ja auf den blauen Fluten des Meeres. Und doch entzückte ihn das Bild des immer weiter zurücktretenden Landes ungemein. Die untergehende Sonne warf ihre letzten Strahlen auf Algier und seine malerische Umgebung. Anfangs erkannte man noch deutlich die mächtigen Hotel- und Prachtbauten auf dem Boulevard de la République sowie darüber die weißgelben kleinen Häuser des Araberviertels am Fuße der Kasba. Nach und nach verschwanden die Einzelheiten, es entstand eine helle, wie eine aufrecht stehende Halbmuschel erscheinende Fläche, und diese war von einem dunklen Rahmen umgeben, nämlich von den Eufalyptuswäldern und den Obstgärten auf den Höhen bei Mustapha supérieur und Frais vallon. Allmählich ging das alles in einen zuerst blaugrauen und dann, als die Sonne tiefer sank, in einen violetten Streifen über. Nun erkannte man nur noch wenige rötliche Spitzen, und bald versank die letzte Spur des Landes im unübersehbaren Meer.

Als Louis Kurmann sich auch nach den anderen Richtungen umfah, erblickte er rings um den Dampfer nichts als Wasser und Himmel. Dort aber im Westen versank die mächtige Himmelskönigin in der Flut, wie ein gewaltiger, unvergleichlich herrlich leuchtender Rubin. Das Meer zu beiden Seiten erschien tiefblau, fast schwarz. Zum Dampfer her erstreckte sich ein breiter rotgoldener glänzender Streifen wie ein auf den Wellen liegendes Band aus glühendem Erz. Jetzt erlosch der letzte Strahl, rotviolett schimmerte noch einige Zeit der westliche Himmel, das Meer ward immer dunkler, und mit einem Male, wie elektrisch entzündet, glitzerten die ersten Sterne am Firmament. In kurzem tauchten Hunderte, dann Tausende und zuletzt ungezählte Millionen der funkelnden Himmelslichter auf, die Milchstraße hob sich deutlich ab, und im Osten schob sich eine neue blutrote Scheibe aus dem Meer empor, das erste Viertel des aufgehenden Mondes. Je höher er stieg, desto mehr verlor er seine Purpurfärbung, er erschien goldgelb, und schließlich hob er sich in reinem Weiß vom dunklen Nachthimmel ab. Ein neues Band, ein silbernes, glitzerte auf dem Meer, und silbern erschienen die schäumenden Wogen vor dem

Bug des Dampfers und hinter der Schraube, wo das Kielwasser eine lange, schnurgerade Straße bildete.

All diese Verwandlungen waren so schnell vor sich gegangen, wie es eben in südlichen Breiten, wo es fast keine Dämmerung gibt, der Fall ist. Sie wirkten auf das Gemüt des Knaben mit überwältigender Macht. Er glaubte eine Zauberwelt, ein Wundermärchen zu sehen, er empfand eine Art von andachtsvoller Erhebung, die Majestät dieses Naturschauspieles hatte seine Seele aufs tiefste ergriffen, er kam sich vor, als ob er sich in einer anderen Welt befände.

Endlich konnte er seine Stimmung bei sich selbst in Worten äußern: „Das war großartig, hinreißend, wunderbar. Wie glücklich bin ich doch, daß ich so etwas sah! Und das werde ich hundert- und tausendmal wiedersehen. Wahrhaftig, es gibt keinen schöneren Beruf als den des Seemanns. Jetzt bin ich mit mir vollständig klar. Mögen sich mir auch noch so große Schwierigkeiten entgegenstellen, ich werde doch Seemann! Aber zuerst muß die Hoffnung, meinen Großvater versöhnt zu sehen, erfüllt sein. Dann aber, dann hält mich nichts mehr zurück.“

Nun begab er sich auf die vorderste Spitze des Dampfers und blickte noch lange über den Bugspriet hinab in die sich immer wieder von neuem dort aufbäumenden Wogen. Schien es doch, als ob dieselben dem Schiffe manchmal vorauseilten, dann wieder es aufhalten wollten, nun wurden sie vom Bug mitten durchschnitten, hierauf stürzten sie übereinander und zischten und schäumten, kurz, jede Sekunde brachte ein anderes Bild.

Da rief die Glocke zum zweiten Male zum Diner, Louis mußte sich in den Speisesaal begeben. Derselbe war zwar verhältnismäßig einfach ausgestattet, er erschien aber dem Knaben, der ja auch in Constantine, abgesehen von der heimathlichen Ferme, nur sehr bescheidene Wohnräume kennen gelernt hatte, verschwenderisch reich. Nach der Mahlzeit begab sich Louis sofort wieder auf Deck und blickte zum nächtlichen Himmel empor und über die leicht bewegte, im Mondlicht erglühernde See. Endlich begab er sich zur Ruhe und schlief bald ausgezeichnet. Am nächsten Tage betrachtete unser junger Freund den Dampfer in allen Theilen und ließ sich soviel wie möglich von den Einrichtungen des Schiffes erklären. Immer wieder aber blickte er strahlenden Auges über das weite Meer. Daran konnte er sich nicht satt sehen.

Als er am nächstfolgenden Morgen das Deck betrat, war er nicht

wenig erstaunt, zu beiden Seiten des Dampfers vorwärts Land zu erblicken. Scheinbar tauchten zwei blaugraue Inseln aus dem Meer auf, und zwischen beide hinein lenkte die „Ville de Nantes“ ihren Kurs. Es waren die alten „Säulen des Herkules“, rechts der Fels von Gibraltar, links der Doppelbuckel des Felsens von Ceuta. Dort näherten sich also Afrika und Europa auf Gesichtswerte, dort sah er zum ersten Male den Weltteil, der die Heimat seiner Eltern enthielt, und dort zwischen den Felsen hindurch erblickte man den mächtigen Atlantischen Ozean. Immer genauer erkannte man das Land; nun war deutlich sichtbar, daß man keine Inseln, sondern nur hochaufgerichtete Felsen, welche durch Sandzungen mit dem Hinterlande verbunden sind, vor sich hatte. Hufeisenartig breitete sich jetzt die Küste zu beiden Seiten aus, und zuletzt dampfte die „Ville de Nantes“ an dem steilen, graubraunen Felsen von Gibraltar vorüber.

Dreimal stieg die französische Trikolore hinten am Flaggenmast des Schiffes in die Höhe und senkte sich wieder, und ebenso entgegnete diesen Salut eine englische Flagge neben einem der Leuchttürme. Das war der vorgeschriebene Gruß, welchen vorüberziehende Fahrzeuge aller Nationen den englischen Wächtern am Ausgang des Mittelmeeres nach dem Ozean erweisen mußten. Wenig Zeit verging, und die beiden Felsen verschwanden wieder aus dem Gesichtskreis der Reisenden der „Ville de Nantes“. Der Dampfer wandte sich nun nordwestlich, so daß man noch einige Zeit die Küste von Spanien im Auge behielt. Allein bald trat sie wieder zurück, blaue Wogen, nichts als blaue Wogen umgaben abermals das Schiff. Die Wellen wurden hier stärker, so daß der Dampfer bald heftig stampfte. Verschiedene Mitreisende zeigten durch eine ins Grüngraue schimmernde Farbe ihres Gesichtes, daß sich bei ihnen die Seekrankheit einstellte. Einer nach dem andern verschwand auch in seiner Kabine, um durch horizontale Lage den Wirkungen des unangenehmen Leidens zu entgehen. Louis Kurmann blieb vollkommen von der lästigen Krankheit verschont. Das machte ihn sehr froh, denn er erkannte, daß er auch körperlich wirklich für den Beruf geeignet sei, der ihm als der schönste und begehrenswerteste erschien. Freilich war er sich klar, daß man ja noch gar keinen Sturm, sondern nur etwas mehr Wind als an den vorhergehenden Tagen hatte. Von der Schiffsmannschaft wurde ja auch noch niemand krank. Also konnte die Seekrankheit immerhin doch

noch kommen. „Na, dann auch gut. Jedenfalls so leicht scheine ich sie nicht zu bekommen.“

Abermals verging eine Nacht. Am andern Morgen erblickte man zur Rechten von neuem Land. Es war die Küste von Portugal. Louis erfuhr, daß man in etwa fünf Stunden vor Lissabon Anker werfen werde. Er packte seinen Koffer und ordnete alles so, daß er sofort nach der Ankunft an Land gehen konnte. Damit war er nun frei und beobachtete fortwährend von Deck aus das Einlaufen in die Tejo*)-Mündung und die Fahrt auf diesem Flusse. Eine reizende Landschaft entrollte sich vor seinen Augen. Zunächst fesselte eine lange, bis zum Leuchtturm de Bugio reichende Felsbarre seinen Blick. Wie da die Brandung toste und schäumte! Haushoch häumte sich der weiße Gischt in die Höhe, brach wieder in sich selbst zusammen oder stürzte mit donnerähnlichem Poltern rückwärts auf den Felsen. Und als der Knabe mit einem ihm geliehenen Fernrohr nach links sah, nach der sogenannten Bocca de Inferno, nach dem Höllenschlund, da erkannte er ein noch gewaltigeres Wüten des ergrimmtten Ozeans. Wahre Felsentore hatten dort die Wogen ausgebrochen, tosend stürzten sie sich hinein, und schäumend und zischend kamen sie wieder heraus, um das Spiel von neuem zu beginnen. Schade, daß der Dampfer so schnell vorwärts eilte. Aber bald verwischten neue Bilder die soeben empfangenen Eindrücke. Reizende Villen, die so malerisch gelegenen Orte Cascaes und Deiras und dann das herrliche Kloster von Belem zogen den Blick auf sich.

Louis fragte einen Mitreisenden, was dort für ein interessanter altertümlicher Turm stehe.

„Es ist der Platz,“ lautete die Antwort, „von dem Vasco da Gama**) 1497 zu seiner Entdeckungsfahrt um das Kap der guten Hoffnung abfuhr und an dem er zwei Jahre später nach der Auffindung des Seeweges nach Indien bei seiner Rückkehr wieder landete.“ Gern hätte sich Louis noch näher erkundigt, aber Lissabon selbst erschien und nahm aller Aufmerksamkeit in Anspruch. „Welch eine Riesenstadt, und wie wunderbar schön gelegen!“ Sein Ausruf war vollständig gerechtfertigt. Gegen die Hauptstadt von Portugal mit ihren mehr als 300 000

*) Sprich Teju (mit französischer Aussprache des j).

**) Portugiesisch nicht Vasco de Gama.

Einwohnern verschwand freilich Algier, und eine größere Stadt hatte ja Louis noch nicht gesehen. Und wie malerisch erschien sie! Bergauf, bergab zogen die Straßen, dazwischen boten entzückende Gärten und Anlagen mit ihrem vielfarbigen Grün dem Auge Ruhepunkte, wenn es von den weißen Häusermassen geblendet war, und an vielen Stellen überragten prächtige Riesenbauten das weite Häusermeer. Daß es noch ein größeres Schloß als die Ajuda, eine stattlichere Kirche als die Estrella und eine großartigere Burg als das alte Maurenschloß, das jetzige Castello, geben könne, hielt Louis Kurmann gar nicht für möglich. Er kannte ja noch zu wenig von der Welt, und außerdem halten diese Glanzbauten von Lissabon auch den Vergleich mit vielen ähnlichen Werken anderer Großstädte der Erde ganz gut aus.

Die Maschine stoppte, die Ankerkette rasselte, der Anker faßte Grund, der Dampfer hielt. Ohne weiteres konnte man aber noch nicht an Land gehen. Es mußten zuerst die Schiffspapiere nachgesehen und alle möglichen polizeilichen und zollbehördlichen Vorschriften erfüllt werden. Endlich durften sich die Passagiere entfernen. Einer der ersten war Louis, weil er sich nicht mit großem Gepäck aufzuhalten brauchte. Er sprang nebst einigen anderen Reisenden in ein Boot, und wenig Minuten später wurde er an einem prächtigen Plage, den eine großartige Säulenhalle von drei Seiten umgab, an der Praça do Commercio, ans Land gesetzt. Gerne hätte er sich dort das hohe Reiterstandbild des Königs Joseph näher betrachtet. Aber sein Pflichtgefühl besiegte die Neugier. Er erfragte die Agentur der englischen Gesellschaft, deren Dampfer er benutzen wollte, und begab sich sofort dorthin. Hier erfuhr er, daß der Passagierdampfer „Empress of India“ am übernächsten Morgen nach Southampton abgehe, sicherte sich seinen Platz und verließ wieder das Bureau.

Was nun?

Sein Magen gab ihm die Antwort. Zunächst etwas essen. „Da will ich mir gleich ein Gasthaus suchen, wo ich bis übermorgen bleibe.“ Kurz entschlossen wandelte er durch die Rua do Arsenal, sah sich die Schilder an den Häusern an und trat, eingedenk der Worte seines Vaters, nie ein zweifelhaft aussehendes Gasthaus zu besuchen, in das große Hotel Central am Caes do Sodré. Am meisten bestimmte ihn zur Wahl dieses Gasthofes der freie Blick auf den Tejo und die dort

liegenden Schiffe. Louis verlangte und erhielt auch ein Zimmer mit Aussicht auf den Fluß.

Nachdem er rasch gegessen, sah er von seinem Fenster aus dem Treiben auf dem Tejo zu. Aber es litt ihn nicht lange in der Stube. Er mußte hinunter an den Fluß und sich alles in der Nähe ansehen. Ein Schiff nach dem andern musterte er genau, und bei vielen dachte er, wie herrlich es doch wäre, wenn er einmal ein solches als Kapitän befehligen könnte. So wanderte er weiter durch die Rua vinto e quatro de Julho und kam allmählich nach der Vorstadt Alcantara. Was lag denn da für ein sonderbares Schiff?

„Das muß ein Kriegsschiff sein. Es führt die deutsche Flagge!“

Als Louis näher kam, erkannte er an den aus der Kasematte hervorragenden mächtigen Geschützrohren, daß er sich nicht getäuscht hatte. Nun betrachtete er das große Kasemattschiff besonders genau, las darauf den Namen „Oldenburg“ und wußte also, daß er einen deutschen Panzer vor sich hatte. Der Dampfer erschien ihm wie eine Burg im Wasser, und zum ersten Male regte sich in ihm der Gedanke, ob es nicht noch schöner wäre, auf einem Kriegsschiff statt auf einem Handelsdampfer Seemann zu sein. Durch Zufall konnte er einige Exerzitionen beobachten. Von Minute zu Minute wuchs sein Staunen darüber, wie genau, wie ruhig und doch wie schnell alles ausgeführt wurde. Es klappte wie bei einem Uhrwerk, und dabei hörte man nur ganz wenige kurze Kommandos.

„Das ist doch noch etwas ganz anderes als auf einem Passagierdampfer! Ob es wohl auf den französischen und anderen Kriegsschiffen auch so glatt und genau zugeht? Wahrscheinlich nicht, denn Wederle behauptete immer, der Dienstbetrieb bei den deutschen Regimentern sei von dem bei den französischen so verschieden wie der Tag von der Nacht. Der muß es eigentlich wissen, denn er hat ja bei beiden gedient. Ubrigens erzählte doch auch mein Vater, bei den Deutschen herrsche die beste Mannszucht. Darum sei ihre Armee allen andern überlegen. Ob es aber auch so bei ihrer Marine ist?“

Er ging nun weiter. Die Sonne stand schon sehr tief. Louis wollte gerade umkehren, als er wahrte, daß sich auf einer Verbreiterung der Straße eine ziemliche Menschenmenge angesammelt hatte, und daß innerhalb derselben eine lebhaftere Bewegung stattfand. Um zu sehen, was

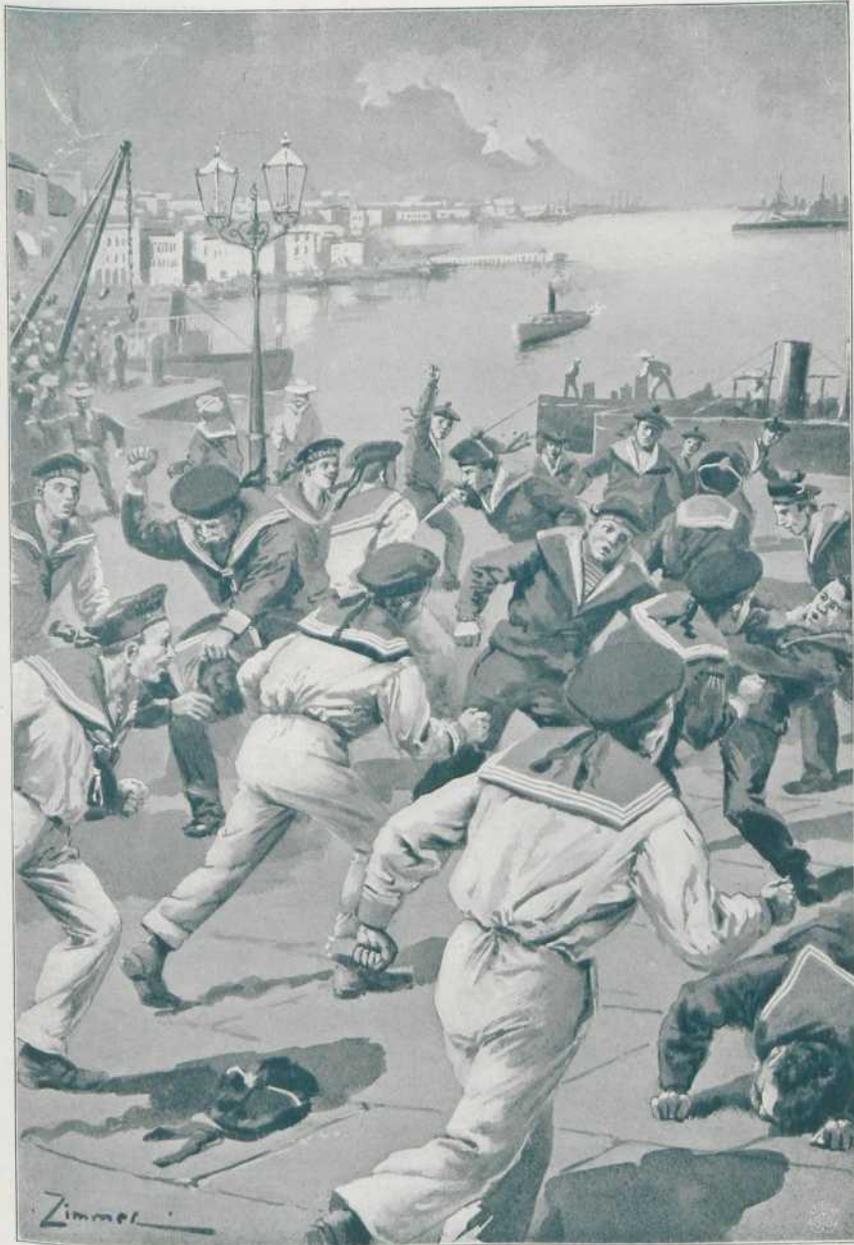
es gäbe, schritt er näher hinzu. Plötzlich befand er sich mitten in der gegen ihn wogenden Menge und sah, daß etwa vierzig französische Matrosen unter Johlen und Schimpfen drei andere Matrosen vor sich hertrieben. Auf den Mützen der letzteren las Louis den Namen „Oldenburg“.

Also drei deutsche Seeleute mußten vor einer mehr als zwölffachen Übermacht das Feld räumen. Die Franzosen wurden immer zudringlicher, und man erkannte aus ihrem wüsten Gebaren, daß sie es darauf angelegt hatten, die Deutschen nicht nur zu verhöhnen, sondern auch durchzuprügeln. Letztere standen jetzt mit dem Rücken am Kai des Tejo und waren von den Franzosen halbkreisartig umzingelt worden. Unter den lauten Rufen: „Ins Wasser mit den verdammten Prussiens!“ drängten die Angreifer immer näher heran. Und doch wagten sie nicht zuzufassen. Die drei Deutschen standen Rücken an Rücken. Jeder hielt ein Dolchmesser gerade vor sich, keiner sprach ein Wort, aber alle warfen so wütende Blicke um sich, daß sie ihre Gegner immer noch abschreckten. Die portugiesische Menge ringsum äußerte sich zwar unwillig, daß hier vierzig gegen drei vorgehen wollten, schritt aber nicht ein, und ein portugiesischer Schutzmann oder Polizist war nicht zu sehen.

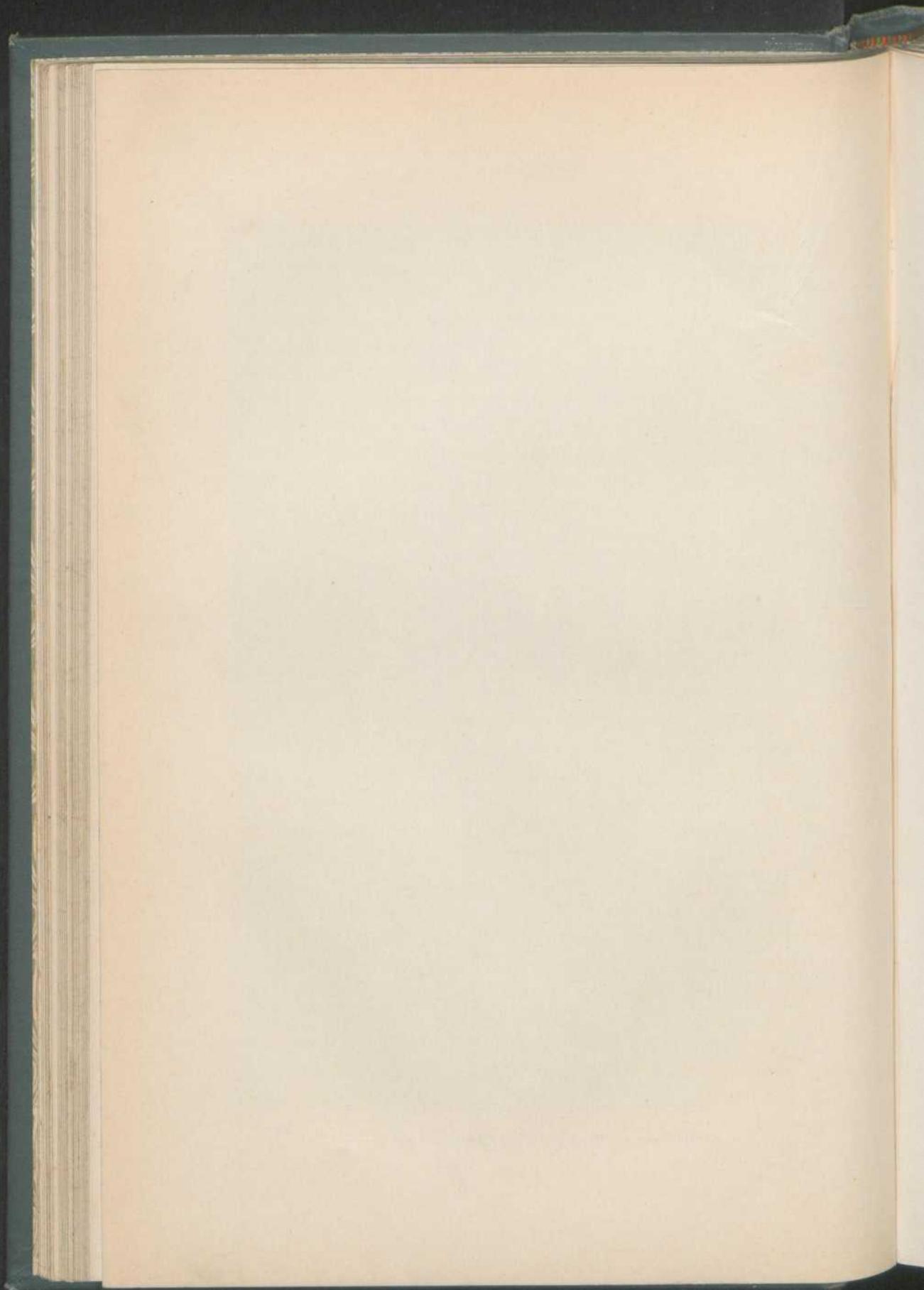
Jetzt forderte ein langer französischer Matrose seine Kameraden auf, ein Ende zu machen und die Prussiens einfach zu ersäufen. Daraufhin schob die ganze Masse johlend gegen die drei Deutschen vor. Noch wenig Sekunden, und die armen Menschen mußten der großen Übermacht erliegen und über den gemauerten Kai hinab ins Wasser fliegen. Da erscholl plötzlich von der Seite her ein kräftiges „Hurra, hurra!“, eine Schar deutscher Matrosen stürmte geordnet heran, augenblicklich war die portugiesische Zuschauermasse durchbrochen, und gleich darauf sausten deutsche Fäuste auf die französischen Matrosenschädel hernieder.

Eine helle Stimme kommandierte scharf und schneidig: „Rechts heran! Noch einmal geschlossen drauf! Marsch, marsch! Hurra! Hurra!“

Sofort ließen alle gerade im Ringen mit Franzosen begriffenen Deutschen von ihren Gegnern ab, sammelten sich im Nu und stürmten abermals geschlossen mit Hurra auf die Franzosen. Im gleichen Augenblick sprangen auch die drei zuerst angegriffenen Deutschen mit Hurra vor, warfen zur Seite, was ihnen im Wege stand, und vereinten sich mit ihren Kameraden.



Deutsche Fäuste fausten auf die Franzosen hernieder.



„Nach jenem Kandelaber mit den drei Laternen durchschlagen! Fest zusammenhalten! Keinen Menschen hereinlassen!“

Es war die gleiche helle Stimme, welche schon vorher kommandiert hatte. Nun brachen die Deutschen wie ein geschlossener Keil in die Masse ihrer Gegner, sprengten dieselben völlig auseinander, drangen wiederum auch durch die Zuschauer und erreichten dann ohne weitere Schwierigkeit den erhöhten Teil der Straße, wo der bezeichnete Kandelaber stand. Dort begann eine enge Gasse. In diese zogen sich die Deutschen hinein. Zu seinem größten Erstaunen bemerkte Louis, daß es alles in allem mit den drei soeben befreiten Matrosen nur zwölf Mann waren. Das erkannten aber auch die Franzosen. Sie schienen sich zu schämen, daß sie, vierzig gegen zwölf, sich hatten sozusagen überrumpeln lassen. Nach verschiedenem Hin- und Herschreien liefen sie den unterdessen in der Gasse abgezogenen Deutschen nach. Nun kamen sie aber schlecht an. Wegen der Häuser war es ihnen unmöglich, ihre Übermacht zur Geltung zu bringen. Plötzlich hörte Louis wieder bei den Deutschen die helle Stimme, welche kommandierte: „Stopp! Kehrt! Drauf auf die Bande! Marsch, marsch! Hurra! Hurra!“ und mit tosendem Hurra stürmten die Deutschen, welche die ganze Breite der Gasse einnahmen, geschlossen daher. Da flogen die ersten einzeln nachgelaufenen Franzosen nur so zurück; sie fielen auf ihre nächsten Kameraden; auch diese mußten sich zur Flucht wenden, konnten aber wegen der anderen von hinten herandrängenden Landsleute nicht recht ausweichen, und daher regnete es auf diese Armen ununterbrochen wuchtige Faustschläge von seiten der fast im Takte dreinschlagenden Deutschen. Erst als etwa acht bis zehn Franzosen auf dem Boden lagen und mit Fußtritten behandelt wurden, ferner die übrigen nach und nach davonliefen, um nicht das gleiche zu erfahren, ertönte wieder die helle Stimme und rief laut und schallend: „Stopp! Ordnung!“ Alle Deutschen ließen vom Kampfe ab und stellten sich dicht aneinander in Reih und Glied. Nun trat der Mann mit der hellen Stimme vor, und Louis erkannte, daß er ein winkelartiges, nach oben offenes Abzeichen von gelbem Wollband auf dem linken Armel der blauen Matrosenjacke trug. Er wußte nicht, daß es die Auszeichnung eines Obermatrosen war, erkannte aber doch, daß dieser Mann ein Vorgesetzter der andern sein mußte. Derselbe fragte kurz: „Jemand verwundet?“

Es erscholl die Antwort: „Alles wohl.“

„Gut. Ganze Division — kehrt!“

Wie der Blitz drehten sich alle deutschen Matrosen zugleich um. „Division — marsch!“ In gleichem Schritt marschierten die Leute ab, niemand von ihnen kümmerte sich um die auf dem Boden liegenden Franzosen, in kurzer Zeit waren sie den Augen der nachblickenden Portugiesen entschwunden, man hörte noch den Takt ihres gleichmäßigen Schrittes, dann war nichts mehr von ihnen zu vernehmen. Laut schreiend, schimpfend und sich gegenseitig Vorwürfe machend kamen die französischen Matrosen allmählich herbei und halfen ihren übel zugerichteten Kameraden wieder auf die Beine. Nach und nach zogen sie dann truppweise, immerfort lärmend und zankend, in entgegengesetzter Richtung wie die Deutschen ab. Keiner dachte daran, das kleine Häuflein ihrer Gegner zu verfolgen. Sie hatten genug.

Und Louis Kurmann! Er befand sich in eigentümlicher Stimmung. Im allgemeinen fühlte er sich, trotzdem sein Vater nie von Politik gesprochen, in den letzten Jahren sogar mehr und mehr seine Nationalität als Elsässer betont hatte, doch als Franzose. Darum ärgerte er sich, daß vierzig französische Matrosen von zwölf deutschen eigentlich, wie man so sagt, regelrecht verhauen worden waren. Dennoch hatte ihm das geschlossene Auftreten und Vorgehen der Deutschen einen gewaltigen Eindruck gemacht; er erkannte, daß darin die Überlegenheit der deutschen Minderzahl gegen die unzusammenhängend und ohne Ordnung angreifenden Franzosen zu suchen sei. Das rief in ihm eine hohe Meinung von der deutschen Seemacht hervor, und er begriff es jetzt erst, daß Beckerle stets mit so großer Achtung von der deutschen Mannszucht sprach. Sie hatte sich ja soeben vor seinen eigenen Augen sogar bei einer gewöhnlichen Matrosenrauferei auf das beste bewährt, zu welcher Geltung mußte sie erst in einem Kriege kommen! Andererseits war seine gute Meinung von der französischen Marine sehr gesunken. Bei seiner Unerfahrenheit genügten eben schon so nebensächliche kleine Ereignisse, einen tiefen Eindruck in seinem Innern hervorzurufen.

Nun wanderte Louis Kurmann nach seinem Gasthause zurück. Infolge der eingetretenen Dämmerung und der bald folgenden Dunkelheit konnte er an und für sich nur wenig mehr von den Schiffen auf dem

Tejo erkennen. Nach einiger Zeit sah man nur noch die auf den Masten aufgehängten weißen Laternen der verankerten, sowie die grünen und roten Signallichter der noch fahrenden Schiffe. Der Knabe erkannte, daß jeder sich noch bewegende Dampfer rechts ein grünes und links ein rotes Licht führte.

Im Centralhotel speiste er zu Abend, und bald nachher legte er sich zur Ruhe. Aber er fand lange keinen Schlaf. Immer mußte er noch an das schneidige Auftreten der deutschen Matrosen denken, und stets von neuem trat das Bild der auf das Kommando eines der Ihrigen ausgeführten straffen Bewegungen dieser Leute vor sein geistiges Auge. Als er endlich einschlief, träumte er sogar von ihnen, und sich selbst sah er als Führer einer solchen Abteilung deutscher Seeleute. —

Am nächsten Morgen wandelte er schon wieder in aller Frühe auf dem Kai auf und ab. Er hoffte vielleicht Gelegenheit zu finden, das deutsche Kriegsschiff besichtigen zu können, und war sehr enttäuscht, als er erfuhr, der Besuch der „Oldenburg“ sei verboten. Etwas mißmutig kehrte er in sein Gasthaus zurück. Dort wurde ihm geraten, das am Nachmittag stattfindende Stiergefecht anzusehen. Da er ja gar nichts zu tun hatte, auch nicht vor dem folgenden Vormittag an Bord der „Empress of India“ gehen konnte, so war er damit einverstanden, löste sich ein Billet und fuhr nach dem Lunch in der Pferdebahn hinaus zur Praça dos Touros.

Eine große, in halbarabischem Stil erbaute Arena, welche 12 000 Zuschauer faßt, nahm ihn auf. Jeder Platz war besetzt, ein Kranz schöner Damen blickte aus den Logen, und drei Musikkapellen ließen ihre munteren Weisen ertönen. Das alles verwirrte Louis beinahe, denn ein so belebtes Schauspiel hatte er weder erwartet noch geahnt. In der Mittelloge befanden sich sogar der König und die Königin von Portugal. Mit einem Male öffnete sich das Tor der Umfassung der eigentlichen Arena, und ein Reiter in altportugiesischer Hoftracht auf einem sehr schönen spanischen Schimmel sprengte herein, grüßte ehrfurchtsvoll das Königspaar und erbat und erhielt die Erlaubnis zur Eröffnung des Stiergefechtes. Nun ritt er in spanischem Schritt zurück, das Tor öffnete sich wieder, und es erschien die ganze Quadrilla, d. h. die Gesellschaft der Stierkämpfer. Sie trugen die altspanische Tracht, eng anliegende seidene

Jacken, seidene Kniehosen und Strümpfe und alles über und über mit Gold oder Silber bestickt. Da jeder Stierkämpfer eine andere möglichst grelle Farbe für seinen Anzug gewählt hatte, so konnte man sich das ganze Bild dieses Aufzuges unter den grellen Strahlen der Sonne gar nicht farbenprächtiger und leuchtender denken, als es war. Die dreißig Stierkämpfer zu Fuß stellten sich nun in verschiedenen Figuren in der Arena auf. Dazwischen zeigten zwei Reiter auf vorzüglichen andalusischen Hengsten ihre Fertigkeit als Schulreiter. Dann verschwanden sie durch ein Tor, und zu gleicher Zeit stürmte durch ein anderes der wilde Stier herein. Wie der gleich einem wütenden Hund in der Arena herumjagte! Und wie gewandt und geschickt die Stierkämpfer seinen Stößen auswichen! Louis hätte es nie für möglich gehalten, daß Stiere eine solche Lebendigkeit entwickeln könnten. Mit einem Male sprengte wieder einer der Reiter in die Arena und begann mit einer langen Lanze den Stier zu reizen. Bald entwickelte sich ein ungemein aufregender Kampf zwischen dem Reiter und dem Stier. Manchmal schien es, als ob die wütende Bestie das edle Pferd erreichen und anspießen müßte. Aber stets wußte es der Reiter so geschickt zu lenken, daß der Stier hinter oder vor dem Hengst in die leere Luft stieß. Louis war in höchstem Maße erregt worden. Er wußte nicht, sollte er die Kunst des Reiters, die Schnelligkeit des Pferdes oder die Wildheit des immer wütender gewordenen Stieres am meisten anstaunen. Endlich stieß der Reiter seine Lanze (farpa) dem Stier so stark in den Rücken, daß sie abbrach und das vordere Ende, an dessen Spitze sich ein Widerhaken befand, im Fleische des Stieres stecken blieb. Tausendfaches Beifallrufen und Klatschen belohnte die Geschicklichkeit des Reiters. Nun traten die Capinha's (spanisch Banderilleros) auf. Das waren Stierkämpfer zu Fuß. Sie hielten je eine kleine fünfundsiebzig Centimeter lange Lanze in jeder Hand, reizten den Stier so, daß er wütend gegen sie vorging, und stießen ihm in dem Augenblick, als er den Kopf zum Stoße senkte, diese beiden Banderillos*) in den Nacken. Dort blieben sie hängen, und das Blut lief dem armen Tier zu beiden Seiten über die Schulter herab. Welche Gewandtheit diese Capinha's entwickelten, war ganz fabelhaft. Manchmal meinte man, sie müßten von dem wütenden Stier erreicht und aufgespießt werden.

*) Die Lanze der Reiter heißt: Farpa, die der Stierkämpfer zu Fuß: Banderillos.

Aber eine ganz kleine Bewegung, und der Koloss sauste zwei bis drei Centimeter neben dem ruhig stehen bleibenden Stierkämpfer vorbei. Jetzt kam der Espada und zeigte mit einem hölzernen Degen, wie in Spanien das wirkliche Töten des Stieres ausgeführt wird. Er mußte womöglich noch größere Geschicklichkeit als seine Genossen anwenden, denn der Stier raste schließlich wie toll herum. Louis fragte seinen Nachbar, ob man denn den Stier nicht ersteche.

„In Spanien ja,“ lautete die Antwort. „Bei uns in Portugal ist man aber menschlicher. Sie werden gleich sehen, wie man den Stier entfernt.“

Plötzlich öffnete sich wieder das Tor; von Hirten getrieben, rannten acht mit Glocken versehene Ochsen in die Arena. Diese umringten den wütenden Stier, und in ihrer Mitte wurde er schnell aus der Arena getrieben.

Ein neuer Stier rannte herein. Der Kampf begann zum zweiten Male. Da erschienen acht Hirten. Die eigentlichen Stierkämpfer traten zurück. Nun rannten alle Hirten zugleich gegen den wütenden Stier vor, einer sprang ihm so zwischen die Hörner, daß er mit seinem Leib auf den Kopf des Stieres zu liegen kam, dessen Hals umklammerte und dessen Augen mit seinem Körper bedeckte. Zugleich packten die anderen Hirten den völlig überraschten Stier an den Hörnern, Beinen und am Schwanz und schleppten das nun wehrlose Tier trotz seines Widerstrebens hinaus. Hierauf erschienen ein neuer Stier und ein neuer Reiter. Die vorigen Kampfsarten wiederholten sich bei diesen und noch bei sieben anderen Stieren. Louis war schließlich aus lauter Erregung so in Schweiß geraten, daß er keinen trockenen Faden mehr am Leibe hatte. Er fühlte sich eigentlich erleichtert, als das Gefecht zu Ende war, und doch konnte er sich nicht von dem fesselnden Schauspiel vor dem Schlusse trennen.

Nun aber kehrte er in sein Gasthaus zurück. Der Blick von seinem Fenster auf den Tejo und den Mastenwald der Schiffe brachte ihn auf andere Gedanken.

Was hatte er doch in den letzten Tagen alles gesehen und gelernt! Mehr als in Hammam Meskoutin in Jahren. Aber er fühlte auch, wie ihn diese Erfahrungen reiften, und immer wieder sagte er zu sich selbst: „Ich werde Seemann, nichts als Seemann. Da sieht man die Welt und lernt von Tag zu Tag mehr. Das aber ist es, was ich will.“

Viertes Kapitel.

Am folgenden Morgen begab sich Louis Kurmann sobald wie möglich an Bord der „Empress of India“. Das Schiff war noch größer und schöner als die „Ville de Nantes“. Und doch fühlte er sich auf diesem Dampfer nicht so behaglich wie auf dem französischen. Das lag vor allem daran, daß er sich mit niemand unterhalten konnte. Kein Schiffsoffizier, kein Matrose verstand ein Wort Französisch oder Deutsch, und Louis konnte kein Englisch. Außerdem herrschte hier auch ein sehr gemessener, geradezu nüchterner Ton. Passagiere, welche nicht zusammen gehörten, sprachen nicht miteinander, jeder schien den andern zu meiden, es war, als ob einer dem andern feind sei. Am meisten ärgerte sich der Knabe in seiner Kabine. Zuerst zeigte ihm niemand den Weg. Endlich hatte er sich zurecht gefunden, sah in der Kabine zwei übereinander liegende Betten und stellte seinen Handkoffer auf das untere derselben. Kaum war dies geschehen, da trat ein Engländer von etwa 25 Jahren ein, grüßte nicht, sprach kein Wort, nahm aber ohne weiteres den Koffer des Knaben und warf ihn auf das andere Bett. Louis, den die derbe Art des Fremden in Zorn gebracht hatte, wollte etwas darüber sagen. Da deutete der Engländer stumm auf sein Billet und dann auf die am Bett angebrachte Nummer. Diese hatte der Knabe vorher gar nicht bemerkt. Jetzt sah er sie und entdeckte, daß an dem andern Bett auch eine Nummer angebracht war. Nun betrachtete er sein Billet und erkannte, daß jene Nummer mit der auf seinem Schein verzeichneten übereinstimmte. Der Mann war also in seinem Recht. Allein er hätte seinen Kabinengenossen doch auch auf höflichere Art darauf aufmerksam machen können, daß dieser ein falsches Bett belegt hatte. Immerhin schwieg Louis still und machte es sich nun auf seinem

Lager bequem. Jetzt packte der Engländer verschiedene Gegenstände aus, belegte die ganze Kabine damit und nahm auf seinen Mitreisenden nicht die geringste Rücksicht. Unser Freund ärgerte sich sehr darüber, konnte aber nichts dagegen machen. In ähnlich rücksichtsloser Weise betrug sich die übrigen Engländer, als es zum Frühstückstisch, zum Lunch, ging. Louis wollte sich gerade setzen, als ihm ein anderer Herr zuvorkam und sich ohne Umstände auf diesen Platz niederließ. So erging es ihm noch zweimal, bis er endlich einen Platz an einer Tischecke fand. Während des Essens sprach kein Mensch eine Silbe mit ihm. Es schien, als ob er gar nicht vorhanden wäre. Auch sonst sprachen die Tischgäste fast nicht miteinander. Wie ganz anders war das auf dem französischen Dampfer gewesen! Dort hatte man geplaudert und gelacht, dort hatte jeder mit seinem Nachbar gesprochen, kurz es hatte ein heiteres, fröhliches Leben geherrscht. Hier aber kam sich Louis vor wie in einem Gefängnis. Das war eben englische Art.

Der Dampfer fuhr unterdessen den Tejo abwärts, hinaus nach dem freien Ozean. Als unser Freund nach dem Lunch wieder auf Deck stieg, sah er die Küste von Portugal nur noch als grauschimmernden Strich, nach und nach verschwand sie ganz aus dem Gesichtskreis, ringsum dehnte sich wieder die unermessliche blaue Ebene des Ozeans aus. Nach und nach zogen aber leichte Wolken heran, der Wind wurde etwas stärker, und es fing zu regnen an. Das zwang die Reisenden, im Speisesaal oder in ihrer Kabine zu verweilen. Inmitten der langweiligen englischen Gesellschaft fühlte sich Louis sehr wenig behaglich. Da niemand mit ihm sprach, und es nur englische Bücher zu lesen gab, wußte er gar nicht, wie er die Zeit verbringen sollte. Er wollte zur Maschine gehen und deren Gang beobachten. Das war aber verboten. Nun begab er sich in seine Kabine, um etwas zu schlafen. Dort lag sein Genosse auf seinem Bett und rauchte aus einer kleinen kurzen Pfeife. Das Zeug roch abscheulich. Louis öffnete das Kabinensfenster, um frische Luft einzulassen. Der Engländer schloß es wieder. Das war dem Knaben doch zu bunt. Er deutete mit der Hand auf die Pfeife des Engländers und machte ein verneinendes Zeichen. Jetzt gab der Mann nach, denn er wußte genau, daß das Rauchen in den Kabinen verboten war, und fürchtete eine Beschwerde des Knaben beim Kapitän. Er

machte ebenfalls durch Zeichen klar, daß er die Kabinenluke offen lassen wolle, wenn er weiter rauchen dürfe. Damit war Louis einverstanden; die Luke blieb weit geöffnet, der Engländer lag rauchend auf dem untern Bett, der junge Elsässer auf dem obern. Er überdachte, was er bis jetzt gesehen und erlebt hatte. Unterdessen hatte sich der Wind heftiger aufgemacht, das Schiff schwankte ziemlich stark. Mit einem Male mußte eine stärkere Welle an der Schiffswand emporgestiegen sein, und ein dicker Strahl Meerwassers ergoß sich durch die offene Luke herein in die Kabine. Louis war zwar überrascht, sah aber doch gleichgültig die Folgen der Überschwemmung an, denn ihn berührte sie in keiner Weise. Er hatte ja infolge der Unliebendwürdigkeit des Engländers auch seinen kleinen Koffer zu sich auf sein Bett gelegt und noch gar nicht ausgepackt, so daß sich keiner seiner Gegenstände unten in der Kabine befand. Auf seinem hohen Lager aber ruhten er, sein Koffer, Mantel und Hut vollständig sicher. Ganz anders sah es bei dem Engländer und dessen Sachen aus. Der volle Strahl der Welle hatte ihn gerade ins Gesicht getroffen, seinen ganzen Körper und sein Bett völlig durchnäßt, die Pfeife ausgelöscht und dann auf dem Boden der Kabine eine wahre Flut geschaffen. Wie von der Tarantel gestochen sprang der Engländer in die Höhe, schüttelte sich, warf die triefende Pfeife weg und schloß nun schnell die Luke. Dann sah er nach seinen Gegenständen. Sein offen gelassener Koffer schwamm förmlich, seine Bürsten, Kämme u. s. w., sein Hut, Überzieher, verschiedene Wäschestücke und alles mögliche andere lag wirr durcheinander mitten in der Kabine im Massen, das Wasser lief aus den Ecken seines Koffers heraus, und was er in die Höhe nahm, tropfte, wie wenn er es unmittelbar aus dem Meere gezogen hätte. Der Mensch machte ein jammervolles Gesicht. Aber Louis empfand keine Spur von Mitleid. Er mußte sich alle Mühe geben, um nicht laut aufzulachen, und sah scheinbar völlig gleichgültig zu, wie der Engländer Stück für Stück auswand und auf sein nasses Bett legte. Nun kam auf das Läuten des so unfreiwillig Gebadeten ein Steward*) und bemühte sich, das noch immer auf dem Boden der Kabine hin und her wogende Wasser

*) Schiffskellner.

aufzutrocknen. Dazwischen stand der Engländer und triefte wie eine Dachtraufe. Dieses Bild erregte doch nach und nach das Mitleid von Louis Kurmann. Er hob seine Bettdecke ab und bot sie dem Engländer an. Derselbe nahm sie, zog sein nasses Hemd aus, hüllte sich in die Decke und dankte dann verbindlichst dem freundlichen Geber. Allmählich hatte der Steward auch die Kabine trocken gewischt, und der Engländer fand wenigstens einige Plätze, um seine nassen Sachen auszubreiten und aufzuhängen. Louis überließ ihm bereitwillig jeden nur irgendwie verwendbaren Raum. Von nun an wurde der Kabinengenosse unseres Freundes ebenso höflich und zuvorkommend, als er vorher das Gegenteil gewesen war. Das hatte allein die liebenswürdige Abgabe der Decke bewirkt. Obwohl die beiden Reisenden nur wenig miteinander sprechen konnten, weil der Engländer sehr wenig Französisch und gar kein Deutsch verstand, unterhielten sie sich doch gegenseitig mit Zuhilfenahme von Zeichen. Jedensfalls herrschte jetzt gutes Einvernehmen in der Kabine, und das veranlaßte, daß die Reise für jeden angenehmer wurde, als es den ersten Anschein hatte.

Zwei Nächte und einen Tag sah man nichts als Himmel und Meer. Am Abend des zweiten Tages aber tauchte links vor dem Dampfer ein Leuchtturm auf. Man näherte sich der Südküste von England. Am andern Morgen war man mitten im Kanal la Manche. Nun wuchs von Stunde zu Stunde die Zahl der entgegenkommenden Schiffe, die Küste wurde immer deutlicher, verschiedene Leuchttürme hoben sich scharf vom Strande ab, und gegen Mittag erschien die Insel Wight. Jetzt dampfte die „Empress of India“ in den engen Kanal „The Solent“. Sie hatte verschiedene Flaggen gehißt, und an Bord machte man alles zur Landung bereit. Der Kabinengenosse von Louis erklärte ihm die Namen verschiedener zu beiden Seiten sichtbar gewordener Städte, sowie vieler vorbeifahrender Dampfer. Man näherte sich immer mehr Southampton. Der Schiffsverkehr wuchs von Minute zu Minute. Das war ein scheinbar nicht zu entwirrendes Durcheinander von Dampfern, Segelschiffen mit drei und vier Masten, Yachten, Dampfbaracken, Booten, Barken, Schonern, Kuttern, Briggs u. s. w. Oft konnte man gar nicht durchsehen. In langsamer Fahrt fand aber die „Empress of India“ gut ihren Weg und stoppte endlich vor

Southampton mitten zwischen verschiedenen anderen Dampfern der „Peninsular and Oriental Co.“, der auch dieses Schiff gehörte.

Mit einem Male entdeckte Louis einen Dampfer, der weit größer und schöner war als alle anderen. Er führte die deutsche Flagge. Sein Kabinengenosse erklärte ihm, das sei die „Auguste Viktoria“ der Hamburg-Amerika-Linie, einer der größten und schönsten Dampfer, den es auf der Erde gebe. Mit großer Neugier betrachtete der Knabe dieses stolze Schiff. Ob es wohl gerade auf der Ausfahrt nach Amerika oder auf der Rückkehr nach Deutschland begriffen war? Bald erfuhr er durch die an Bord kommenden Agenten und Hoteldiener, daß die „Auguste Viktoria“ am andern Morgen nach Deutschland zurückkehre. Nunmehr beeilte Louis sich möglichst, um ans Land zu kommen, und erreichte mit anderen Passagieren bald in einem Boote das Ufer. Er fuhr sofort in einer Droschke nach der Agentur der Hamburg-Amerika-Linie und hörte zu seiner größten Freude, daß er noch einen guten Platz erhalten könne, weil viele Engländer die Überfahrt von Amerika nach England auf der „Auguste Viktoria“ mitgemacht und das Schiff in Southampton verlassen hätten. Es wurde ihm aber bemerkt, er möge noch heute an Bord gehen, da die Abfahrt voraussichtlich sehr früh stattfinden werde.

Unser Freund ließ sich das nicht zweimal sagen, denn die Aussicht, in dem finstern Southampton ein Gasthaus aufsuchen zu müssen, in dem ihn kein Mensch verstand, war keineswegs angenehm. Nach kurzer Zeit hatte er ein Boot gefunden, welches ihn zu dem deutschen Dampfer brachte.

War das ein Kolos! So etwas hätte Louis nicht für möglich gehalten, wenn er es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte. Von fern erschien das Schiff ja schon sehr groß. Aber wie riesig nun in der Nähe! Das ging doch über jede Erwartung.

Und erst als er die Fallreepstreppe erstiegen hatte! Louis Kurmann dünkte sich in einer Märchenwelt. Diese eleganten Treppen, Gänge und Kabinen! Er hatte sich natürlich ein Billet zweiter Klasse genommen, wurde von einem Matrosen in die betreffende Kabine geführt, wollte aber gar nicht glauben, daß das wirklich seine Kabine sei. Außer einem Bett befand sich da noch ein Sofa, ein Waschtisch

und ein Schränkchen. Es war ein allerliebsteß kleines Zimmer, nicht eine enge Kabine wie auf der „Ville de Nantes“ oder der „Empreß of India“.

„Ich habe aber zweiter Klasse.“

„Jawohl. Das ist auch eine Kabine zweiter Klasse.“

„Bleibe ich denn da allein?“

„Ja. Die meisten unserer Passagiere sind ausgestiegen, und jetzt herrscht an und für sich geringer Verkehr. Da werden die Sofabetten nicht benutzt. Dort, mein Herr, ist der Speisesaal der zweiten Klasse, in dieser Richtung geht es zum Rauchsalon, und in der Mitte sind die Badekabinen. In einer Stunde wird das Diner serviert.“

Wie das alles so großartig klang! Welch eine Höflichkeit und Welch eine Liebenswürdigkeit der Mannschaft! Das war doch ganz anders, als auf dem englischen und auch auf dem französischen Dampfer.

Plötzlich erstrahlte die ganze „Auguste Viktoria“ in elektrischem Lichte. Dadurch wurde der Glanz und Reichtum des Schiffes erst recht erkennbar. Louis wandelte nach dem Teile, der die Räume der ersten Klasse enthielt. Als ein Schiffsoffizier merkte, daß er diese gern besichtigen wollte, meinte derselbe freundlich: „Solange das Schiff vor Anker liegt und das Diner noch nicht begonnen hat, dürfen Sie sich ohne Scheu überall umsehen.“ Louis ließ sich das nicht zweimal sagen. Er trat in den Speisesaal der ersten Klasse und blieb vollständig überrascht, fast starr vor Bewunderung stehen. Das war ja ein Zauberschloß, ein Feenpalast! Der Schmuck an Gemälden, an vergoldeten Schnitzereien, an kostbaren Einlagen u. s. w. war aber auch wirklich fabelhaft. Der Knabe hatte ja bisher gar keine Vorstellung von einer solchen Pracht gehabt. Überall sah er sich um, und jeder Blick zeigte ihm neue Schätze. Diese Spiegel, diese geschnitzten Möbel, diese überreichen Samtvorhänge u. s. w.!

„Ja, jetzt glaube ich es gern,“ sprach er zu sich selbst, „was mein englischer Kabinengenosse auf der ‚Empreß of India‘ sagte, daß dieser Dampfer einer der schönsten auf der Erde ist. Er wird wohl der aller-schönste sein. Ein deutscher Dampfer! Ich hätte doch nie gedacht, daß die Deutschen solche Schiffe besitzen. Es muß wirklich eine mächtige Nation sein.“ Unter solchen Gedanken stieg er zu dem Brückendeck

empor und kam zum Damensalon. Die Thür stand offen; er sah hinein. Da wußte er gar nicht mehr, was er sagen und denken sollte. Hätte er nicht das fast überreich ausgestattete Gemach unverrückt vor seinen Augen gesehen, er hätte an eine Sinnestäuschung, an ein Märchengebilde geglaubt. Aber alles blieb fest vor seinen Blicken stehen. Die wunderbaren Samtmöbel mit ihren schwellenden Kissen, die herrlich gearbeiteten Schränkchen und Tischchen, die entzückenden Gemälde und Blumenarrangements, das kostbar geschmückte Klavier, alles war wirklich da; er träumte nicht.

„So etwas kann es ja nicht wieder geben.“

Die Glocke störte ihn in seinem Sinnen. Sie rief ihn zum Mittagessen. Auch das übertraf weit die Mahlzeiten, welche er auf den vorherigen Schiffen genossen hatte.

Abends spielte die Schiffskapelle schöne Stücke, und Louis lauschte mit tiefempfundener Wonne den erhebenden Weisen. Er kam sich wirklich wie ein Märchenprinz vor.

Auch am folgenden Morgen fand seine Bewunderung neue Nahrung. Statt des einen Schornsteines des französischen und des englischen Dampfers besaß der deutsche deren drei. Außerdem ragten drei Maste empor. Die „Auguste Viktoria“ hatte ein Brückendeck, ein Oberdeck und ein Hauptdeck; zehn große Rettungsboote hingen an den Seiten des ersteren, und was den Knaben am meisten überraschte, war, daß der Dampfer zwei Schrauben führte, statt der einen, welche die übrigen Schiffe, die man sah, in Bewegung setzte.

Nun erkundigte er sich bei einem der Schiffsoffiziere nach den Maßen des riesigen Dampfers und erhielt sofort die liebenswürdigsten und genauesten Auskünfte.

„Die ‚Auguste Viktoria‘ ist 150 Meter lang*) und erreicht eine Schnelligkeit von vier deutschen Meilen, also etwa dreißig Kilometern in der Stunde,“ bemerkte der freundliche Schiffslieutenant. „Das wird durch Schiffsmaschinen von 13 000 Pferdekraften erreicht. Außer den beiden großen Maschinen für die Schrauben befinden sich noch vierzig kleinere Dampfmaschinen zu anderen Zwecken an Bord.“

*) Neuerdings ist das Schiff durch einen Anbau noch um 20 Meter verlängert worden.

„Das ist ja ganz großartig. Darf ich mir diese Zahlen in mein Notizbuch eintragen?“

„Selbstverständlich. Wir haben keine Geheimnisse. Wenn Sie noch mehr zu wissen wünschen, stehe ich gern zur Verfügung.“

Nachdem Louis seine Notizen gemacht hatte, fragte er weiter: „Was kostet wohl ein solcher Dampfer?“

„Etwa fünf Millionen Mark, weil wir eine sehr kostbare Einrichtung haben.“

„Das glaube ich gern. Es werden aber die Fahrten auch sehr viel kosten?“

„O ja. Eine Reise von Hamburg bis New York erfordert allein 240 Eisenbahnwaggons Kohlen. Jeder Waggon hat 200 Centner Kohlen. Das gibt eine hübsche Zahl.“

„Eine riesige Zahl. Wenn aber so ein Schiff untergeht! Welch ein Verlust!“

„Es ist kaum denkbar, daß die ‚Auguste Viktoria‘ untergehen kann. Das ganze Schiff ist in elf wasserdichten Abteilungen ohne Türen hergestellt und hat überdies einen doppelten Boden. Dadurch ist ein Sinken fast unmöglich gemacht. Gegen einen Brand schützt uns einerseits die solide Stahlkonstruktion, andererseits, und zwar in erster Linie, die strenge Mannszucht, welche auf allen deutschen Schiffen herrscht. Also Sie sehen, nach menschlicher Berechnung kann der ‚Auguste Viktoria‘, welche ihren Namen nach unserer erhabenen Kaiserin führt, nichts zustoßen.“

Nunmehr mußte der Leutnant zum Dienste antreten. Louis dankte ihm auf das verbindlichste und merkte sich das Gehörte wiederum in seinem Buche an.

Er erkannte jetzt, welch ein Riesenwerk so ein Passagierdampfer allerersten Ranges ist, und immer wieder kam es ihm in den Sinn, daß dies ein deutscher Dampfer war. Das in Verbindung mit der Hochachtung, die er vor der Mannszucht der deutschen Matrosen in Lissabon gewonnen hatte, ließ ihn mit immer größerer Achtung an die Nation denken, der ja eigentlich seine Eltern und also auch er angehörten.

Zum ersten Male tauchte in der Seele des Knaben der Gedanke auf, ob er nicht lieber bei der deutschen statt bei der französischen Marine

eintreten sollte! Es war also in seinem Innern der erste Zweifel entstanden. Die in Algier in der Kinderzeit gewonnenen französischen Vorstellungen des jungen Elsfässers galten ihm nicht mehr als unumstößlich richtig. Er beschloß, nun selbst zu sehen und zu prüfen, und damit war auch der erste Schritt geschehen, ihn zu einem Deutschen zu machen.

Die Fahrt der „Auguste Viktoria“ verlief anstandslos. Schon am Mittag nach dem Verlassen der Reede von Southampton gelangte man aus dem Kanal in die Nordsee. Der Wind machte sich dort heftig auf; aber auf dem großen, starken Schiffe merkte man nichts davon. Der Tag und die folgende Nacht vergingen ohne besonderes Ereignis, und am nächsten Morgen tauchte links der rote Fels von Helgoland, bald darauf das Feuerschiff, dann der Leuchtturm von Neuwerk, nun der von Cuxhaven und zuletzt Cuxhaven selbst auf. Mit verlangsamter Fahrt lief hierauf die „Auguste Viktoria“ in die Elbe ein, die Städte Glückstadt und Stade, viele liebliche Dörfer, das villenreiche Blankenese zogen vorüber, und jetzt fiel der Blick des neugierig um sich sehenden Louis Kurmann auf die Türme und Kuppeln, auf die riesigen Lagerhäuser, Speicher und Fabrikgebäude Hamburgs und auf ein Hafengewühl, das wiederum alles in Schatten stellte, was er bisher in dieser Beziehung in Algier, Lissabon und Southampton gesehen. Es entrollte sich vor seinem staunenden Auge die mächtigste deutsche Handelsstadt und der gewaltigste und verkehrsrreichste Hafen des europäischen Festlandes. Je mehr man stromaufwärts dampfte, desto betäubender, desto verwirrender erschien das bunte Treiben auf dem breiten Strom mit seinen zahlreichen Nebenhäfen, eingemauerten Buchten und einmündenden Kanälen. Das jagte hierhin und dorthin, das dampfte kreuz und quer durcheinander; hier zogen kleine Propellers gewaltige Segelschiffe stromaufwärts, dort steuerte ein riesiger Passagierdampfer die Elbe hinab. Dazwischen huschten gleich flinken Möwen kleine Dampfjollen hindurch, und geschickt wie glatte Schlangen wanden sich Ruderboote mitten durch die großen Ungetüme der Dampfer. An den Kais, den sogenannten Höfts, in eigenen gemauerten kleinen Häfen und vor den mächtigen Speichern lagen aber in ungezählter Menge Lastschiff an Lastschiff, Frachtdampfer an Frachtdampfer, und weiter oben tauchte ein ganzer Wald von Mastbäumen der dort liegenden

Segelschiffe auf. Soweit das Auge reichte, ein seemännisches Treiben, ein Leben, ein Hasten und Arbeiten, daß Louis schon durch das einfache Schauen in immer größere Erregung geriet und schließlich in höchster Bewunderung ausrief: „So einen Hafen kann es ja gar nicht mehr geben! Der ist überwältigend großartig.“ Jetzt stoppte die „Auguste Viktoria“, die Ankerkette rasselte herab, das Schiff wurde beigedreht und legte am Amerikakai an. Bald waren alle polizeilichen Forderungen erfüllt. Louis eilte, so rasch er konnte, ans Land. Der freundliche Schiffsteutnant hatte ihm ein bescheidenes aber gutes Gasthaus genannt, und eine Droschke brachte ihn dorthin. Er hatte sich fest vorgenommen, in Hamburg zu übernachten, denn erstens mußte er doch sein französisches Geld wechseln, und zweitens — das war aber maßgebender — wollte er nochmals den Hafen sehen. Kaum daß er sich Ruhe gönnte, etwas zu genießen. Dann eilte er schnell wieder an den Hafen. Im Vorbeigehen wurden dreihundert Franken in Mark gewechselt, und nun fragte er einen vorübergehenden Herrn, wie er am besten einen guten Überblick über den Hafen gewinnen könne. Der Hamburger erkannte an der Elsässer Aussprache des Knaben wohl den Fremden und gab ihm freundlich Bescheid.

„Sie steigen am besten dort an der Drehbrücke in eine Dampfjolle und bleiben auf dieser so lange, bis sie wieder an derselben Stelle landet. Dann haben Sie eine etwa drei Viertelstunden dauernde Rundfahrt durch den ganzen Hafen gemacht, und das alles kostet nur zehn Pfennige.“

Louis befolgte sofort den guten Rat und stand wenig Minuten später auf der vordersten Spitze einer solchen Dampfjolle. Jetzt ging die Fahrt los. Hei, wie der scharfe Schiffsschnabel die Bogen teilte, wie die Spritzer bis zu Louis heraufkamen und ihn ins Gesicht trafen! Das störte ihn aber nicht. Im Gegenteil! Er kam sich wie ein Lotse vor, der auslugt, er sog die nasse Luft mit wahren Wohlgefühls ein, er fühlte sich geradezu glücklich. Und was er wiederum alles und zwar diesmal aus nächster Nähe sah! Die Jolle dampfte von einem Kai zum andern, sie fuhr an mächtigen Lagerhäusern vorbei, wand sich durch wahre Straßen von Schiffen und besuchte die verschiedensten Häfen und Kanäle. Dabei konnte man auch hier wieder das fortwährende Kommen

und Gehen von Schiffen aller Art sehen. Beim Löschen und Laden erblickte man die Schätze der Alten und die der Neuen Welt, in allen nur denkbaren Sprachen schwirrte und rief es durcheinander, mächtige Kräne hoben die Lasten empor, auf den Kais standen ganze Eisenbahnzüge und brachten dicht an die Schiffe heran ihre Fässer, Kisten und Ballen oder nahmen solche in Empfang, und überall herrschte das regste Leben, die angestrengteste Arbeit. Dazwischen heulten die Dampfpeisen von Schiffen, welche Platz verlangten, schrill erschollen die Piffe der Lokomotiven, Taue knirschten, Ketten rasselten, Masten ächzten, eingeladene Fässer polterten, Wasserstrahlen aus den Schiffspumpen plätscherten oder zischten aus Ventilen, und die Schrauben der Dampfer rauschten. Es war ein betäubender, ein unbeschreibbarer Lärm. Hier und da konnte Louis in die weiten Hallen der Lagerbauten hineinschauen. Sie erschienen ihm großartig. Bei dieser Fahrt bekam er eine Vorstellung von der Bedeutung des ungeheueren Verkehrs, der sich an diesem Mittelpunkt des überseeischen Handels vereinigt und Hamburg zur ersten Handelsstadt des europäischen Festlandes gemacht hat. Von Minute zu Minute wuchsen die Hochachtung und die Begeisterung des jungen Elsässers ob der Macht des Deutschen Reiches, welches eine so gewaltige Handelsstadt mit einem so riesigen seemannischen Treiben besaß, und als er wieder an seinem Ausgangspunkt angekommen war und den Kai erstiegen hatte, sprach er zu sich selbst: „Ja, deutscher Seemann zu sein, ist doch das beste. Ich möchte es wohl werden.“ Er war sich aber noch nicht klar, ob er sich für die Kriegs- oder die Handelsmarine entscheiden sollte.

„Kommt Zeit, kommt Rat,“ dachte er bei sich. „Ich habe ja von der deutschen Kriegsmarine noch zu wenig gesehen. Vielleicht finde ich auch eine Gelegenheit, mir diese noch zu betrachten. Jedenfalls muß zuerst meine nächste Aufgabe erfüllt werden. Also auf nach Straßburg!“

Nun begab er sich in sein Gasthaus und erkundigte sich, wie er am besten nach dem Elsaß reisen könnte.

Der Wirt, der an dem munteren, selbständigen Jüngling Gefallen gefunden hatte, meinte, er könne wohl geradeswegs über Frankfurt nach Straßburg fahren.

„Aber,“ fügte er bei, „da Sie zum ersten Male in Deutschland

sind, so sollten Sie sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, unseren Kaiser und nebenbei ein großartiges militärisches Schauspiel anzusehen. Übermorgen ist die große Frühjahrsparade in Berlin. So etwas sieht man nicht alle Tage. Reisen Sie hin. Ich bin selbst ein alter Soldat und weiß, wie Ihnen die Parade gefallen wird. Ich habe dort einen Schwager, der als Hauptmann zu der Schutzmannschaft kommandiert ist. An diesen wenden Sie sich, geben einen Empfehlungsbrief von mir ab, und dann dürfen Sie überzeugt sein, daß Sie alles ausgezeichnet sehen. Wenn Sie später nach Algier zurückkommen, erzählen Sie nur den Herren Franzosen, wie es bei uns aussieht, damit ihnen die Revanchegeanken vergehen und sie vernünftig Ruhe halten.“

Louis nahm den Rat an und beschloß also, am andern Morgen nach Berlin zu reisen. Er benutzte den Abend, um einen langen Brief an seine Eltern zu schreiben und ihnen ausführlicher als durch die kurzen bisher abgeschickten Karten mitzuteilen, was er alles gesehen und erlebt hatte. Dann sah er sich noch das entzückende Bild der Binnen- und der Außenalster im Glanze der zahlreichen Laternen an und begab sich hierauf bald zur Ruhe.

Früh neun Uhr fuhr der Zug nach Berlin von Hamburg ab. Aber um sechseinhalb Uhr stand unser Freund bereits wieder auf der Spitze einer Dampfjolle und machte zum zweiten Male die Hafentrundfahrt mit. Der Wirt hatte zwar gemeint, er solle doch mit der elektrischen Bahn nach Uhlenhorst fahren und die schönen Willen betrachten, dann mit einem Dampfer über die Außenalster zurückkehren.

Statt aller Antwort hatte aber Louis lachend gefragt: „Liegen dort auch transatlantische Dampfer?“

„Sie scherzen wohl,“ entgegnete der Wirt. „Es ist ja ein Binnensee, also gibt es dort keine großen Schiffe.“

„Sehen Sie,“ meinte der Knabe lustig. „Darum habe ich auch nichts auf einem Binnensee zu suchen. Ich will die Meere der ganzen Erde befahren. Deshalb darf ich keine Gelegenheit versäumen, die hiesigen wunderbaren Hafenanlagen und die großen Schiffe zu bewundern.“

„Na, denn los. Sie haben noch fast zwei Stunden Zeit.“

So fuhr Louis abermals im Hafen umher und konnte sich gar nicht satt sehen an all dem Leben und Treiben.

Um neun Uhr aber saß er im Eisenbahnzug nach Berlin. Der freundliche Wirt, ein geborener Berliner, hatte ihm genau mitgeteilt, wie er sich zu verhalten, wo er abzustiegen, und wie er dann zu seinem Schwager zu fahren habe. Den Empfehlungsbrief trug der Knabe in der Brusttasche bei sich.

Die Fahrt fesselte ihn sehr. Solche Waldungen wie den Sachsenwald, solche Wiesen, so behaute Strecken und so eigenartige Dörfer wie hier hatte er ja noch nie gesehen. Die gab es in der Steppengegend am Fuße der Aurès-Berge in Afrika freilich nicht. Alles war hier anders als dort, alles war unserm Freunde neu. Daher vergingen ihm die Stunden wie im Fluge. Und erst in Berlin! Er hatte eine offene Droschke genommen und fuhr vom Lehrter Bahnhof über den Königsplatz nach der Potsdamer Straße, in der das ihm angewiesene Gasthaus lag. Was für Paläste, was für ein mächtiges Denkmal, für wunderschöne Anlagen erblickte er! Ende Mai gibt es ja auch kaum einen schöneren Platz als den Königsplatz in Berlin mit den prächtigen blühenden Alleebäumen, den Blumenanlagen, den in Purpur prangenden Rotdornbäumen u. s. w. Der Kutscher erklärte ihm, dieses sei das Generalstabsgebäude, jenes mit der goldenen Kuppel das Reichstagsgebäude, nun komme das Brandenburger Tor, daneben der Fürst Blücher-Palast u. s. f. Auch die Siegesssäule erregte des Knaben Bewunderung. Er hatte ja noch nie ein so hohes Denkmal erblickt. Als er den Kutscher danach fragte, meinte derselbe: „Det is die Siegesssäule zur Erinnerung, daß wir die Franzosen so verhauen haben.“

Es gab zwar Louis einen leichten Stich, als er diese Antwort vernahm. Aber es ergriff ihn doch von neuem eine gewaltige Achtung vor den Deutschen, die sich auf Grund ihrer Siege mit Recht ein so hohes Denkmal errichten durften.

In kurzer Zeit hatte er sich in seinem Gasthof eingerichtet, und einige Minuten nach seiner Ankunft fuhr er mit der Straßenbahn hinaus in die Bülowstraße, um sich bei dem Polizeihauptmann vorzustellen, an den er empfohlen war. Er wurde freundlich empfangen, und als der

Offizier den Brief seines Schwagers gelesen hatte, sogar herzlich begrüßt. Nachdem der Hauptmann aus den Worten des Knaben entnommen hatte, daß derselbe einer Elsäßer Familie angehörte, die anscheinend Sehnsucht habe, wieder in die alte Heimat zurückzukehren, beschloß er, sich sehr entgegenkommend zu verhalten, dem jungen Kurmann soviel als möglich von der Reichshauptstadt zu zeigen, damit es ihm recht gut in Berlin gefalle und er nur freundliche Eindrücke von der deutschen Hauptstadt gewinne. Der Offizier wußte sehr gut, daß er dadurch zum Vorteil der großen deutschen Sache handle, denn es war immerhin ein Erfolg, wenn man eine nach 1870 in Groll ausgewanderte Elsäßer Familie wieder für das alte Vaterland zurückgewinnen konnte.

Er begann: „Das trifft sich sehr günstig, Herr Kurmann. Ich habe für mich und meine Familie einen Wagen zur Besichtigung der morgen stattfindenden Parade genommen. Nun muß ich aber an Stelle eines erkrankten Kameraden bei der Parade zum Dienst ausrücken, und mein Platz im Wagen ist frei. Den nehmen Sie ein. Meine Frau und besonders mein Sohn sind sehr genau unterrichtet und können Ihnen alles so gut erklären, wie wohl wenige Berliner.“

Louis dankte verbindlichst und wollte sich empfehlen. Der Hauptmann bat ihn noch zu bleiben, rief seine Frau, deren zum Besuch anwesende Schwester und seinen Sohn und stellte ihnen den jungen Afrikaner vor. Er wurde von allen herzlich begrüßt.

„Wie gut,“ meinte Frau Dreher, „daß meine Schwester hier ist. Sonst hätten wir die Parade nicht besucht! Und da mein Mann Dienst bekam, machen Sie gleich den zweiten Kavaliere im Wagen. Kommen Sie doch heute abend zu uns zum Abendessen, dann lernen wir uns schon vorher kennen.“

„Halt, liebe Frau,“ entschied darauf der Hauptmann. „Herr Kurmann will übermorgen schon wieder Berlin verlassen. Da muß er doch etwas von unserer Hauptstadt sehen. Ich werde ihm mein heutiges Opernbillet überlassen, man gibt den Lohengrin, den wir ja alle schon oft gehört haben. Otto kann Herrn Kurmann hinbringen, abholen und nach Hause begleiten. Bist du nicht damit einverstanden?“

„Ja gern. Dann muß aber Herr Kurmann morgen nach der Parade mit uns zu Mittag speisen.“

„Einverstanden. Darf ich Sie dazu einladen?“

Unser Freund war von der Liebenswürdigkeit der Familie Dreher ungemein angenehm überrascht. Er sagte mit Freuden zu und verabschiedete sich nun, um nicht zu stören.

„Otto, du kannst Herrn Kurmann schon jetzt begleiten.“ Mit diesen Worten nahm der Hauptmann ein Opernbillet aus einem Kästchen und gab es Louis, indem er sprach: „Mein Sohn sagt Ihnen alles Weitere. Also auf Wiedersehen morgen früh. Bitte kommen Sie etwas vor dreiviertel neun Uhr. Der Wagen soll pünktlich dreiviertel neun abfahren.“

Während Louis sich noch von den beiden Damen verabschiedete, sprach der Offizier leise zu seinem Sohne: „Sei recht höflich mit dem jungen Kurmann. Du weißt, es ist ein patriotisches Werk, wenn wir eine verhezte Elässer Familie für die deutsche Sache zurückgewinnen.“

„Verstehe, Vater. Du kannst dich auf mich verlassen.“

Nunmehr war auch der junge mit Louis etwa gleichalterige Berliner bereit, und beide machten sich auf den Weg.

Auf der Straße meinte Otto Dreher: „Wir haben bis zum Beginn der Oper noch vier Stunden Zeit. Abgerechnet eine halbe Stunde zum Abendessen können wir noch viel ansehen. Wollen Sie mir die Führung überlassen?“

„Selbstverständlich. Ich bin ja wildfremd.“

Nun fuhren sie mit der Straßenbahn bis zum Leipziger Platz. Dann gingen sie zu Fuß durch die Leipziger- und die Friedrichsstraße nach den Linden. Hierauf über den Opernplatz, auf den Schloßplatz, wieder zurück zum Lustgarten, über die Linden und auf den Pariser Platz. Otto Dreher erklärte dem Fremden alles und zeigte ihm unzählige Dinge. Was machte Louis Kurmann da wieder für Augen! Das übertraf aber auch seine höchsten Vorstellungen. So eine Riesenstadt! Solch ein Wagenverkehr! Solch ein Menschengewühl! Wie verschwand dagegen Constantine, Algier und Lissabon! Selbst Hamburg konnte in Beziehung auf das Straßenleben da nicht mittun. Freilich der Hamburger Hafen! Nun, der ging natürlich über alles. Berlin war eben

keine Seestadt. Aber was für eine Stadt war es! So großartig, so vornehm, so schön, daß Louis Kurmann diese Stadt gar nicht genug bewundern konnte, daß er mit immer wachsendem Staunen vor Deutschland erfüllt wurde, dessen Größe und Macht er sich ja noch gar nicht so recht klar gemacht hatte.

Beide Knaben kehrten nun nach dem Gasthause, in welchem Louis wohnte, zurück, letzterer aß etwas, ordnete seinen Anzug für die Oper und ward von Otto Dreher nach dem Opernhause begleitet.

„Hier an dieser Säule wollen wir uns nach der Vorstellung wieder treffen.“

Damit trennten sich beide. Otto Dreher verließ das Gebäude, Louis Kurmann begab sich auf seinen Platz im Parkett.

Schon das hell erleuchtete, große Haus rief seine höchste Bewunderung hervor. Er hatte bis jetzt nur das kleine, übrigens ganz hübsche Theater von Constantine gesehen und darin unbedeutende französische Opern gehört.

Als nun die wunderbaren Klänge des Wagner'schen Meisterwerkes den weiten Raum durchzitterten und das vornehme Publikum mit andächtiger Ruhe lauschte, als dann der Vorhang sich hob, Scene um Scene in großartiger Ausstattung an dem Auge des Knaben vorüberzog, als die Töne herrlicher Stimmen und unvergleichlicher Harmonien in sein Ohr drangen, da kam er sich allmählich wie verzaubert, wie vollständig der Erde entrückt vor, und wiederholt liefen ihm vor seelischer Erregung Tränen über die Wangen. Das war eben die Wirkung der Musik des deutschen Meisters auf das Gemüt eines in musikalischer Beziehung einfachen, fast unerfahrenen Jünglings.

Als Louis und Otto sich nach der Vorstellung an der verabredeten Säule trafen, fand der Berliner den jungen Afrikaner noch in höchster Ergriffenheit.

„Herr Dreher,“ sprach er mit bewegter Stimme, „ich habe keine Worte, um zu schildern, wie das war und was ich empfand. Welche Macht, welcher Zauber liegen in dieser deutschen Musik! Wenn das mein Vater, der so sehr für Musik schwärmt, hören könnte! Und wenn meine Angehörigen so etwas sehen könnten! Ich weiß gar nicht, wie ich Ihrem Vater für diesen Genuß, den er mir verschaffte, danken soll.“

„Oh, mein Vater wird sich sehr freuen, wenn er hört, daß Ihnen die Oper so gut gefiel.“

Nun wanderten beide Knaben über die elektrisch erleuchteten Linden. Otto begleitete den jungen Freund in sein Hotel.

„Morgen auf Wiedersehen. Ich werde Sie abholen, damit Sie sich nicht verspäten.“ Damit trennten sie sich.

Louis legte sich gleich zu Bett. So sehr auch noch die Erregung über alles, was er gesehen und gehört, in ihm nachlebte, er war doch todmüde geworden, und morgen mußte er ja wieder früh aufstehen.

Punkt achteinviertel Uhr ließ sich am andern Tag Otto Dreher anmelden. Louis Kurmann war bereit, hatte schon Kaffee getrunken und schloß sich gleich dem jungen Berliner an.

Nach einer herzlichen Begrüßung der Familie Dreher stieg man in den Wagen und fuhr nach dem Tempelhofer Felde. Der Hauptmann war schon weggeritten. In der Belle-Alliance-Straße marschierten noch Garde-Mann und Garde-Artillerie hinaus. Alle übrigen Truppen standen schon auf dem Paradeselde.

Hier konnte Louis zum ersten Male deutsche Reiterei beobachten. Die erschien ganz anders als das Regiment der Chasseurs d'Afrique, das er in Setif gesehen hatte. Was für schöne, große Pferde hatten diese Mannen, und welche stattliche, elegant erscheinende Reiter waren sie selbst! Die Lanzen mit den wehenden Fähnchen machten einen großen Eindruck auf ihn, denn Lanzen hatte er bei den Franzosen nie erblickt. Nun kam man auf die Höhe des Kreuzberges, das Paradeseld lag vor den Ankommenden. Da die Knaben rückwärts saßen, sahen sie zunächst nichts. Aber Otto war ja vertraut. Plötzlich rief er:

„Jetzt, Kurmann, stehen Sie auf, drehen sich um und schauen Sie vorwärts rechts am Kutscher vorbei!“

Louis tat es. Das war wieder eine ungeahnte Überraschung. Im höchsten Maße erstaunt rief er aus: „Welch eine Masse von Soldaten! Wie das glitzert und glänzt! Welch ein farbenprächtiges, großartiges Bild!“

Das war es auch. Im ersten Treffen stand Regiment neben Regiment, die ganze Garde-Infanterie; soweit man sehen konnte, nichts als Soldaten.

Dahinter wehte ein Wald von Fähnchen der Garde-Kavallerie, und neben ihr reihete sich Geschütz an Geschütz der Artillerie.

Auf dem rechten Flügel der ganzen Aufstellung warteten Hunderte von Offizieren in den buntesten, verschiedenartigsten Uniformen zu Fuß und zu Pferd auf das Erscheinen ihres obersten Kriegsherrn, des Kaisers.

„Das sind die hierher kommandierten Offiziere der Kriegsakademie, der Turnanstalt, der Schießschule u. s. w., welche als Zuschauer der Parade beizuhören,“ erklärte Otto Dreher.

Louis blickte nach allen Seiten. Es gab unendlich viel zu sehen. Nun hatte auch der Wagen seinen bestimmten Platz erlangt und hielt. Man konnte sich jetzt bequemer umschauen.

„Das ist wohl ein sehr großer Teil der deutschen Armee?“ meinte der junge Afrikaner.

Sofort antwortete Otto Dreher: „Wo denken Sie hin! Es ist nicht einmal das ganze Gardekorps, denn die Potsdamer Garnison fehlt. Wir haben in Deutschland aber zwanzig solche Armeekorps.“*)

„Zwanzig Armeekorps?“

„Ja, ja, Herr Kurmann. Im letzten Kriege waren es erst fünfzehn. Jetzt sind wir aber stärker geworden.“

Das Spielen sämtlicher Musikkorps, das Einschlagen aller Trommler unterbrach das Gespräch. Otto Dreher rief: „Nun kommt Seine Majestät! Sehen Sie dort jene glänzende Reiterchar! Vorauf zwei Flügeladjutanten, dann ein Reiter allein in weißer Gardedekorps-Uniform. Das ist Seine Majestät, das ist der Kaiser. Und hinter ihm in weißem Reitkleid mit gelbem Ordensband über der Brust galoppiert Ihre Majestät die Kaiserin. Was folgt, sind Prinzen, Generale, die fremden Militärattachés, Adjutanten, eingeladene Offiziere und nicht-regimentierte Herren der Garde.“

Louis Kurmann wandte keinen Blick von dem großartigen, glänzenden, stolzen Bilde. Das war aber auch eine prächtige, eine wahrhaft leuchtende Reiterchar! Als sie näher herankam, erscholl auf der ganzen Linie der Truppen ein dreimaliges braufendes Hurra, alle Musikkorps bliesen und alle Trommler schlugen; es war ein erhebender, wirklich feierlicher Augenblick.

*) Jetzt dreiundzwanzig.
Tanera, Der Freiwillige des „Itis“.

Nun ging die galoppierende Kavalkade in Schritt über, der Kaiser begrüßte die auf dem rechten Flügel in scharfer Linie angetretenen zuschauenden Offiziere und ritt dann zu jedem einzelnen seiner Regimenter.

Man hörte salbenartige Rufe.

„Was bedeutet das?“

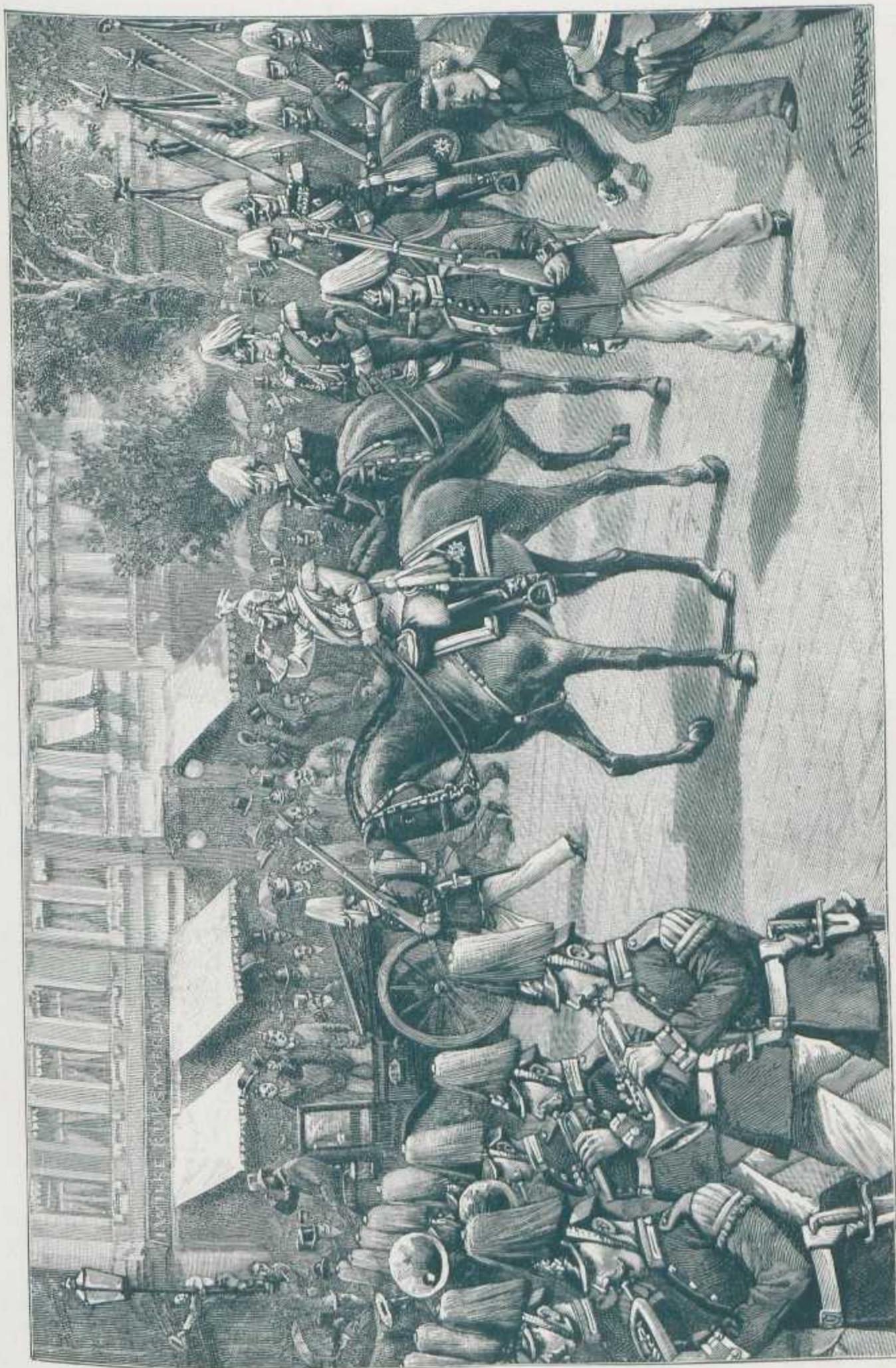
„Seine Majestät begrüßt jedes Regiment mit den Worten: ‚Guten Morgen, Grenadiere, oder Füsilier‘ u. s. w., und jedes Regiment antwortet: ‚Guten Morgen, Euer Majestät.‘“

„Ei, das ist eine schöne Sitte!“

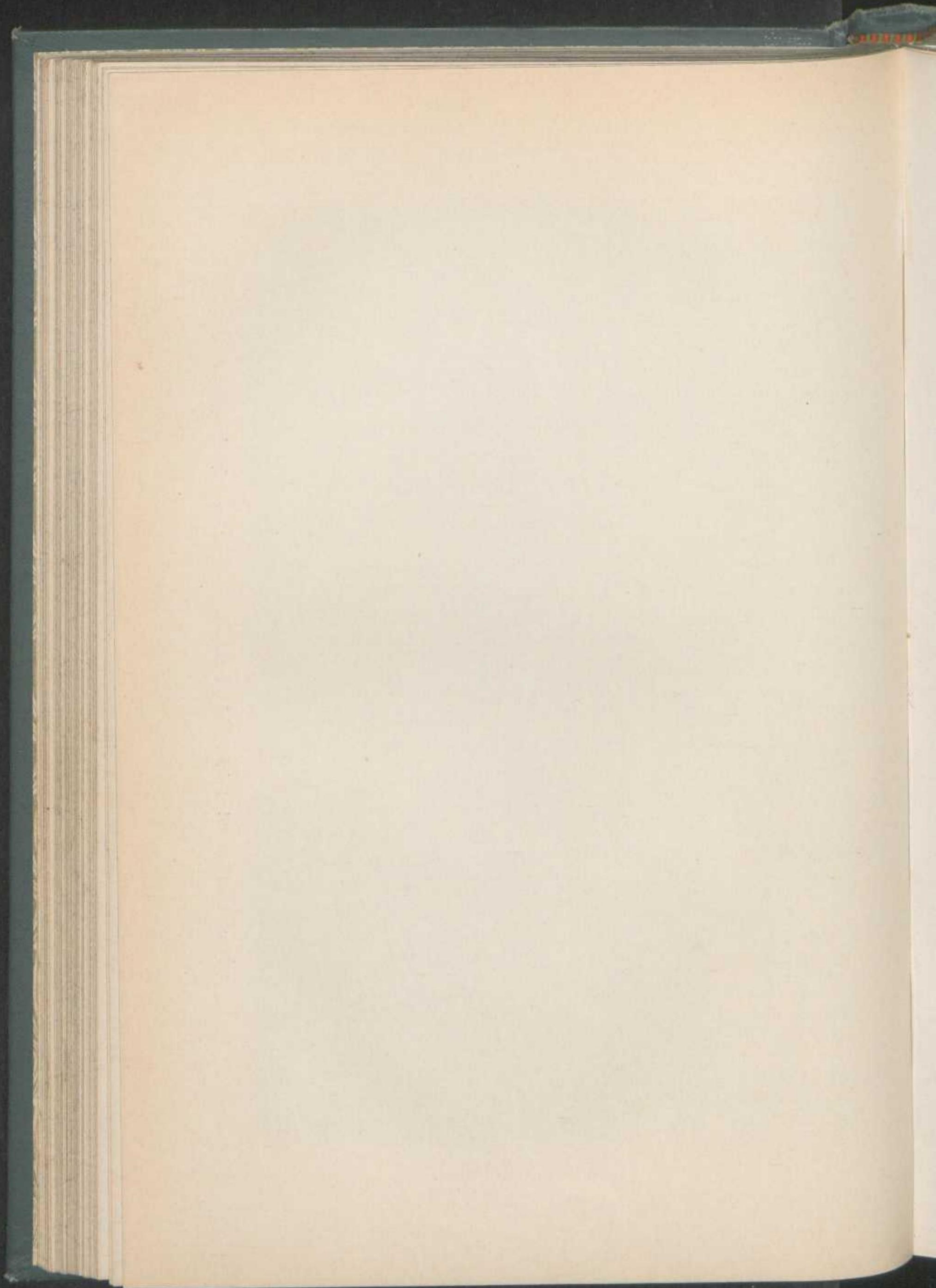
Während des Reitens des Kaisers längs der beiden Treffen mußten noch die Wagen mit den Zuschauern zurückbleiben.

Jetzt durften sie vorfahren. Da kam auch Hauptmann Dreher angesprengt, begrüßte seine Angehörigen sowie Louis und sorgte, daß dieser Wagen einen guten Platz bekam. Daher sahen dessen Insassen den ganzen nun beginnenden Vorbeimarsch der Truppen ausgezeichnet. Louis aber betrachtete sich vor allem den deutschen Kaiser, den Beherrscher des mächtigen Reiches, das, seitdem der junge Afrikaner es betreten, ja seitdem er die ersten Deutschen in Lissabon erblickt, einen so gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Er konnte deutlich das schneidige, ernste und doch so wohlwollende Gesicht des Monarchen erkennen, er sah, wie dieser Fürst seine Pflicht genau nahm, wie er jedes Regiment mit kundigem Blicke musterte, wie er hie und da beifällig nickte, immer aber ganz bei der Sache war und die Parade nicht als ein Schauspiel, sondern als eine ernste Prüfung seiner Truppen betrachtete. Aber Louis Kurmann erkannte auch, wie sich die Regimenter anstrebten, wie Kompanie um Kompanie, Schwadron um Schwadron und Batterie um Batterie ihr möglichstes tat, um vor dem prüfenden Auge des obersten Kriegsherrn gut zu bestehen.

Und wie diese Truppen auch vorbeikamen! Das sah aus, als ob eine solche Kompanie eine fest eingestellte Maschine mit nur einem Fuß und nur einem Bein statt Hunderten wäre. Selbst die Pferde der Kürassiere, Ulanen und Dragoner und die Geschütze der Artillerie erschienen wie mit dem Lineal ausgerichtet; kurz, das sah selbst der in militärischen Dingen wenig erfahrene Knabe, daß man hier an Mannszucht und soldatischer Schulung das Höchste erreicht hatte, und daß sich



„Achtung, links schauen! Seine Majestät kommt an der Spitze der Fahnenkompagnie.“



mit solchen Truppen die algerischen Tirailleure sowie die Linienbataillone in Constantine oder die Chasseurs aus Setif oder die Spahis aus Batna nicht annähernd vergleichen konnten.

Noch mehr bestach Louis der zweite Vorbeimarsch der Truppen. Er erfolgte bei der Infanterie in Regimentskolonnen, bei der Kavallerie schwadronen- und bei der Artillerie batterieweise im Trab.

„Das sind ja unwiderstehliche Massen, solche geschlossene Regimenter!“

„Ja, ja, Herr Kurmann,“ meinte Frau Dreher, „wo unsere deutschen Truppen erscheinen, da heißt es für alle anderen weichen.“

„Ich glaube es, Frau Dreher. Solche Soldaten müssen ja alles niederwerfen.“

Die Parade war nunmehr zu Ende. Otto dirigierte den Kutscher schnell nach dem Ausgange des Tempelhofer Feldes, um nochmals den Kaiser in der Nähe zu sehen. Das Bild der heimmarschierenden Regimenter war wieder ein ungemein anziehendes. Jetzt aber rief Otto: „Achtung, links schauen! Seine Majestät kommt an der Spitze der Fahnenkompanie.“

Alles stand in dem stillhaltenden Wagen auf. Als der Kaiser hinter der Musik des zweiten Garderegiments vor der Masse der Fahnen des ganzen Gardekorps vorbeikam, verneigte sich Louis Kurmann, einem inneren Drange folgend, ganz besonders. Zufällig sah der Monarch auf ihn und grüßte ihn in seiner leutseligen Art. Dem jungen Afrikaner schoß alles Blut in den Kopf, der für ihn so ergreifende Augenblick, das Spiel der Musik, der Anblick der Gardetruppen, alles hatte ihn so begeistert, daß er, als der Kaiser vorüber war, unwillkürlich in französischer Sprache ausrief: „Vive l'empereur!“, dann aber sofort deutsch hinzufügte: „Jetzt will ich bestimmt ein deutscher Seemann und ein guter Untertan Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II. werden.“

„Bravo, Herr Kurmann,“ riefen alle im Wagen, und Frau Dreher reichte dem Knaben freundlich die Hand.

Auf der Nachhausefahrt gab es noch endlos viel zu sehen. Otto Dreher erklärte alles dem aufmerksam lauschenden Louis Kurmann auf das beste.

Fünftes Kapitel.

Das Mittagessen in der Familie Dreher, sowie ein Nachmittagsspaziergang in den Zoologischen Garten verliefen für Louis ungemein angenehm. Seine bescheidene Art und seine herzliche Freude an all dem Neuen, das er sah, bereiteten dem Hauptmann, seiner Frau und seinem Sohne großes Vergnügen. Sie bemühten sich, ihm möglichst viel zu zeigen, und machten daher auch eine Fahrt auf der Stadtbahn mit ihrem jungen Gast. Dadurch bekam er einen Überblick über das ganze große Berlin, der ihm neue Achtung vor der deutschen Reichshauptstadt einflößte. Trotzdem widerstand er beharrlich der Einladung des Hauptmanns, noch einige Tage zu bleiben, da seine Aufgabe dem Wunsche, sich noch weiter zu vergnügen, vorgehe, und er sobald als möglich seinen Eltern Bescheid zu senden wünsche.

„Gut, Herr Kurmann,“ entgegnete Hauptmann Dreher. „Sie haben ganz recht. Die Pflicht geht allem vor. Aber ich möchte Ihnen einen Rat geben. Machen Sie Ihre Rückreise ebenfalls über Berlin und Hamburg. Sie können sich dabei weiter umsehen, und vielleicht ist es mir sogar möglich, Ihnen die Teilnahme an der Schlußsteinlegung zum Kaiser Wilhelm-Kanal und an der damit verknüpften internationalen Flottenschau zu ermöglichen.“

„Was ist denn das für eine Feierlichkeit?“

„Der von Kiel nach der Elbe, also von der Ostsee nach der Nordsee angelegte Kanal ist fertig geworden. Er soll eingeweiht werden, und dazu sind an alle Kulturstaaten Einladungen ergangen. Es wird jedenfalls ein großartiges Marineschauspiel.“

„Da wäre ich freilich gern dabei. Wann findet es denn statt?“

„Am 24. Juni dieses Jahres.“

„Ei, das ist sehr günstig. Bis dahin sind es noch fünf Wochen. Vielleicht kann ich so lange bei meinem Großvater bleiben!“

„Und wenn nicht, dann bleiben Sie bei uns.“

„Sie sind zu gütig, Herr Hauptmann.“

„Also abgemacht. Sie kommen wieder nach Berlin. Ich bemühe mich, für Sie eine Teilnehmerkarte zu bekommen. Und dir, Otto, will ich einen Vorschlag machen.“

„Welchen denn, Vater?“

„Wenn mir heute in vier Wochen dein Professor erklärt, daß er mit dir zufrieden ist, und du sicher versetzt wirst, so sollst du die Reise mit Louis Kurmann mitmachen.“

Wie da der junge Dreher jubelte und versprach, er wolle Tag und Nacht arbeiten, um sicher den Primaner zu erreichen. Die Aussicht, mit dem freundlichen Elsässer eine so prächtige Reise machen zu dürfen, war auch zu verlockend für ihn.

„Nun bin ich aber auch nicht mehr dagegen, daß Kurmann morgen früh abreist. Ich habe ja keine Zeit mehr zum Bummeln. Ich muß jetzt entsetzlich viel arbeiten.“

Louis bedankte sich nochmals auf das innigste bei der liebenswürdigen Familie Dreher und kehrte dann, begleitet von Otto, in sein Gasthaus zurück.

Beim Abschiede versprachen beide Jünglinge, sich gegenseitig zu schreiben. Dann trennten sie sich.

Am andern Morgen fuhr unser Freund im Frankfurter Zuge der Heimat seiner Eltern, dem Elsaß, entgegen. Neue Bilder rollten an seinem Auge vorüber. Er sah die weiten Sandflächen der Mark, die lieblichen Täler Thüringens und staunte über den neuen, großartigen Bahnhof von Frankfurt am Main. Hier übernachtete Louis. Tags darauf ging's an der Bergstraße entlang, bei Mannheim über den Rhein und dann durch die reizende, an Ruinen und Burgen so reiche Pfalz.

„Station Weißenburg!“

Im Wagen saß ein Reisender, der einem andern das Gesecht vom 4. August 1870 erklärte, das er selbst mitgemacht hatte.

„Dort bei Kapsweyer waren wir aufmarschiert. Dann rückten wir über jenen Abhang herab, überschritten gerade hier außerhalb des Bahnhofes unter Hurrarufen die damalige französische Grenze und gingen

dort zwischen den Hopfenfeldern hindurch zum Angriff auf den Gaisberg vor.“

Louis konnte sich nicht enthalten, zu fragen: „Wir haben also die alte französische Grenze schon überschritten?“

„Gewiß. Gerade vor dem Bahnhof führen wir über einen kleinen Fluß, die Lauter. Diese bildet die Grenze zwischen der bayerischen Rheinpfalz und dem Elsaß und war die alte Grenze zwischen Frankreich und Deutschland.“

Mit erhobener Stimme fragte unser Freund weiter: „Dann wären wir also jetzt schon im Elsaß?“

„Selbstverständlich. Altenstadt, das Dorf hier neben dem Bahnhof, ist der erste elsässische Ort.“

„Ah, das ist mir interessant.“

Damit sah Louis neugierig zum Wagenfenster hinaus. Der mitreisende Herr aber meinte: „Ich dachte, das wüßten Sie, denn Ihrer Aussprache nach scheinen Sie doch auch ein Elsässer zu sein!“

„Ich? Ja. Das heißt, eigentlich bin ich doch kein Elsässer, wenn ich auch einer werden möchte.“

„Das ist mir unverständlich. Was sind Sie denn nun für ein Landsmann?“

„Afrikaner.“

Auf dieses Wort sahen ihn alle Mitreisenden so überrascht an, daß er bald merkte, die Leute hatten ihn im Verdacht, er mache einen schlechten Witz. Daher fühlte er sich verpflichtet, die Sache aufzuklären. Schnell fuhr er fort: „Es ist so, wie ich sagte. Mein Vater hat im Jahre 1871 für Frankreich optiert und ist dann nach Algerien in Nordafrika ausgewandert. Dort wurde ich geboren. Ich komme jetzt zum ersten Male nach dem Elsaß.“

„Ah, das ist eine andere Sache. Dann können Sie freilich nicht viel von unserer schönen Heimat wissen. Sie sagten aber, Sie wollten ein Elsässer werden?“

„Ja, ich bin hier, um zu sehen, ob wir wieder nach der alten Vaterstadt meiner Eltern, nach Straßburg, zurückwandern können.“

„Das wohl. Dann müssen Sie aber in Deutschland bei der Armee oder in der Marine dienen.“

„Damit wäre ich sehr einverstanden.“

Nun gewannen alle Mitreisenden großes Interesse an dem jungen Afrikaner und erklärten ihm alle möglichen Verhältnisse. Jetzt wurde es Louis erst klar, daß er unbedingt bei der deutschen Kriegsmarine oder Armee dienen müsse, um überhaupt die Erlaubnis zu erlangen, daß nicht nur er, sondern auch seine Familie nach dem Elsaß zurückkehren dürfe. Diese Erkenntnis schuf in ihm wiederum den Gedanken, ob es denn nicht das beste wäre, überhaupt gleich bei der Kriegsmarine einzutreten. Er konnte aber zu keinem bestimmten Entschluß kommen, denn seine Mitreisenden begannen immer wieder von neuem ihn in die Unterhaltung zu ziehen. Das Nachdenken hierüber hatte ja auch noch Zeit.

Nun kam man nach Wendenheim, und gleich darauf wurde ihm der Turm des Straßburger Münsters gezeigt.

Dort lag also die Geburtsstadt seiner Eltern, ihre und damit auch seine Heimat! Merkwürdig, daß ihn jetzt ein so sonderbares Gefühl ergriff, wie er es nie in Hammam Meskoutin empfunden hatte. Das kam daher, daß dort in Afrika jeder Europäer und sogar jeder auch in Algerien von europäischen Eltern geborene Mensch stets das Gefühl hat, daß er eben in diesem Lande doch ein Fremder ist und bleibt. Die Eingeborenen gehören zu einer anderen Rasse, sie sprechen eine andere Sprache, und sie bleiben dem Kolonisten mehr oder minder feindlich gesinnt, ob er erst eingewandert oder schon dort geboren ist. Somit fühlt sich jeder Kolonist in Afrika zwar als Herr, aber nicht als Heimatsangehöriger.

Das war hier alles anders. Hier gab es keine feindlichen Berber, Araber oder Kabylen, keine Menschen anderer Rasse, keine verschiedenen Sprachen. Man hörte ja hie und da Französisch. Aber im allgemeinen redete man das gleiche Deutsch wie Louis selbst; alle Welt verkehrte freundlich oder doch höflich miteinander, und unserm Freunde kam es vor, als ob sich die Stammeszusammengehörigkeit bei jedermann sozusagen in Wort und Gebärde ausdrücke. Kurzum, er empfand zum ersten Male in seinem Leben das Gefühl der Angehörigkeit an eine Nation, an ein Land. Das ergriff ihn tief und zeigte ihm alles in einem vielleicht sogar zu günstigen Licht. Aber das schadete nicht. Es gewann sozusagen im Handumdrehen auch sein Herz für

die deutsche Sache, während bisher in erster Linie sich nur sein Verstand vor der deutschen Tüchtigkeit und Macht gebeugt hatte.

Der Zug hielt. „Straßburg!“

Alles stieg aus. Seine Mitreisenden zeigten dem Jüngling noch, wohin er sich nach dem ihm von Beckerle angegebenen Gasthause zu wenden habe; dann grüßte man sich gegenseitig freundlichst und trennte sich.

Louis schritt munter durch die Küß- und Kinderspielgasse nach dem Kleberplatz. Es waren im Vergleich zu Berlin enge Straßen mit kleinen Häusern. Und doch gefielen sie ihm ganz ausnehmend. Sie kamen ihm so ungemein bekannt vor, obwohl er bis jetzt nichts von Straßburg gesehen hatte, als zwei im Zimmer seiner Mutter hängende kleine Photographien vom Münster und vom Kleberplatz. „Aber richtig, das ist er ja, dieser Platz! So sieht also das Standbild des Generals Kleber in Natur aus! Und dort ist die Aubette mit der Hauptwache. Wie oft hat die Mutter uns Kindern das kleine Bildchen gezeigt und uns erzählt, daß sie vor der Aubette mit ihren Schulfreundinnen das Ballspiel getrieben und aus Übermut den Ball zwischen die Soldaten der Wache geworfen habe. Das waren damals noch Franzosen. Ob die so stramm dagestanden haben, wie jetzt diese Preußen? Schwerlich! Dort gegenüber muß es durch die Gewerbslauben nach dem Gutenbergplatz gehen, und links ist dann die Schlossergasse mit dem Ballingerschen Hause. Wie oft hat sie uns das erklärt, und mir ist es, als ob ich jetzt ihre Worte wieder vernähme! Ich möchte eigentlich gleich sehen, ob ich mich nicht täusche. Es ist ja erst halb fünf Uhr. Meinen Gasthof finde ich immer noch früh genug.“

Gedacht, getan. Er wandte sich so, daß er das Denkmal und die Hauptwache im Rücken hatte, und ging über den Platz. „Richtig, da steht: ‚Gewerbslauben‘!“

Er durchschritt die ziemlich lebhafte Straße. Nun kam er wieder auf einen Platz. „Ah, der Gutenbergplatz. Nun also rechts!“ Ohne das Denkmal des Erfinders der Buchdruckerkunst genauer zu betrachten, schritt er auf eine der rechts einmündenden Straßen zu.

„Da steht es. Schlossergasse! Wo nun wohl? — Ah!“ Er hatte sich umgedreht, sein Blick fiel gerade auf ein altes großes Haus mit einem augenscheinlich sehr bedeutenden Verkaufsladen von Kolonial-

waren. Darüber stand auf einem einfachen schwarzen Schilde in goldenen Buchstaben: „François Ballinger.“

In der einen Hand seinen Koffer, in der anderen seinen Regenschirm haltend und den Überzieher über den Arm gehängt, stand Louis Kurmann da und starrte immer das alte Haus an. Genau so hatte er es sich nach den Schilderungen seiner Mutter vorgestellt. Er würde es erkannt haben, auch wenn es nicht das Namensschild getragen hätte! Darin war also seine gute Mutter geboren! Dahin sehnte sie sich so innig zurück. Ob er das wohl erreichen könnte?

„Sie, junger Mann, bleiben Sie doch nicht ewig stehen. Sie stören ja den ganzen Verkehr.“

Das hatte ihm ein Cigarrenhändler zugerufen, vor dessen Thür Louis wie angewachsen fest stand. Der Mann wollte den Eintritt in seinen Laden frei haben. Wie wenn er bei einem Unrecht ertappt worden wäre, errötete Louis bis zu den Ohren und ging einige Schritte in der Schlossergasse vor. Dann kehrte er wieder um, schritt über den Fahrdamm und ging nun langsam nach dem Gutenbergplatz zurück. Als er hart an dem Ballingerschen Hause vorbeikam, schielte er verstohlen hinein, um vielleicht seinen Großvater zu entdecken. Er sah aber nur junge Kommiss und Lehrlinge. Uebermals kehrte er um und schielte in den Laden. Als ein Käufer die Thür öffnete und er weiter hineinschauen konnte, entdeckte er im Hintergrund eine Glastür. Richtig, hinter dieser mußte das Comptoir sein. Dort stand an einem altertümlichen Stehpult Herr Ballinger. Das alles vermochte Louis nicht zu sehen. Aber er wußte es, denn seine Mutter hatte es ja so genau beschrieben, daß kein Zweifel herrschen konnte. Gern wäre er nochmals auf und ab gegangen. Allein er befürchtete aufzufallen, da überhaupt einzelne Leute den jungen Menschen, der sich schon so lange mit seinem ziemlich großen Koffer hier herumtrieb, mit erstaunten Blicken musterten. Daher wandte er sich jetzt nach dem Gutenbergplatz und fragte den nächsten Schutzmann nach dem Hotel Rebstock.

„Hier in dieser Straße etwa 450 Meter vor, rechte Seite, Eckhaus der Langen Straße und des Gerbergrabens.“

Damit zeigte er auf eine der vom Gutenbergplatz ausgehenden Straßen.

Das war kurz und bündig. Louis dankte höflich, dachte bei sich,

wie das doch alles hier einen militärischen Anstrich habe, und machte sich auf den Weg. Etwa fünf Minuten später stand er vor dem gesuchten Gasthof.

In kurzer Zeit hatte er sich in seinem Zimmer eingerichtet. Der gute Anzug wurde aus dem Koffer genommen und über Stuhllehnen gehängt, damit er bis morgen alle Falten verlieren sollte. Dann sah er die Wäsche nach und legte das neue Handschuhpaar bereit. Hierauf verließ unser Freund wieder das Hotel und fragte sich nach dem Münster durch. Er hatte seiner Mutter versprochen, daß er, ehe er seinen Großvater aufsuchte, dort in der Katharinenkapelle ein Vaterunser beten wolle. Bald stand er vor diesem herrlichen Meisterwerk gotischen Kirchenbaues. Er trat durch das mit Figuren fast überreich bedeckte Hauptportal und befand sich nun in der halbdunklen gewaltigen Mittelhalle der dreischiffigen Kirche. Eine geheimnisvolle Stille herrschte ringsum, Sonnenstrahlen drangen durch die gemalten Fenster und warfen bunte Reflexe auf den Boden, und geisterhaft erschienen die steinernen Heiligen an der Kanzel und in den Seitenschiffen. Leisen Trittes schritt Louis vorwärts. Das Münster war fast leer. Jetzt trat unser Freund rechts in die Katharinenkapelle. Sofort erkannte er die schön gemalten Fenster mit den Apostelfiguren. Seine Mutter hatte ihm erzählt, daß sie hier die erste Kommunion empfangen habe und darum so sehr an der Kapelle hänge. „Sieh dir auch besonders den heiligen Andreas an,“ wiederholte sie öfters. „Er hat ganz das Gesicht meines Vaters.“

Louis erkannte den Apostel sofort an dem Xförmigen Kreuze, welches er hielt, und betrachtete ihn genau. Eine ernste Miene blickte auf ihn herab. Aber es sprach doch auch Milde aus den Augen dieses Apostels.

„Wenn der Großvater so aussieht, dann will ich ihn schon gewinnen.“

Nun kniete er vor dem Katharinenaltar nieder. Wie oft mochte wohl seine Mutter vor dreißig und mehr Jahren auch hier gekniet und zu dem Bilde der heiligen Glaubenszeugin aufgeschaut haben! Da kam eine andächtige Stimmung über ihn, und inbrünstig betete er sein Vaterunser, damit der Herrgott seinem Unternehmen Glück verleihe und ihm helfe, das Herz seines Großvaters zu erweichen. Dann erhob

er sich wieder und kehrte in das große Münster zurück. Mit Neugierde betrachtete er die berühmte astronomische Uhr und wartete, bis es sechs Uhr schlagen mußte. Nun traten die drei Weisen aus dem Morgenlande vor und verbeugten sich vor der Mutter Gottes, Maria. Dann krächte der Hahn und schlug mit den Flügeln, und dumpf zitterte der Ton der Glockenschläge durch das Münster. Als Louis dies gesehen und gehört hatte, verließ er durch das nebenan gelegene Südportal die weiten Hallen, sah sich das Frauenhaus und das Schloß an und wanderte hierauf nach dem eigentlichen Münsterplatz, um einen Überblick auf die Vorderseite des ganzen Münsters zu gewinnen. Was war das für ein prächtiger Bau! Nur schade, daß noch der eine Turm fehlte! Dann fiel der Blick unseres Freundes auf das alte Kammerzellische Haus. Solch ein Gebäude hatte er auch noch nie gesehen. Es besaß drei Stockwerke, ein hohes Dach mit zwei weiteren Stockwerken in dem schmalen Giebel und war über und über mit reichen Holzarchitekturarbeiten bedeckt. Nachdem Louis sich hier genügend umgesehen hatte, führte ihn ein Spaziergang durch die Münstergasse über den Broglieplatz auf den imposanten Kaiserplatz.

Wie sich da wieder die trotzige Macht des neuen Kaiserreiches schon in dem Riesenbau des Kaiserpalastes ausdrückte! Derselbe erschien wie ein für die Ewigkeit gebautes massives Schloß, bei dem man in erster Linie auf Haltbarkeit und erst in zweiter auf reichen Schmuck gesehen hatte. Und gegenüber die Bibliothek und die großartigen Anstalten, welche zur Kaiser Wilhelms-Universität gehörten! Das war eben die neue Zeit. Davon hatten Louis' Eltern noch nichts gesehen. Um so schärfer prägte sich unser Freund die Bilder dieser Bauwerke ein, um ihnen genauen Bericht geben zu können.

Nun kehrte er aber doch in sein Gasthaus zurück. Er wollte sich nochmals in Ruhe überlegen, wie er sich gegen seinen Großvater zu verhalten und was er zu sagen habe. Er war ja eigentlich mit sich über seine Handlungsweise im klaren. Allein es konnte ihm doch vielleicht noch etwas einfallen, was er nicht vergessen durfte zu erwähnen. So wandelte er nach dem Abendessen noch lange in seinem Zimmer auf und ab und dachte sich alle möglichen Fälle, welche eintreten könnten. Schließlich aber sprach er zu sich selbst: „Ach was! Ich kann doch

nicht ein Rezept für hundert Möglichkeiten auswendig lernen. Ich werde einfach alles schildern, wie es ist. Das muß ja das Herz meines Großvaters rühren.“

Mit diesem Gedanken beruhigte er sich und legte sich nun zu Bett. Am folgenden Morgen reinigte er seine guten Kleider möglichst gründlich, frühstückte und machte sich kurz nach neun Uhr auf den Weg. Sein Herz klopfte doch ganz gewaltig, als er sich dem Ballingerschen Hause näherte. Vor der Ladentür blieb er nochmals stehen und atmete tief auf. Eine Frau trat ein. Dieser folgte er. Da verschiedene Käufer anwesend waren und alle Kommiss mit letzteren zu tun hatten, konnte sich Louis ruhig umsehen. So sehr er sich auch bemühte, durch die hintere Glastür zu spähen, es war unmöglich, etwas durch die gerippte Scheibe zu erkennen. Aber der Laden selbst machte einen großartigen Eindruck. Da standen hohe Kaffeesäcke, dort waren ganze Fächer mit Teebüchsen und Teepaketeten angefüllt, gegenüber gab es Zigarren, Kolltabak u. s. w. Eine Menge von Gegenständen kannte der Knabe gar nicht, oder er sah sie doch nicht mit genügender Muße an, um sie zu unterscheiden.

Mit einem Male fragte ein Kommiss, der soeben eine Käuferin abgefertigt hatte: „Womit kann ich dienen, junger Herr?“

Louis erschrak fast, als er so angesprochen wurde. Anfangs etwas schüchtern, dann aber fester bemerkte er: „Ich möchte gern Herrn Ballinger selbst sprechen.“

„Wenn es sich um die kürzlich ausgeschriebene Stelle eines Kommiss bei uns handelt, kommen Sie zu spät. Die Stelle ist bereits vergeben.“

„Ich will keine Stelle.“

„Herr Ballinger ist aber jetzt beschäftigt. Er liebt es gar nicht, sich durch nebensächliche Anliegen stören zu lassen.“

„Ich habe kein nebensächliches, sondern ein sehr ernstes Anliegen im Auftrage anderer. Melden Sie mich gefälligst an.“

Durch das Zögern und Fragen des Verkäufers hatte nämlich Louis seine ganze Festigkeit wieder erlangt. Daher sein nun so unterschiedenes Auftreten. Der Kommiss fragte viel höflicher als vorher: „Wen soll ich melden?“

„Mein Name ist gleichgültig. Ich werde ihn selbst Herrn Ballinger sagen.“

Nun musterte der junge Mann unseren Freund nochmals von oben bis unten. Er schien aber zufrieden, denn er wandte sich jetzt nach der Glastür und verschwand durch dieselbe. Bald darauf kam er wieder.

„Sie sollen eintreten.“

Louis nahm all seine Willenskraft zusammen und trat festen Schrittes ein. Hinter einem Stehpult mit dem Rücken gegen die Tür stand der Kaufmann. Er drehte flüchtig den Kopf, warf einen Blick auf den Knaben und deutete stumm auf einen Stuhl. Dann arbeitete er ruhig weiter. Louis blieb aber stehen und beobachtete den alten Herrn. Wahrhaftig, er sah aus wie Sankt Andreas in der Katharinenkapelle. Nur erschien er etwas greisenhafter, etwas vergrämter als der in der Glorie des Himmels dargestellte Apostel. Herr Ballinger schrieb mehrere Briefe, sein Enkel wartete bescheiden und geduldig. Endlich fragte der Kaufmann, ohne den Kopf nach dem Besuch umzuwenden: „Was wünschen Sie?“

Da schöpfte der Knabe voll Atem, und dann sprach er zwar mit zitternder Stimme, aber ohne Scheu:

„Großvater, mein Name ist Louis Kurmann.“

Das wirkte wie ein Blitzschlag. Im Nu drehte sich Herr Ballinger um, starrte den fremden Jüngling wie ein Gespenst an, setzte sich dann auf einen Stuhl und wischte sich mit einem Taschentuch über die Augen. Dann stand er wieder auf, machte einen Schritt vorwärts und fragte in bebendem Tone: „Du bist Louis Kurmann?“

„Ja, Großvater, der älteste Sohn deiner Tochter Magdalena.“

Einen Augenblick schien es, als ob der alte Herr die Arme öffnen und den Knaben an seine Brust ziehen wollte, aber nur einen Augenblick. Dann richtete er sich gerade in die Höhe, sah Louis fest an und sprach: „Du kommst allein?“

„Ja, Großvater. Meine Eltern haben mir erlaubt, nach Straßburg zu reisen, um dich zu fragen, ob sie nicht hierherkommen dürften und dir sagen, wie sie unaufhörlich mit inniger Liebe an dich dachten, und wie sie sich danach sehnen, dir in die Augen zu sehen und an deiner Brust zu fühlen, daß sie doch einen Vater haben.“

Wieder einen flüchtigen Augenblick schien ein weicher Zug über das Gesicht des alten Herrn ausgegossen zu sein. Aber er unterdrückte abermals jede wärmere Regung. Schnell nahm seine Miene den vor-

herigen kalten Ausdruck an, indem er fragte: „Deine Eltern sind wohl in Armut geraten? Man erzählt hier, daß alle Kolonisten durch die verschiedenen Aufstände der Eingeborenen um Hab und Gut kamen. Es geht euch jetzt gewiß recht schlecht? Darum hat man dich ausgesandt, um meine Hilfe zu erbitten?“

„Nein, Großvater. Es geht uns sehr gut. Wir sind reich geworden, weil wir wegen der Anaja der Guersas vor allen Belästigungen durch Kabylen und Beduinen verschont blieben.“

„Das verstehe ich nicht.“ Es klang viel weniger hart, als er nun beifügte: „Dein Vater braucht also keine Hilfe?“

„Keineswegs, Großvater. Unsere Ferme ist die größte und schönste in dem ganzen Gebirgslande der Aurès-Berge, wir haben über dreihundert Stück Rindvieh, dreiundsechzig Pferde und Esel, ungefähr zweitausend Schafe, und unsere Felder und Wiesen stehen so gut wie weit und breit keine anderen.“

„Und was macht meine — was macht deine Mutter?“

„Es geht ihr gut. Wir hätten überhaupt über nichts zu klagen, wenn nicht auf meinen Eltern doch ein großer Kummer lastete.“

„So, ein Kummer? Was ist das für einer?“

„Das Heimweh, Großvater. Ich sehe es meiner armen Mutter an, wie es sie immer mehr verzehrt, wie es ihr weh tut, daß sie ihren Vater nicht umarmen kann, und wie sie sich nach einem freundlichen Wort von dir, Großvater, sehnt.“

Da ließ die harte Spannung im Gesicht des alten Kaufmannes nach. Er drehte sich schnell um und führte das Taschentuch an die Augen. Louis hatte aber doch bemerkt, daß eine Träne über die Wangen und in den weißen Bart lief.

Er fuhr ruhig fort: „Auch mein Vater würde gern hierher zurückkehren, wenn er nur wüßte, daß du ihm nicht deine Tür verschließen und ihn abweisen würdest! Großvater, wenn mein Vater vor dich träte und spräche: ‚Schwiegervater, vergiß die Vergangenheit, verzeihe‘, und wenn meine Mutter käme und sagte: ‚Vater, nimm dein Kind wieder auf und vergib‘, würdest du sie abweisen, Großvater?“

Jetzt konnte sich der alte Ballinger nicht mehr halten. Ohne Scheu vor seinem Enkel wischte er sich die Tränen aus den Augen. Dann drehte er sich um, schritt auf Louis zu, zog ihn an seine Brust,

umarmte ihn und küßte ihn. Er war aber noch nicht im stande, ein Wort zu sprechen.

Sein Enkel dagegen rief jubelnd aus: „Lieber Großvater, du verzeihst!“

Der alte Herr nickte nur. Er konnte nicht sprechen, er war wie verwandelt. Es kam ihm vor, als ob der mehr als zwanzig Jahre so furchtbar auf seiner Seele lastende Alp plötzlich von ihm genommen sei, als ob er sich seit langer, langer Zeit zum ersten Male wieder frei fühlte, als ob er ein anderer Mensch, fast wieder jung geworden wäre. Louis aber umarmte jetzt seinerseits den Großvater so leidenschaftlich und küßte ihn so stürmisch, daß ihn schließlich der alte Herr abwehren mußte.

Mehr als die Worte: „Wie dank' ich dir!“ brachte der Jüngling auch nicht mehr heraus, denn ihn hatte gleichfalls die Rührung so ergriffen, daß sie ihm die Tränen in die Augen trieb und die Stimme raubte.

Herr Ballinger hatte sich aber bald wieder in der Gewalt. Mit einer an dem weißhaarigen Greis gar nicht zu vermutenden Lebhaftigkeit rief er: „Du bleibst bei mir, Louis. Wo bist du denn abgestiegen?“

„Im Hotel Nebstod.“

„Gut. Deine Sachen lassen wir sofort holen.“ Während dieser Worte drückte er auf eine elektrische Glocke und rief dem daraufhin schnell eintretenden Lehrling zu: „Fräulein Margarete und Heinrich sollen gleich zu mir kommen.“

Dann fuhr er zu Louis gewendet fort: „Du kannst doch längere Zeit bei mir bleiben?“

„Wenn ich darf, etwa vier Wochen, Großvater.“

„Das ist gut. Da kannst du mir ja ausführlich von euch erzählen. Deinen Geschwistern geht es auch gut?“

„Sehr gut, Großvater. Josephine und Mansura sollen bald in das Institut der Schwestern von sacré cœur nach Algier kommen. Wie das nun aber werden wird, wenn wir nach Straßburg ziehen —“

„Wie, dein Vater wollte sogar hierherziehen?“

„Ja, Großvater, wenn er das Gut günstig verkaufen oder verpachten kann.“

Der Eintritt der Haushälterin und des Dieners unterbrach die Unterhaltung. Herr Ballinger rief lebhaft beiden zu: „Margarete, lassen Sie sofort das kleine Gastzimmer bereit machen, und du,

Heinrich, holst im Hotel Rebstock die Sachen des jungen Herrn von Nummer — was hast du für ein Zimmer?“

„Nummer 7.“

„Gut, also die Sachen von Nummer 7 und bringst sie hierher. Halt! Fast hätte ich es vergessen. Du sagst, man möchte mir die Rechnung quittiert senden. — Na, Margarete, Sie sind wohl sehr überrascht?“

Die alte Haushälterin war es auch in höchstem Maße. So lebhaft hatte sie ihren Herrn seit Jahren nicht mehr gesehen. Ganz erstaunt bemerkte sie: „Ja, Herr Ballinger. Ich weiß nicht, soll ich denn für den jungen Kommiss da das Zimmer herrichten?“

„Ja, Margarete. Er ist aber kein Kommiss, sondern, na raten Sie einmal!“

So etwas, daß nämlich ihr Herr so viel mit ihr sprach und sogar unter Lachen sie etwas fragte, das war noch nie vorgekommen. Sie stand daher ganz verschüchtert da und schwieg. Deshalb fuhr der alte Herr lustig fort: „Sehen Sie ihn nur an, Margarete. Das ist Louis Kurmann aus Afrika.“

Jetzt wurde die alte, schon fast dreißig Jahre im Dienste Ballingers stehende Haushälterin auch lebendig.

„Was, Ihr Enkel, Herr Ballinger, der Sohn der guten Frau Magdalena?“

„Der ist es. Er kam, um mir anzuzeigen, daß seine Eltern und Geschwister in nicht zu fernere Zeit auch nach Straßburg kommen werden.“

„O welch ein Glück! Das haben wir ja gar nicht mehr zu hoffen gewagt. Gott segne Ihren Eingang, junger Herr!“ Damit gab sie Louis die Hand und fuhr dann fort: „Ich sehe schon, jetzt brechen wieder andere Tage an. Jetzt kommt die Sonne wieder, Herr Ballinger.“

„Ja, ja, Margarete. Hoffen wir nur, daß unsere graue Regenzeit vorbei ist auf immer.“

„Das wird sie wohl. Nun will ich aber das Zimmer flott herrichten. Es soll Ihnen schon bei uns gefallen, junger Herr.“ Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, der Diener folgte ihr.

„Du wirst Hunger haben, Louis. Wir wollen in das Speisezimmer gehen und frühstücken.“

„Großvater, gewähre mir eine erste Bitte.“

„Welche wäre es?“

„Geh mit mir aufs Telegraphenamnt und laß uns meinen Eltern einen Gruß senden. Ich weiß, wie sie sich danach sehnen.“

„Ja, Louis, du hast recht.“ Gerührt streichelte Herr Ballinger seinem Enkel über die braunen Locken, nahm dann Hut und Stock und schritt voraus in den Laden. Alle Gehilfen und selbst die Käufer wunderten sich ungemein darüber, wie frisch und munter heute der alte Ballinger aussah, und wie lebhaft er dem fremden jungen Menschen vorausging. Er grüßte heute auch viel höflicher als sonst, lächelte sogar, sagte aber kein Wort. Auf der Straße war Louis sofort an seiner linken Seite. Beim hellen Tageslicht erkannte der Jüngling erst, daß sein Großvater ein stattlicher, schöner alter Herr war, und jetzt — merkwürdigerweise — erschien die Ähnlichkeit mit Sankt Andreas in der Katharinenkapelle noch größer als vorher; jetzt lag nämlich auch auf dem Gesicht des Herrn Ballinger eine ähnliche Art von himmlischem Glorienschein wie auf dem des Apostels.

Nach wenigen Minuten kamen Großvater und Enkel auf dem Telegraphenamnt an. Der alte Herr ließ sich ein Formular geben, legte es vor seinen Neffen und sprach: „Schreibe du die Adresse.“

Louis schrieb: „Kurmamm. Ferme Arras, Hammam Meskoutin. Algérie.“

„So, nun laß mich schreiben.“ Damit ergriff Herr Ballinger die Feder und schrieb mit festen Zügen:

„Seine Kinder und Kindeskinde zu umarmen sehnt sich euer François Ballinger.“ Dann zählte er die Worte, gab die Feder wieder Louis und bemerkte: „Nun kannst du noch drei Worte beifügen.“

Louis setzte hinzu: „Gruß. Überglücklich. Louis.“

Nun wurde die Depesche aufgegeben, Herr Ballinger zahlte 2 Mark 40 Pfennige, und dann kehrten beide nach dem Hause in der Schlosserstraße zurück.

Dort hatte die Haushälterin ein besonders reiches Frühstück bereit gestellt. Bald saßen Großvater und Enkel gemütlich beisammen und fragten und erzählten sich vielerlei.

In wenigen Tagen fühlte sich Louis mit den neuen Verhältnissen vollkommen vertraut. Herr Ballinger aber wurde immer frischer und

munterer. Der alte Herr war gar nicht mehr zu erkennen. Stundenlang wanderte er mit seinem Enkel in der Stadt umher und zeigte ihnen deren Schönheiten. Ununterbrochen sollte Louis um ihn sein, so daß dieser kaum Zeit fand, lange und ausführliche Briefe an seine Eltern und Otto Dreher zu schreiben. Der Kaufmann erklärte nämlich, er habe sich jetzt, solange sein Enkel in Straßburg sei, selbst Urlaub gegeben und wolle denselben mit vollen Zügen genießen. Der Prokurist war ja auch schon sechzehn Jahre im Geschäft, konnte also alles leiten, so daß das vorübergehende Zurücktreten des Herrn Ballinger von der Arbeit keinerlei Störung hervorrief.

Am dritten Tage erzählte Louis seinem Großvater von Weckerle und dessen Lage. Der Kaufmann erinnerte sich gut an seinen früheren Kommis und schilderte ihn als einen tüchtigen, fleißigen Mann. Er war gern bereit, sich für ihn zu verwenden.

Zunächst wurde die Adresse von dessen Mutter erforscht. Dann machten sich Herr Ballinger und Louis auf, die Frau zu besuchen. Sie fanden sie in ungemein einfachen, fast dürftigen Verhältnissen, als Aufwartefrau in einem Hause, in welchem kleine ledige Beamte und bessere Arbeiter wohnten.

Als ihr Louis nach und nach erzählte, daß er aus Afrika komme, ihren Sohn kennen gelernt und gesprochen habe, da geriet die Frau in größte Erregung. Der Jüngling meinte, er wolle ihr ein andermal mehr von ihm mitteilen, aber sie ließ mit Bitten nicht nach, so daß auch Herr Ballinger der Ansicht war, er solle nur jetzt alles berichten. Da schilderte er ihr, wie Weckerle im Hause seines Vaters gelebt, sich dort ganz von den in Tongking durchgemachten Strapazen erholt habe und als geheilter Mann wieder nach Oran zu seinem Regiment zurückgekehrt sei.

Seufzend meinte Frau Weckerle: „Da wird er nun wieder neuem Elend entgegengehen! Wenn er nur endlich hier wäre! Ich fürchte, ich erlebe ein Wiedersehen mit ihm nicht mehr.“

„Schwer ist es ja, daß er heimkehren könnte,“ entgegnete Herr Ballinger. „Sie wissen, er hat sich stark gegen die deutschen Militär-gesetze vergangen, und es steht ihm jedenfalls eine sehr harte Strafe bevor, vielleicht sogar Zwangsarbeit bei den Festungsgefangenen.“

„Ja, ja, ich weiß es. Aber, mein Gott, es wäre vielleicht doch besser, als daß er dort unten bei den Arabern oder Tongkinesen ganz zu Grunde geht.“

„Das ist eine sehr vernünftige Ansicht von Ihnen, Frau Beckerle. Würden Sie es denn ertragen können, wenn er sich hier stellte und dann einige Zeit, vielleicht sogar Jahre als Festungssträfling leben müßte? Würden Sie ihn wieder bei sich aufnehmen, wenn er als entlassener Sträfling zu Ihnen käme?“

„O, Herr Ballinger, wie können Sie eine Mutter so etwas fragen! Dem will ich auf den Knien danken, der mir meinen einzigen Sohn wiedergibt, und möchte letzterer kommen, wie und woher er wolle. Er hat ja nicht schlecht gehandelt, nur leichtsinnig und übereilt. Möge er die ihm gebührende Strafe aushalten. Das muß sein. Dann aber soll er zu seiner Mutter zurückkehren. Ich will ihm den Kummer vergeben, den er mir bereitete; ich will ihn seine Leiden vergessen machen und ihn hegen und pflegen und für ihn sorgen, auch wenn ihn die ganze Welt von sich stoßen würde. Am Mutterherzen soll er ausruhen können, da soll er fühlen, daß er geliebt wird trotz allem Vergangenen.“

„Sie sind eine brave Frau. Nun mag Ihnen mein Enkel auch erzählen, was wir für Pläne vorhaben. Ich meinerseits werde mich hier verwenden, damit man ihn so mild wie möglich bestraft, wenn er sich hier freiwillig stellt. Auch will ich für meinen früheren Gehilfen eine Summe beisteuern, um ihm die Rückreise zu ermöglichen. Aber ob er jetzt dort loskommt, das freilich weiß ich nicht!“

„Dies zu erreichen,“ sprach Louis dazwischen, „werde ich mich möglichst bemühen. Auf gesetzliche Art kann er nicht vor dem abgedienten fünften Jahre von der Legion wegkommen. Aber es ist vielleicht ausführbar, daß es ihm durch meines Vaters und meine Hilfe gelingt, in Afrika wiederum zu desertieren und hierher zurückzukehren. Wenn ich Ihnen hierauf auch keine bestimmte Hoffnung machen kann, so verspreche ich Ihnen doch, Ihrem Sohne möglichst hilfreich zur Hand zu sein. Hier, Frau Beckerle, übergebe ich Ihnen in seinem Auftrage eine Goldmedaille. Sie sollen dieselbe beim Hochamt im Münster in die Höhe halten, wenn der Segen gegeben wird, dann einen Kuß darauf drücken und hierauf mir die Medaille zurückgeben. Ich bringe sie als-

dann Beckerle. Er glaubt, daß sie ihm von da an als Talisman Schutz gewähren werde. Hier ist sie."

Damit übergab er der Frau die Medaille. Tränenden Auges nahm Frau Beckerle sie in Empfang.

"Ich werde seinen Wunsch genau befolgen," meinte sie traurig. „Gebe Gott, daß sein und Ihr Plan sich erfüllt. Es wäre das Höchste, was ich alte Frau noch erleben möchte, und meine Dankbarkeit für Sie würde nimmer erlöschen."

"Es wird vielleicht doch gehen, Frau Beckerle," fügte nun Herr Ballinger ein. „Bringen Sie meinem Enkel die Medaille in etwa drei Wochen zurück. Dann muß er an die Reise nach Afrika denken."

Nun verabschiedeten sich der Kaufmann und Louis von der Frau und kehrten nach Hause zurück.

In den folgenden Tagen erkundigte sich Herr Ballinger bei verschiedenen Offizieren, wie die Aussichten des Legionärs Beckerle für den Fall seiner freiwilligen Stellung wären. Man konnte ihm natürlich keinen bestimmten Bescheid geben. Allein man ließ doch durchmerken, daß die freiwillige Rückkehr eines desertierten Gefässers gewiß als Grund zur mildesten Auffassung der Sache angenommen werden würde.

Louis teilte dies zwar alles dem Legionär Beckerle mit, schrieb es ihm aber nur verblümt und für ihn allein verständlich, damit ihm der Brief keine Schwierigkeiten bereiten könnte, wenn er in falsche Hände gelangen sollte.

Die folgenden Wochen konnten für Louis nicht angenehmer sein, als sie es waren. Außer einem rührend dankbaren Telegramm und dann einem langen Schreiben seiner Eltern an Herrn Ballinger kamen auch glückstrahlende Briefe an ihn. Das trug sehr viel dazu bei, daß Herr Ballinger immer frischer und zusehends sogar jünger wurde und daß er alles nur mögliche unternahm, um seinem Enkel Freude zu bereiten. Der letztere aber genoß dieses Leben mit vollen Zügen und fühlte sich bald in Straßburg ganz zu Hause.

Trotzdem aber verließ ihn keinen Tag sein Sehnen nach dem Meere, und als ein Brief des Polizeihauptmanns Dreher aus Berlin eintraf und ihm mittheilte, er könne der Flottenschau in Kiel beiwohnen, da hielt es ihn nicht länger, da rüstete er sich zur Abreise.

Sechstes Kapitel.

Je mehr sich sein Straßburger Aufenthalt dem Ende näherte, desto mehr wurde Louis Kurmann von seinem Großvater geradezu verwöhnt. Es zeigte sich immer deutlicher, der junge Mann hatte das Herz des alten Ballingers vollständig erobert, und dieser kannte keine größere Freude, als für seinen Enkel etwas zu kaufen oder überhaupt ihm Vergnügen zu bereiten. Das kam vielfach daher, daß auch die zweite Tochter des Kaufmanns nicht bei ihrem Vater in Straßburg lebte, sondern ihrem Manne über den Rhein nach Preußen gefolgt war. Sie hatte mit voller Zustimmung des Vaters geheiratet. Allein die politischen und gesellschaftlichen Anschauungen des Herrn Regierungsrates Poffelt — so hieß der zweite Schwiegersohn Ballingers — waren von denen des alten Kaufmanns so grundverschieden, daß bald, wenn auch keine Spannung, so doch eine Entfremdung zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn und dadurch auch zwischen Vater und Tochter eingetreten war. Deshalb kamen auch die Poffeltschen Kinder selten nach Straßburg, und alle diese Verhältnisse hatten das Leben des alten Herrn so sehr einsam, so nüchtern gemacht. Jetzt war sein junger Enkel gekommen und hatte Leben in das Haus gebracht. Mit ihm war die Hoffnung in das Herz Ballingers eingezogen, daß er seine Lieblingstochter wieder erhalten, daß er in seinem Alter von Kindern und Kindeskindern umgeben sein, daß er mit ihnen wieder jubeln und lachen, daß er neu aufleben sollte. Es schien ihm, als ob mit Louis schon neues Licht und neue frische Lust in sein Dasein gekommen sei, und darum seine täglich wachsende Liebe für seinen Enkel. Der aber verehrte seinen Großvater von Tag zu Tag mehr und tat alles, was er ihm nur an den Augen absehen konnte.

Endlich mußten beide ernstlich an die Trennung denken. Am liebsten wäre der alte Ballinger mit Louis gereist. Aber er hatte einen früher

einmal gehegten, dann wieder fallen gelassenen Gedanken neu aufgegriffen, und dessen Ausführung hielt ihn zurück. Er wollte eine Villa kaufen, in der oben seine Kinder und unten er selbst wohnen könnten, und die sollte noch etwas umgebaut und vergrößert werden. Das mußte aber alles geschehen, ehe Kurmanns ihre Übersiedelung bewerkstelligten. „Also, mein lieber Louis, so gern ich dich bis Berlin oder Hamburg gebracht hätte, es geht nicht. Ich muß dich allein reisen lassen. Das schadet aber nichts; du bist ja jetzt erfahren und gewandt genug. Übrigens siehst du besonders unter der Führung deines Freundes Otto Dreher ohne mich mehr, als wenn du bei den bevorstehenden Festlichkeiten in Hamburg und Kiel einen alten Mann mit herumschleppen müßtest.“

„Aber Großvater, wie kannst du so etwas sagen! Ich wäre ja glücklich, wenn ich mit dir all das Großartige sehen könnte, das mir bei der Kanaleröffnung bevorsteht.“

„Na, na! Es geht eben nicht, und das ist jedenfalls besser. Übrigens höre einmal aufmerksam zu. Du weißt, daß ich die Gründe deines Vaters, erst hierher zu reisen, wenn er sein Gut verkauft oder günstig verpachtet hat, für vollkommen richtig halte. Zuerst kommt das Geschäft und dann erst die Rücksicht auf Privatverhältnisse. Das kann sich aber noch ein Jahr hinziehen. Meine Sehnsucht, deine Mutter und deine Geschwister umarmen zu können, ist aber so groß, daß ich über einen vorübergehenden Besuch derselben sehr glücklich wäre. Das sage deinem Vater und übergib ihm diese Briestasche. Sie enthält zehn Hundertfrankscheine. Das genügt als Reisegeld für deine Mutter, deine Schwestern und deinen Bruder hierher und zurück. Beruhige deinen Vater darüber, daß ich alle nicht zu lange aufhalten will. Mit einem Besuch von vierzehn Tagen oder drei Wochen würde ich mich begnügen.“

Während dieser Worte händigte Herr Ballinger seinem Enkel eine neue, höchst elegante Briestasche aus, die dieser mit einer gewissen Ehrfurcht in Empfang nahm und einsteckte. Dabei versprach er den Auftrag gewissenhaft zu erfüllen.

Am anderen Morgen begleitete der Großvater seinen Enkel zur Bahn. Er kaufte ihm das Billet bis Berlin und schenkte ihm überdies noch zweihundert Mark. Louis dankte gerührt und nahm innigen Abschied von dem alten gütigen Herrn. Mit den Worten „Auf Wiedersehen“

trennten sie sich. Wenige Minuten später entführte der Zug unseren Freund den Blicken seines nachwinkenden Großvaters.

Louis Kurmann kam sich ganz unermesslich reich vor. So viel Geld, wie er jetzt bei sich trug, hatte er noch niemals im Leben bei einander gesehen. Es brachte ihn eigentlich in eine etwas besorgte Stimmung. Aber er verteilte seine Schätze so vorsichtig wie möglich. Dank der Freigebigkeit des Großvaters trug er einen ganz neuen, sehr kleidsamen Reiseanzug. Der Rock hatte eine innere Brusttasche, welche sogar zugeknöpft werden konnte. In dieser wurde die Brieftasche für den Vater verwahrt. In einer anderen Rocktasche befand sich seine eigene Brieftasche mit den zwei erhaltenen deutschen Hundertmarkscheinen und mit vier Hundertfrankscheinen, die er noch von seinem ursprünglichen Reise-geld übrig hatte. Im Portemonnaie trug er Gold- und Silbermünzen zum augenblicklichen Gebrauch. So glaubte er sich gegen jeden Diebstahl gesichert. Außerdem nahm er sich auch vor, keinen Augenblick in der Bahn zu schlafen. Das konnte er um so leichter durchführen, als er diesmal auf dem rechten Rheinufer über Kehl und Karlsruhe nach Frankfurt fuhr und also wiederum eine neue und zwar sehr fesselnde Gegend kennen lernte. Besonders von Heidelberg an entzückte ihn die Landschaft der Bergstraße ungemein, und er erkannte, daß das Deutsche Reich nicht nur ein mächtiges, sondern auch ein sehr schönes Land sei.

Dank seiner schriftlichen Anzeige wurde Louis in Berlin, als er spät abends im Anhalter Bahnhofe ankam, von seinem Freunde Otto Dreher erwartet.

„Wie liebenswürdig, daß Sie noch zu so später Stunde kommen, um mich abzuholen!“ So rief er nach den ersten Begrüßungen.

„Ich freute mich so sehr auf Sie, daß ich schon seit einer halben Stunde hier bin. Ich wollte Ihnen ja gleich mitteilen, daß ich in die Prima versetzt werde und daher von meinem Vater nun bestimmt die Erlaubnis erhielt, Sie nach Hamburg und Kiel zu begleiten.“

„O, das ist ja herrlich! Das wird eine prächtige Reise.“

„Das wollen wir hoffen. Jetzt geben Sie mir aber Ihren Koffer.“

Ich habe schon eine Droschke bestellt.“

„Wollen Sie mich denn noch in mein Hotel begleiten?“

„Hotel ist nicht, verehrter Freund. Sie wohnen bei uns.“

„Das ist aber viel zu viel. Das kann ich ja gar nicht annehmen.“

„Gewiß können Sie es. Meine Eltern freuen sich ebenfalls sehr, Sie wieder zu sehen und als Gast begrüßen zu können. Ihr Zimmer ist bereit. Kommen Sie nur, damit wir nicht so lange auf uns warten lassen.“

Nun sträubte sich Louis nicht länger und folgte seinem freundlichen Führer. In der Droschke meinte dieser: „Sie sind zwar etwas älter als ich. Aber ich bin hier zu Hause und darf Sie als Gast in mein elterliches Haus einführen. Das möchte ich gern in dem innigeren Verhältnis als guter Kamerad tun, und darum biete ich Ihnen das ‚du‘ an. Wollen Sie ja sagen, Kurmann?“

„Von Herzen gern. Ich werde ja mit Freundlichkeit förmlich überschüttet. Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen dafür danken kann.“

„Nicht ‚Ihnen‘, sondern ‚dir‘ heißt es. Also auf gute Kameradschaft, lieber Kurmann. Möge es dir bei uns gut gefallen.“

„Auf gute Kameradschaft, lieber Dreher.“

Sie gaben sich die Hand, und damit war der Bund der beiden Jünglinge geschlossen.

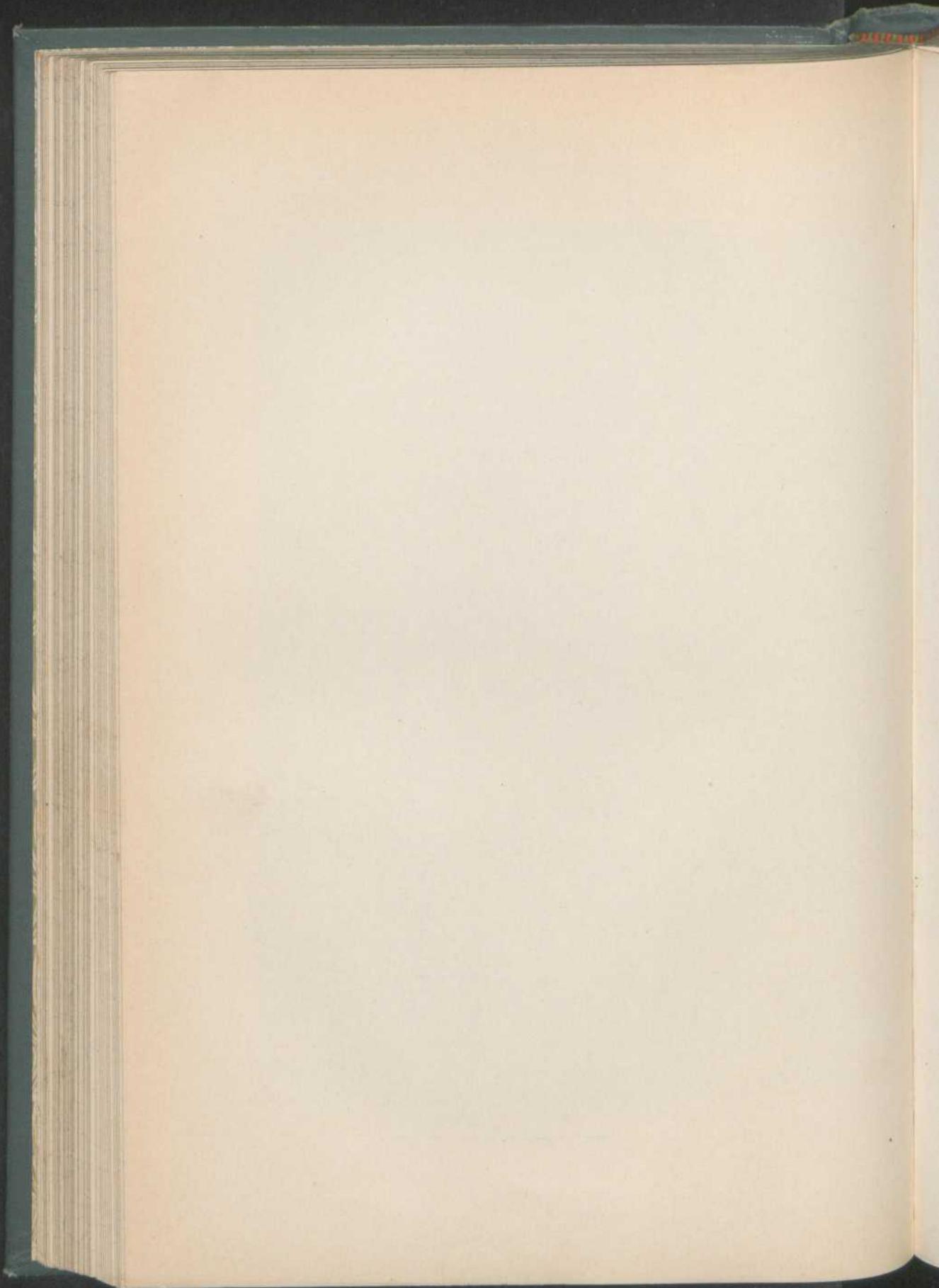
Beim Hauptmann Dreher wurde Louis wiederum mit gewinnender Freundlichkeit empfangen. Der Polizeioffizier sah es immer mehr als eine patriotische Pflicht an, möglichst viel dazu beizutragen, eine elsässische Familie dem Deutschen Reiche zurückzugewinnen. Darum bemühte er sich mehr, als er sonst getan hätte, um den ihm doch ganz fremden jungen Menschen. Außerdem hatte er durch seine polizeilichen Verbindungen sich in den letzten Wochen nach dem alten Ballinger erkundigt und alle Angaben Louis Kurmanns vollauf bestätigt erhalten. Die Familie des Hauptmanns fand aber immer mehr Gefallen an dem liebenswürdigen, in manchen Dingen so ungemein selbständigen, in anderen aber noch merkwürdig unerfahrenen und einfachen Jüngling und war gegen ihn freundlich ohne jeden patriotischen Hintergedanken, nur weil ihnen eben Louis sympathisch erschien. So verlebte unser Freund noch drei sehr vergnügte und für ihn äußerst lehrreiche Tage in Berlin.

Am Abend des 18. Juni aber wurde, wie Otto Dreher meinte, zur Abreise klar gemacht; am 19. in aller Frühe ging es los.

Der Polizeihauptmann hatte durch einen Hamburger Kameraden



Ankunft der fremden Kriegsschiffe in der Elbe.



seinen Schwager in der alten Hansestadt telephonisch noch im letzten Augenblick von der Ankunft der beiden jungen Leute verständigen lassen, so daß für dieselben alles auf das beste vorgesorgt war. In Kiel war für sie ebenfalls durch einen Polizeioffizier ein Privatzimmer bestellt worden, sonst hätten sie in jenen Tagen keinen Platz gefunden.

Als Kurmann und Dreher gegen Mittag des 19. Juni 1895 in Hamburg ankamen, fanden sie die ganze Stadt schon in vollstem Festschmuck und überfüllt von Fremden. Kaum hatten sie den freundlichen Wirt begrüßt, sich etwas von der Reise erholt und durch Speise und Trank gestärkt, so wanderten sie nach dem Hafen. Der bot ein ganz anderes Bild, als es Louis vor etwa vier Wochen gesehen. Schiff an Schiff, Mast an Mast, und überall Fahnen, Flaggen, Wimpel und Standarten. Das wehte und flatterte in allen nur denkbaren Farben durcheinander; das gab ein gar nicht zu beschreibendes buntes und prächtiges Bild.

Nun wanderten beide Jünglinge durch die sogenannte Feststraße. Ununterbrochen reiheten sich hier Tannengewinde, vergoldete Fahnenmasten und hohe Triumphbogen aneinander. An diesen waren ungezählte Fahnen und Fähnchen, Wappenschilder und Sinnsprüche angebracht, alle Fenster erschienen geschmückt, verziert und mit gepuzten Zuschauern besetzt, und auf der Straße wogten die Festteilnehmer in dicht gedrängter Masse hin und her. Überaus glänzend und prächtig erschien das Alsterbassin und seine Umgebung. Von drei Seiten war es von farbigen Tribünen eingefast, und auf diesen saßen Kopf an Kopf Tausende von geschmückten Damen und Herren. Im Alsterbassin selbst hatte man eine eigene Festinsel mit einem kostbaren Kaiserzelt geschaffen. Alles wartete auf die Ankunft Seiner Majestät des Kaisers. Unsere Freunde drängten sich wieder nach dem Hafen zurück. Ein Teil der fremden zur Feier eingetroffenen Kriegsschiffe lag hier. Diese betrachteten beide Jünglinge mit gespannter Aufmerksamkeit. Ein großer Herr mit grauem Anzug und hohem Cylinder schien in den beiden jungen Leuten Fremde zu erkennen. Er bemühte sich, ihnen die ausländischen Schiffe zu erklären, und zeigte ihnen das russische Kanonenboot „Grosjaschtschi“, den spanischen Kreuzer „Marques de la Ensenada“, den italienischen „Aretusa“ und andere mehr. Er mußte wohl ein Seemann sein, denn auf jede Frage wußte er sofort den richtigen Bescheid. Louis Kurmann fand an dem Herrn auch Ge-

fallen, während Otto Dreher als der vorsichtige Berliner von demselben nicht allzu eingenommen erschien und sich etwas zurückhaltend zeigte. Mitten im Gespräche machte der große Herr plötzlich die Bemerkung: „Geben Sie nur acht, daß Ihnen nichts gestohlen wird. In diesem Gedränge kann das leicht vorkommen.“

Unwillkürlich griff Louis mit der Hand an seine Brusttasche, überzeugte sich, daß das Portefeuille noch vorhanden sei, und bemerkte dann lächelnd: „O, mir soll man nichts nehmen. Ich habe mein Geld in einer Innentasche verborgen, in die kein Taschendieb hineingreifen kann.“

Hätte er den scharfen, höhnischen Blick des Herrn bemerkt, so wäre er wohl besorgt und vorsichtiger geworden. Er hatte aber nichts gesehen, und Dreher war während der kleinen Szene mit der Beobachtung eines fremden Kriegsschiffes beschäftigt gewesen. Unaufhörlich jagten die Dampfbarassen und Boote der im Hafen liegenden Schiffe hin und her, brachten Festgäste, welche die großen fremden Kriegsfahrzeuge besichtigt hatten, an das Land zurück und holten neue zu gleichem Zwecke ab. So lag gerade das Boot des amerikanischen Kreuzers „Marblehead“ an der vor den Freunden liegenden Landungsbrücke, als eine kleine Bewegung in die dicht gedrängt stehende Menge kam, weil auf dem deutschen Aviso „Kaiseradler“ soeben alle Mannschaft auf Deck erschien. Daraus schloß man, daß der kaiserliche Eisenbahnzug im Bahnhof am Dammtor angekommen sein müsse und sich also der Kaiser bald auf diesen Aviso zu dem dort bereit gehaltenen Frühstück begeben werde. Gerade wo die beiden jungen Leute neben dem großen Herrn standen, mußte der kaiserliche Zug vorbeikommen. Plötzlich rief dieser: „Ah, da sehe ich einen meiner Bekannten. Den will ich begrüßen!“ Damit drehte er sich so, daß er nun gerade vor Louis stand und versuchte, sich an unserm Freund vorbei nach der Landungsbrücke zu drängen. Dabei mußte er über etwas gestolpert sein, denn er fiel vor Louis auf ein Knie, riß diesen fast mit zur Erde, raffte sich aber gleich wieder auf und entschuldigte sich höflichst. Mit einem Male zeigte er nach links über die Menge und rief laut: „Dort kommt der Kaiser.“ Daraufhin blickte jedermann nach links, und es entstand ein verstärktes Drängen nach dieser Richtung. Bald klärte es sich jedoch auf, daß sich der Herr getäuscht haben mußte, denn die Reiter, welche ankamen, waren nicht

der Kaiser und sein Gefolge, sondern nur einige berittene Schutzleute. Als sich Louis nach dem freundlichen Erklärer umsah, war derselbe verschwunden. Otto Dreher hatte aber bemerkt, daß er in das Dampfboot des amerikanischen Kriegsschiffes gestiegen und soeben mit demselben abgefahren war. In diesem Augenblick stieß Kurmann einen Schrei des Entsetzens aus: „Um Gottes willen, meine Briestafche ist gestohlen!“

„Wie ist das möglich?“

„Ich weiß es nicht. Aber ich fühle sie nicht mehr. Das hat jedenfalls der lange Mensch in dem grauen Anzug getan. Schnell, schnell ihm nach, damit wir ihn noch einholen!“

„Unmöglich. Er ist auf dem amerikanischen Dampfboot weggefahren.“

„Ein Boot, schnell ein Boot, um ihn einzuholen.“

„Das geht nicht. Jetzt ist kein Boot zu erlangen. Es dürfen, bis der Kaiser an Bord ist, keine anderen als die Kriegsmarineboote passieren.“

„Ach, ich bin ja todunglücklich! In der Briestafche sind tausend Franken in Noten enthalten.“

„Was? So viel? Da muß etwas geschehen! Komm mit.“

Rücksichtslos drängte sich Otto Dreher nach rückwärts durch die Menge und zog seinen Kameraden, der fast ganz die Fassung verloren hatte, mit sich. Es gelang ziemlich leicht, da ja beide durch ihr Weggehen in der vorderen Reihe, in der sie bisher gestanden, für andere Zuschauer Platz machten. Als sie sich dem Gedränge entwunden hatten, sahen sie deutlich, daß ein feiner Schnitt an der unteren Seite der Brusttasche den Rock Louis Kurmanns so durchschnitten hatte, daß die Briestafche herausfallen mußte. Das war sicherlich bei dem Drängen geschehen, der lange Mensch hatte sie aufgehoben und war damit verschwunden. Unser Freund fühlte sich trostlos und jammerte und klagte.

Otto Dreher aber kümmerte sich darum gar nicht. Er fragte den nächsten Mann kurz: „Wo ist ein Telephonamt?“

„Hier dicht nebenan, das zweite Haus.“

„Danke! Kurmann, schnell mit mir! Zum Klagen hast du später Zeit.“

Nach einer Minute standen beide im Fernsprechamt.

Sechs Herren, lauter Zeitungsberichterstatter, warteten, um an die

Reihe zu kommen, sobald der gerade Sprechende Herr fertig wäre. Ohne jede Rücksicht drängte sich Dreher trotz der Gegenreden der Anwesenden mit Kurmann durch und rief so laut, daß ihn jedermann verstand, zu dem diensttuenden Beamten: „Ich muß sofort nach Berlin telephonieren.“

„Wenn Sie an die Reihe kommen nach diesen Herren.“

„Bedauere. Wichtige Mitteilung an das Berliner Polizeipräsidium. Sie wissen, daß eine solche Meldung allen anderen vorgeht.“

„Wenn das der Fall ist, ja. Wen wollen Sie anrufen?“

„Königliches Polizeipräsidium, Abteilung V. Berlin, Alexanderplatz!“

„Gut, sobald der Herr fertig ist, sollen Sie an die Reihe kommen.“

Nun beruhigten sich auch die anwesenden Herren und murmelten Verschiedenes.

„Wahrscheinlich politische Agenten.“

„Es handelt sich vielleicht um anarchistische Anschläge!“

„Kann auch wegen Beobachtung fremder Sozialdemokraten sein!“

Dreher und Kurmann kümmerten sich nicht um diese Gespräche. Ersterer hatte letzterem nur zugestüstert: „Recht wichtiges Gesicht machen und schweigen.“

Nun trat der Herr, welcher im Telephonkasten gesprochen hatte, heraus. Der Beamte forderte die beiden jungen Leute auf, einzutreten, rief selbst die Abteilung V des Berliner Polizeipräsidiums an, nahm die eine Hörmuschel in die Hand und wartete zunächst, was der erste der Eingetretenen rufen werde, um sich zu überzeugen, daß nicht eine Täuschung stattfinde. Otto nahm die andere Muschel, legte sie ans Ohr und rief zugleich in den Apparat:

„Wer dort am Telephon?“

„Abteilung V. Polizeipräsidium Berlin.“

„Bitte sofort Polizeihauptmann Dreher an das Telephon senden. Meldung von Otto aus Hamburg.“

„Einen Augenblick.“

Gleich darauf vernahm man die Stimme des Hauptmanns.

„Hier Hauptmann Dreher. Wer dort?“

„Hier Otto. Habe Meldung zu machen. Warte nur, bis sich der anwesende Beamte entfernt hat.“

Letzterer verstand gut, daß er jetzt aus dem Kasten zu treten habe.

Da er nun alles in Ordnung gefunden hatte und meinte, es handle sich um eine geheime Polizeimeldung, gab er ohne weiteres die Hörmuschel Louis, verließ den Kasten, schloß denselben und teilte den außen wartenden Herren mit: „Alles richtig. Die beiden sprechen mit der Berliner Polizei.“

Innen rief Otto sofort in den Apparat: „Guten Morgen, Vater. Soeben wurde Kurmanns Briestafche mit tausend Franken Inhalt aus der Brusttasche gestohlen. Was sollen wir tun?“

Die Antwort klang zurück: „Habt ihr auf jemanden Verdacht?“

„Ja. Großer Mann, grauer Anzug, elegant.“

„Sofort auf das Hamburger Polizeihauptbureau Neuerwall 86 fahren. Dort in Zimmer Nummer 16 melden und im Photographiealbum der Taschendiebe nachsehen. Wenn gefunden, sogleich dem Beamten melden. Ich werde euch telephonisch anmelden. Keine Kosten für Droschke sparen. Gilt. Mir abends zwischen sieben und acht Uhr Ergebnis mitteilen. Schluß!“

„Schluß!“

Sofort verließen beide den Kasten und das Amt. In einer Nebenstraße standen Droschken.

„Polizeihauptbureau Neuerwall 86. So fahren, daß wir durch die Festgäste möglichst wenig aufgehalten werden.“

Es ließ sich bei der Fahrt die Feststraße ganz vermeiden. Immerhin kam man nicht so schnell vorwärts, wie an gewöhnlichen Tagen, und es dauerte fast zwanzig Minuten, bis beide Freunde im Zimmer Nummer 16 des Hamburger Polizeihauptbureaus standen.

Raum traten sie ein, so schritt ihnen ein Polizeibeamter entgegen und fragte: „Herr Dreher und Herr Kurmann?“

„Ja, wir sind es. Wir sollen einen Taschendieb im Album re-kognoszieren.“

„Weiß schon; ist uns bereits alles von Berlin mitgeteilt. Tausend-Franken-Taschendieb in grauem Anzug und Cylinder. Stimmt wohl? Hier liegt das Album. Bitte, sehen Sie nach.“

Sie wurden an einen Tisch geführt, auf dem das Album aufgeschlagen war. Otto Dreher wendete nur eine Seite um, da riefen er und Louis fast zugleich: „Das ist er.“

„Ah, der flotte Heinrich,“ bemerkte lachend der Beamte und fügte bei: „Wo ist derselbe Ihren Blicken entchwunden?“

Otto Dreher antwortete: „Er stieg in eine Dampfbarke des amerikanischen Kreuzers ‚Marblehead‘ und ist wahrscheinlich nach dem Kriegsschiff gefahren.“

„Wann war das?“

„Höchstens vor 30 bis 35 Minuten.“

„Prächtig, dann haben wir den Kerl! Bitte, nehmen Sie einstweilen Platz.“

Damit zeigte der Beamte auf Stühle, trat selbst aber an einen Telephonapparat und läutete. Unsere Freunde hörten ja nicht, was aus dem Telephon erklang, aber sie vernahmen, was der Beamte hineinsprach. Als es zur Antwort läutete, rief dieser: „Bitte Verbindung mit Hilfs-Polizeibureau Nummer 2 am Bauwall.“

Gleich darauf klingelte es wieder. Der Beamte horchte und sprach dann ins Telephon: „Hier Polizeirat Holbach. Senden Sie sofort einen Geheimpolizisten an Bord des amerikanischen Kreuzers ‚Marblehead‘. Wenn möglich nicht mit Polizeiboot, sondern mit Boot eines Kriegsschiffes oder mit Extradampfschiff. An Bord soll bei den besichtigenden Gästen der flotte Heinrich in grauem Anzug mit Cylinder sein. Wenn ja, verhaften. Soll neue braune Brieftasche mit tausend Franken in zehn französischen Hundertfranknoten gestohlen haben. Durchsuchen und Geld abnehmen, auch wenn Brieftasche fehlt. Meldung hierher. Verstanden?“

Er lauschte wieder einige Zeit und fuhr dann fort: „Gut. Schluß.“ Hierauf läutete er ab und wandte sich zu Dreher und Kurmann mit den Worten: „Die Sache steht so günstig wie möglich. Dadurch, daß Sie so schnell hierherkamen und den Dieb rekognoszieren konnten, ist alle Aussicht vorhanden, ihn noch auf dem Kreuzer zu erwischen. Eine Schiffsbesichtigung bei den Amerikanern dauert immer über eine Stunde, weil dort die Gäste auch bewirtet werden. Jetzt entsteht wahrscheinlich ein noch größerer Aufenthalt, da Seine Majestät soeben an Bord des ‚Kaiseradlers‘ gekommen ist und dort frühstückt. Während dieser Zeit werden keine Barkassen der fremden Kriegsschiffe den Hafen kreuzen und an Land kommen. In einer Viertelstunde oder höchstens in einer halben ist aber unser Beamter an Bord. Haben Sie sich nicht getäuscht, und fuhr der flotte Heinrich, das ist nämlich der Spitzname dieses allen Polizeibeamten wohlbekannten Taschendiebes, wirklich zum ‚Marblehead‘, so fällt er

uns sicher in die Hand. Das Geld hat er dann gewiß noch bei sich. Ob auch die Tasche, das ist freilich sehr zweifelhaft.“

„Ich glaube bestimmt, ihn auf der Barkasse erkannt zu haben,“ bemerkte Otto Dreher.

„Wohl möglich,“ entgegnete der Beamte. „Es war bei dem großen Gedränge für ihn vielleicht die bequemste Art, schnell Ihrer Nachbarschaft zu entinnen. Daß Sie heute ihm nicht mit einer Dampfjolle folgen konnten, wußte er ja. Daß Sie aber den einzigen richtigen Weg, ihn zu entdecken, einschlagen würden, konnte er gewiß nicht ahnen. Ich bin auch im höchsten Grade erstaunt, wie Sie darauf kamen, in Berlin beim Polizeipräsidium anzufragen, und daß Sie auch bei dem heutigen Andrang so schnell telephonischen Anschluß erhielten. Dies ist mir besonders in Anbetracht Ihrer Jugend und darum geringen Erfahrung ein wahres Rätsel.“

„Ich bin der Sohn des Polizeihauptmanns Dreher in Berlin, wußte, daß jetzt mein Vater im Bureau ist, und habe unter der Angabe, eine wichtige Meldung machen zu müssen, ihn anrufen lassen.“

„Ah, nun wird mir alles klar. Da haben Sie freilich den besten Ratgeber gehabt, den man finden konnte. Daher wurden Sie auch so schnell hier zu uns an die richtige Quelle geschickt. Entschuldigen Sie!“

Es klingelte nämlich, und er trat ans Telephon.

„Hier Polizeirat Holbach. Wer dort? — Gut. — Ja. — Sofort telephonisch Ergebnis melden. — Ja. — Schluß.“

Nun wendete sich der Beamte wieder zu Otto Dreher. „Sie haben bis jetzt alle Aussicht des Erfolges für sich. Unser Geheimpolizist konnte eine Dampfbarke der ‚Grille‘ anrufen. Diese bringt ihn soeben an Bord des ‚Marblehead‘. In spätestens einer Stunde kann die Antwort zurück sein. Wollen Sie hier warten oder weggehen und später wiederkommen?“

Dreher sah Kurmann fragend an. Dieser meinte: „Ich bin so aufgereggt, daß ich am liebsten hier warten möchte. Aber gehe du doch fort.“

„Keineswegs, ich warte mit dir hier.“

„Gut, meine Herren,“ meinte der Beamte. „Dann können Sie

sich die Zeit mit Durchsicht des Verbrecheralbums vertreiben. Mich müssen Sie entschuldigen. Ich habe zu arbeiten."

Mit diesen Worten trat er wieder an sein Stehpult und schrieb.

Otto machte von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch und blätterte in dem Verbrecheralbum herum. Louis war zu erregt. Er blieb sitzen und dachte an alles mögliche.

Es läutete am Telephon. Der Beamte trat hinzu. Louis lauschte mit gespanntester Aufmerksamkeit.

„Ist nichts gemeldet. — Kaum denkbar. — — Fragen Sie bei der Stationswache in Altona an. — Nein. — Ja. — Schluß.“

Das hatte sich also nicht um den flotten Heinrich gehandelt. Einige Minuten vergingen. Es läutete wieder.

„Hat er viel bei sich? — Nein, im Bureau aufbewahren. — Wenn es nicht möglich ist, ihn zum Geständniß zu bringen, dann ja. — Schutzmann Wechsel zur Unterstützung. — Ja. — Ja. — Heute abend sieben Uhr. — Schluß.“

Das war also wieder nichts.

Noch viermal sprach der Beamte durch das Telephon. Louis lauschte in immer gespannterer Aufmerksamkeit und ward jedesmal sehr enttäuscht, als er erkannte, daß es sich um andere Angelegenheiten handelte. So vergingen fast dreiviertel Stunden. Da läutete es wieder. Der Beamte trat an das Telephon.

„Sehr gut. — Noch anderes auch. — Ausgezeichnet. — Schade. — Nein. — Warten Sie einen Augenblick.“ Nun winkte der Beamte den beiden jungen Leuten und rief: „Bitte einer der Herren ans Telephon.“ Im Nu stand Louis dort, nahm die ihm gereichte Hörmuschel und hielt sie an sein Ohr. Die andere behielt der Beamte, der nun wieder ins Telephon sprach: „Wiederholen Sie die erste Meldung.“

Da klang es ganz deutlich zurück: „Der flotte Heinrich auf der ‚Marblehead‘ verhaftet. Braune Briefftasche mit tausend Franken ihm abgenommen. Weiter.“ — Louis hörte gar nicht mehr darauf. Er mußte genug. Glückstrahlend ließ er die Muschel sinken und wollte etwas sagen. Ein Zeichen des Beamten machte ihn aber verstummen. Dieser sprach nun ins Telephon: „Sobald Seine Majestät nach dem Rathause gefahren ist, den Burschen hierher transportieren. Telephonisch mir anzeigen, wann er abgeht. — Ja. — Zwei Mann. — Nein. — Schluß.“

Nun hängte der Beamte die Muscheln an ihren Platz, läutete ab und trat zu dem überglücklichen Kurmann mit den Worten: „Na, junger Mann, da kann man Ihnen wirklich gratulieren. Aber ich muß sagen, ohne die rasche Entschlossenheit Ihres Freundes und die glücklichen Umstände, daß er durch seinen Herrn Vater so vorzüglich beraten werden konnte, wäre die Sache auch nicht so glatt gegangen.“

„Ja, das ist wahr. Ich weiß gar nicht, wem ich mehr danken soll — Otto und seinem Vater, oder Ihnen und der ganzen Hamburger Polizei? Wenn ich es nicht erlebt hätte, würde ich es für fabelhaft halten, daß man jetzt in diesem Festtrubel einen Taschendieb kaum anderthalb Stunden nach seinem in Hamburg ausgeführten Diebstahl auf einen aus Berlin erteilten Rat hin hier rekognoszirt, gleich darauf verhaftet und ihm seinen Raub sofort wieder abnimmt.“

„Das letztere ist nur ein Zufall. Wahrscheinlich hat der Mensch keine Zeit gefunden, den Inhalt der Tasche genau zu prüfen, weil irgend ein amerikanischer Offizier ihn vielleicht für einen sehr vornehmen Hamburger hielt und auf der ‚Marblehead‘ recht gut bewirtete. Dafür ist nämlich der flotte Heinrich empfänglich. Der Kerl soll auch ein Säufer sein. Außerdem hielt er sich auf dem Kreuzer auch vorläufig für sicher. Na, ich freue mich, daß es so ausging. Nun ersuche ich Sie, mich meiner Arbeit zu überlassen und etwa eine halbe Stunde nach der Fahrt Seiner Majestät in das Rathaus wieder zu kommen. Zuerst haben Sie vielleicht die Freundlichkeit, mir die Tasche innen und außen genau zu beschreiben.“

Louis tat es. Dann empfahlen sich die beiden Freunde und kehrten in heiterster Stimmung auf die Straße zurück. Daß Kurmanns Rock zerschnitten war, ließ ihn ganz gleichgültig. Er steckte den Riß einfach mit einigen Stecknadeln zu.

Vom Zug des Kaisers sahen die beiden Freunde wenig. Es gelang ihnen nicht, sich so weit vorzudrängen, daß sie die hohen Herrschaften deutlich erkennen konnten. Aber sie trösteten sich, denn Louis hatte ja den Kaiser bei der Parade ganz nahe gesehen, und Otto meinte, die Hamburger hätten vor ihm ein Vorrecht, denn er könne ja in Berlin Seine Majestät fast alle Wochen sehen, und überdies ständen die Leute schon stundenlang auf ihren Plätzen und brauchten sich nicht verdrängen zu lassen.

Etwa um sieben Uhr abends begaben sich beide wieder in das Polizeihauptbureau. Der Beamte reichte sofort Louis die Briestafche mit den Worten: „Sie entspricht so genau Ihren Angaben, daß eine Täuschung ausgeschlossen ist. Ueberdies hat Herr Hauptmann Dreher aus Berlin uns die beste Auskunft über Sie erteilt. Er freute sich sehr über den guten Ausgang, läßt aber die beiden jungen Herren auffordern, alle Wertsachen seinem Schwager in Verwahrung zu geben. Ferner sendet er beste Grüße. Telephonieren sollen Sie nicht mehr, weil die Linie zu sehr in Anspruch genommen ist. Damit wäre die ganze Sache erledigt. Mit dem Dieb rechnen wir hier auch ohne Sie ab.“

Mit freundlichem Gruß verabschiedeten sich nun beide Jünglinge von dem höflichen Beamten und kehrten dann so schnell wie möglich in ihr Gasthaus zurück, wo sie dem Wirt, der ja der angeheiratete Onkel Otto Dreher's war, die Tasche und alles entbehrliche Geld übergaben.

Nur mit etwas Kleingeld im Portemonnaie gingen sie nach dem Abendessen wieder fort, um nun erst etwas von der Feier selbst, nämlich die großartige Beleuchtung der Alster, zu bewundern.

Louis war aber durch die erlebten Ereignisse von neuem wieder mit gewaltiger Achtung vor den deutschen Verhältnissen erfüllt worden. Nun sollte er staunen über die Pracht, die eine deutsche Stadt bei festlicher Gelegenheit zu entfalten im stande war, freilich der reichste und größte Seehafen nicht nur des Deutschen Reiches, sondern des ganzen europäischen Festlandes. Durch einige reizend geschmückte Straßen gelangten beide Freunde nach dem Jungfernstieg an der Außenalster. Jetzt war die ganze Umgebung der beiden großen Binnenseen mit ungezählten Tausenden von Menschen bedeckt, und auf den blauen Fluten tummelten sich Hunderte von kleinen Dampfschiffen und Ruderbooten.

„Wenn wir einen Platz auf einem Boot erreichen könnten! Der Anblick vom Wasser aus muß ja großartig sein.“

Kaum hatte Kurmann dies geäußert, so antwortete Dreher echt berlinisch: „Machen wir.“

Dann drängte er an eine Landungsstelle der Boote und zog seinen Freund mit. Ein größeres Ruderboot kam soeben an. Die Insassen stiegen aus.

„Was kostet ein Platz?“

„Pro Kopf und Stunde fünf Mark.“

„Donnerwetter, Sie sind wohl verrückt!“

„Wenn es Ihnen zu teuer ist, bleiben Sie weg.“

Nun mischte sich aber Louis in dieses Zweigespräch zwischen Otto und dem Bootsmann, indem er rief:

„Das schadet nichts! Das zahle ich, und ich lade dich ein, Dreher.“

„Dann ist es etwas anderes.“

Nun stiegen beide ein. Weitere Festgäste folgten. In kaum zwei Minuten war das Boot besetzt und fuhr ab.

Was die Freunde sahen, überstieg jede Erwartung. Die Einfassung der beiden Alsterbassins verschwand förmlich unter der Masse der Fahnen und Wimpel, und das Kaiserzelt auf der künstlichen Insel erschien wie ein Märchenpalast.

Um neun Uhr erhellte plötzlich ein flammender Blitz das schon etwas dämmerig gewordene Firmament, und ein mächtiger Donnerschlag ertönte.

„Jetzt verläßt der Kaiser das Rathhaus,“ erklärte ein im Boote sitzender Hamburger.

Zu Fuß kam nun der Monarch an das Alsterbassin und bestieg unter unbeschreiblichem Jubel der Menge ein Boot, auf dem die Kaiserstandarte gehißt wurde. Nach einer Rundfahrt landete der Kaiser vor dem Kaiserzelt. Im Nu erstrahlte dasselbe in hellstem Lichterglanz; im Nu erglänzten auch die übrigen Teile der Insel im Licht von Tausenden von elektrischen Flammen; im Nu leuchteten die Lombardsbrücke und alle Alsterufer in endlosen farbigen elektrischen Linien; eine Militärkapelle schmetterte von der Kaiserinsel ihre Weisen über die Fluten, und riesige Scheinwerfer überschütteten vom Leuchtturm, vom Hotel Petersburg und von der Insel aus alles mit einer Fülle von Licht.

Es war ein so zauberisches, so märchenhaft phantastisches Bild, daß nicht nur Louis Kurmann, sondern sogar sein verwöhnter Berliner Freund gar nicht Worte genug fanden, diesen Eindruck zu äußern. Um zehn Uhr wurde ein wunderbares Feuerwerk abgebrannt. Der junge Afrikaner, der noch nie im Leben so etwas gesehen hatte, kam sich vor wie in ein Feenland versetzt. Er wußte nicht mehr, ob er nur träume, oder ob sich das alles wirklich vor seinen Blicken abspiele.

Um halb elf Uhr verließ der Kaiser die Insel und fuhr nach der Sängertribüne am Alstertor. Ein Chor von über tausend Sängern begrüßte ihn mit dem „Heil dir im Siegerkranz.“ Das rauschte so groß-

artig durch die Abendluft, und dann brausten die Hochs der Tausende und aber Tausende, die ihrem Kaiser den Abschiedsgruß zuriefen, so jauchzend nach, daß auch Louis Kurmann von der allgemeinen Begeisterung ergriffen wurde und auf einmal mit einstimmt: „Hoch, hoch, hoch!“

„Das ist brav, Kurmann!“ rief ihm sein Freund zu. „Jetzt habe ich dich noch einmal so gern. Jetzt bist du ein Deutscher!“

„Ja, ich bin es. Alles, was ich sehe, dieser Glanz, dieser Jubel, diese Begeisterung haben mich mit so gewaltiger Achtung vor der mächtigen deutschen Nation und ihrem Kaiser erfüllt, daß ich aus innerster Überzeugung mein ‚Hoch‘ rief und in Zukunft überall mit Stolz sagen werde: Ich bin ein Deutscher.“

Otto Dreher ergriff seine Hand und drückte sie kräftig. Aber sie fanden jetzt keine Zeit mehr, ihrer Begeisterung Ausdruck zu geben. Es gab zuviel zu sehen.

Während der Kaiser einen Wagen bestieg, durch die dichtbesetzten Straßen zur Landungsbrücke in Sankt Pauli und von da in einer Dampfbarlasse zur „Hohenzollern“ fuhr, steuerte das Boot, in dem sich die Freunde befanden, auch nach dem Lande.

Louis mußte für sich und seinen Freund zwanzig Mark zahlen.

Aber er tat es gern, indem er sagte: „Was wir sahen, war ja unbezahlbar!“

„Jetzt aber nach Hause!“ meinte Otto Dreher. „Der Kaiser fährt heute nacht und morgen früh auf der ‚Hohenzollern‘ durch den Kaiser Wilhelm-Kanal nach Kiel. Ihm folgen alle hier liegenden Kriegsschiffe nach. Die Ankunft dort müssen wir aber sehen. Da heißt es morgen sehr früh heraus, sonst bekommen wir keinen Platz in der Bahn. Ich weiß, wie es bei solchen Gelegenheiten zugeht.“

Eine halbe Stunde später lagen beide in ihren Betten.

Früh fünf Uhr ging der erste Zug nach Kiel ab.

Aber schon um vier Uhr standen Kurmann und Dreher auf dem Klostertorbahnhof. Um einviertel fünf Uhr saßen sie im Wagen. Das war sehr gut, denn zehn Minuten später gab es in dem überfüllten Zuge nicht einen einzigen Stehplatz mehr, von einem Sitzplatz gar nicht zu sprechen. Wer noch kam, mußte mit einem spätern Zug fahren. Louis trug seine Briestafche und überhaupt sein Papiergeld in einem Säck-

chen auf der bloßen Brust unter dem Hemde, so daß es nun wirklich unmöglich war, daß ihm etwas gestohlen werden konnte. Das hatte ihm der Onkel seines Freundes geraten und ihm das aus seiner Militärzeit stammende Säckchen gegeben. Dadurch fühlte sich unser Freund sicher und konnte sich voll den neuen Eindrücken, die ihn erwarteten, hingeben.

Früh acht Uhr kamen die beiden jungen Leute in Kiel an. Das durch Ottos Vater für sie besorgte Zimmer war bereit. Es gehörte der Witwe eines früheren Untergebenen des Hauptmanns. Die Frau gab sich alle Mühe, den Jünglingen gefällig zu sein. Kaffee ward schnell getrunken, dann steckte jeder ein großes mit Fleisch belegtes Butterbrot ein, und nun gingen sie fort.

„Wohin zuerst, Kurmann?“

„Selbstverständlich zum Hasen! Die Stadt ist mir, aufrichtig gesagt, ganz gleichgültig.“

Bald darauf fuhren sie in einem Omnibus dicht gedrängt mit sechzehn andern Gästen hinaus nach dem nördlich von Kiel gelegenen Dorfe Holtenau auf den Festplatz, traten beim Leuchtturm an den Kai, drängten sich durch die trotz der frühen Stunde schon Kopf an Kopf stehende Menge und überblickten mit einem Male die ganze Kieler Bucht.

Das war ein so großartiger, ein so überwältigender Anblick, daß beide in ihrer Überraschung nur ein unwillkürliches „Ah“ ausstießen und dann sprachlos um sich schauten.

Vor ihnen nach Nord und Süd dehnte sich die breite Bucht aus, und in derselben auf der blauen Flut lag Kriegsschiff an Kriegsschiff, Torpedoboot an Torpedoboot. Alle hatten, wie der Seemann sagt, „ausgeflaggt“, „über die Toppén geflaggt“.

Von der Menge der bunten Flaggen, Wimpel u. s. w. konnte man sich gar keinen Begriff machen. Die Kriegsschiffe selbst waren von verschiedenster Art und Größe. Zunächst blickten die beiden Freunde selbstverständlich nach den grauen Leibern der deutschen Panzerschiffe. Die lagen überall verteilt, als ob sie an allen Stellen den fremden Gästen die Honneurs erweisen wollten. Dann suchten und fanden Otto und Louis die beiden französischen Kolosse „Dupuy de Lôme“ und „Hoche“. Auch diese hatten vollständig ausgeflaggt. Nun erkannten die Freunde nach und nach die Schiffe Englands, Italiens, Osterreichs, Amerikas,

Spaniens u. s. w. u. s. w. Man wußte gar nicht, wohin man sehen sollte, so prächtig war der Blick in jeder Richtung.

Nach einiger Zeit meinte Louis: „Wollen wir nicht auf einem der vielen Dampfboote eine Hafensrundfahrt machen?“

„Nein, lieber Freund. Jetzt haben wir wichtigeres zu tun. Die Hafensfahrt kommt morgen bei der Flottenrevue an die Reihe. Komm nur mit.“

Nun erstiegen sie die steile Treppe zu der sogenannten Bergtribüne in Holtenau. Für diese hatte Hauptmann Dreher ihnen Plätze besorgt. Von dort aus über sah man die ganze schiffgefüllte Bucht, einen großen Teil des zu eröffnenden Kanals, dessen östliche Schleuse bei Holtenau, den dortigen Festplatz, die Dörfer Wyl, Steinbeck und andere, die Stadt Kiel und einen Kreis von grünbelaubten Bergen, Feldern und Auen. Es war ein wunderbares Landschaftsbild von berauscher Schönheit und Großartigkeit. Bald hatten die Freunde ihre Plätze eingenommen und konnten etwas ruhen. Nun erklärte Dreher seinem Begleiter den Zweck und den für Deutschland sich ergebenden Vorteil des Kanals.

„Bisher mußte man, um von der Nordsee nach der Ostsee zu gelangen, Jütland umsegeln. Das war nicht nur zeitraubend, sondern wegen des stürmischen Stageraks auch sehr gefährlich. Der Kaiser Wilhelm-Kanal kürzt die Fahrt im günstigsten Fall um fünfundvierzig, im Mittel um zweiundzwanzig Stunden. Die Hauptsache aber ist, daß in einem Kriegsfall unsere Flotte nicht mehr von dem guten Willen der Dänen und Schweden, welche die Durchfahrt durch den engen Sund vom Land aus leicht verwehren könnten, abhängt, sondern daß unsere Kriegsschiffe, wie sie wollen, von der Ostsee nach der Nordsee und umgekehrt ganz sicher zu dampfen vermögen.“

„Also kann jedes große Kriegsschiff den Kanal benutzen?“

„Ja. Er hat neun Meter Tiefe, eine obere Breite von vierundsechzig und eine Sohlenbreite von zweiundzwanzig Metern, und das genügt auch für unsere schwersten und größten Panzerschiffe erster Klasse.“

„Wie lang ist denn der Kanal?“

„Neunundneunzig Kilometer.“

„Ah, das hätte ich nicht gedacht.“

Plötzlich wurde eine Bewegung auf der Tribüne bemerkbar, und es riefen zuerst einzelne, dann viele Stimmen: „Er kommt, er kommt!“

Es war so. Um den Bogen des Kanals bei Holtenuau wand sich soeben der weiße Rumpf der „Hohenzollern“, man erkannte die gelbe Kaiserstandarte, das erste Schiff mit dem Kaiser an Bord hatte den Kanal durchfahren und dampfte heran. Jetzt ging ein Donnern und ein Krachen los, daß man meinte, es müsse alles aus den Fugen gehen. Sämtliche in der Bucht verankerten Kriegsschiffe gaben zugleich den Kaiserjalu von je dreiunddreißig Schüssen. Wolken weißen Pulverdampfes wälzten sich zum Ufer herüber, und das Gedröhne war geradezu furchtbar.

Unterdessen begab sich die „Hohenzollern“ langsam und majestätisch durch die Schleuse nach ihrem Ankerplatz in der Kieler Bucht. Der Kaiser stand in Admiralsuniform auf der Kommandobrücke und grüßte die Schiffe, an denen er vorüberfuhr. Es war wiederum ein erhebender, ein begeisternder Anblick, und von dieser Minute an stand es fest im Innern unseres Freundes Louis Kurmann: „Ich gehe sicher zur deutschen Kriegsmarine! Ich werde deutscher Kriegsseeemann, nichts anderes.“

Nun wälzte sich die Menge von den Tribünen nach dem Landungsplatz zurück. Unaufhörlich kam Dampfboot um Dampfboot, um die hungrigen Massen nach Kiel zurückzubefördern. Trotzdem mußten unsere Freunde noch über zwei Stunden warten, bis sie einen Platz fanden. Gut, daß sie etwas zu essen in der Tasche hatten. Zu kaufen gab es nichts mehr. Aber sie wurden durch die Rückfahrt glänzend für das lange Warten belohnt. Es war großartig, abends zwischen den Riesenpanzern hindurch nach der festlich geschmückten Stadt zurückzudampfen. Um neun Uhr kamen sie in Kiel an.

„Sofort ins Bett! Morgen müssen wir früh heraus.“

Das taten sie, und darum waren sie am anderen Morgen schon früh sechs Uhr wieder frisch und munter bereit.

Mit einem der ohne Unterbrechung hin und her fahrenden Dampfer gelangten sie wieder auf den Festplatz nach Holtenuau.

Louis in erster Linie, aber auch Otto, konnte sich an dem Anblick der stolzen, in der Kieler Bucht verankerten Flotte von Kriegsschiffen aller Nationen gar nicht sattsehen. Daher beschloßen sie, sich nicht zur sogenannten Schlußsteinlegung, bei der sie doch kaum erwarten durften, einen guten Platz zu erhalten, vorzudrängen. Sie blieben auf dem Dampfer, fuhren auf demselben wieder mit nach Kiel zurück und dann zum dritten Male durch die Bucht, wieder hinaus nach Holtenuau. All-

mählich hatten sie auch den besten Platz an der Spitze des Dampfers erlangt und sahen alles ausgezeichnet.

Gegen zehn Uhr kamen sie abermals auf dem Festplatze an. Die Menge der Festgäste drängte sich um den Schlußstein neben dem Leuchtturm. Louis und Otto aber gingen zur Landungsbrücke. Zufällig lag hier gerade vor den Freunden unter Hunderten von anderen Booten ein kleines Ruderboot des deutschen Schiffsjungenschulschiffes „Moltke“. Ohne zu glauben, daß es einen Erfolg habe, eigentlich nur zum Zeitvertreib, fragte Otto, ob er und sein Freund nicht mit auf das Schulschiff fahren dürften. Zu ihrer größten Freude wurde beiden die Erlaubnis erteilt, und sie stiegen ohne weiteres ein. Bald darauf fuhr das Boot ab. Es war schwer, durch die anderen Boote, Dampfer, Yachten, Barken 2c. durchzukommen. Aber der junge Seekadett, der das Kommando führte, steuerte so geschickt, und die Matrosen ruderten so gewandt, daß es zu keinerlei Zusammenstoß kam.

Plötzlich kommandierte der Seekadett laut und scharf:

„Riemen hoch!“

Im Nu erhoben die sechs Matrosen die Ruder, und diese standen nun senkrecht in die Höhe. Jetzt erkannten die beiden Freunde, warum dies geschehen war, und warum der Kadett und die Matrosen so unverwandt rechts sahen. Der Kaiser fuhr in einem Ruderboot der „Hohenzollern“, das vorn die Kaiserstandarte führte, nach der Landungsbrücke zur Feier der Schlußsteinlegung.

Raum war das kaiserliche Boot vorüber, so tönte wieder scharf das Kommando: „Laß fallen!“ Die Riemen setzten sich wieder ins Wasser. „Ruder an überall! — Hol aus!“

Das Boot flog von neuem nur so vorwärts. Bald darauf kam es am Fallreep des Schiffsjungenschulschiffes „Moltke“ an. Dort rief der Schiffsposten: „Boot ahoi!“

Die Antwort des Kadetten lautete: „Nein, nein!“ Dadurch wurde ausgedrückt, daß kein Offizier im Boote war. Hierauf erstiegen die Freunde und der Kadett die Fallreepstreppe. Der wachhabende Leutnant empfing erstere, nannte auf ihre Vorstellung seinen Namen, bemerkte aber auf ihre Bitte, das Schiff sehen zu dürfen, sie müßten

noch einige Zeit auf Deck bleiben und warten, weil, sobald der Schlußstein gelegt würde, wieder ein Salutschießen stattfinden.

„Ich mache Sie aufmerksam,“ fügte der freundliche Offizier bei, „öffnen Sie beim Feuern den Mund, dann empfinden Sie die Schläge der Schüsse nicht so stark in den Ohren.“

Das war wirklich eine gute und rechtzeitige Lehre, denn bald darauf ging es los. Die Strandbatterie begann, dann folgten alle Schiffe in der Bucht.

War das ein Dröhnen und Tosen! Die Luft bebte förmlich. Und so mitten darin! Otto meinte, es müsse ihm das Trommelfell durchschlagen. Louis aber fühlte sich überglücklich. „So muß es in einer Seeschlacht zugehen. Das ist überwältigend.“ Man schrie sich alles ins Ohr, denn wenn es auch einmal auf dem „Moltke“ eine Pause gab, so donnerte es ununterbrochen rechts und links weiter. Bald war die ganze Kieler Bucht in Pulverdampf gehüllt. Mit einem Male hörte das Krachen und Schmettern auf, das Salutschießen war vorbei. Nun erfuhren unsere Freunde, daß ja 28 deutsche Kriegsschiffe, 2 vollständige deutsche Torpedodivisionen und 53 fremde Kriegsschiffe von 16 verschiedenen Nationen hier versammelt waren. Dadurch wurde der furchtbare Lärm dieses Salutschießens erklärlich.

Jetzt durften Louis und Otto das Schiffsjungenschulschiff besichtigen. Die Offiziere waren von einer ausgesuchten Liebenswürdigkeit, und als Kurmann äußerte, er freue sich so sehr auf die bevorstehende Flottenschau, wurde ihm genau geraten, wie er sie am besten sehen könne.

„Fahren Sie sofort nach dem ‚Prinz Waldemar‘. Dort steht dieser Dampfer. Das ist das Schiff der Presse. Auf dem sehen Sie alles am besten. Wenn ein Boot von uns Sie hinbringt, so wird man Sie schon aufnehmen. Unser Boot fährt jedenfalls schnell zurück, dann sind Sie einfach oben und können nicht mehr weggeschickt werden.“

„Dies geht um so leichter,“ meinte Otto, „als ein Bekannter unserer Familie sich als Vertreter einer Berliner Zeitung an Bord des ‚Prinz Waldemar‘ befindet.“

„Dann, meine Herren, schnell, sonst darf ich Ihnen kein Boot mehr zur Verfügung stellen.“

Beide Freunde bedankten sich herzlich, stiegen in das ihnen bezeichnete Boot, und nach zwanzig Minuten hielten sie am Fallreep des „Prinz

Waldemar“. Der dortige Posten hatte das Boot eines Kriegsschiffes ruhig anlegen und die beiden jungen Leute an Bord steigen lassen. Wenn man sie jetzt auch hätte fortschicken wollen, es war nicht mehr möglich, denn ihr Boot ruderte einfach weg. Übrigens ging es ihnen ausgezeichnet. Ottos Bekannter nahm sich ihrer an, sie durften sich, ohne etwas zahlen zu müssen, an dem reichen Büfett laben, wie sie wollten, bekamen sogar vorzüglichen Champagner, und als die Flottenschau begann, kletterten sie in die Wanten, saßen dort hoch über der Reling und sahen somit alles wie von der Proszeniumsloge eines Theaters aus.

Für Louis Kurmann bildete das den Glanzpunkt dieser ganzen unvergeßlichen Festzeit. Stolz dampfte die „Hohenzollern“ langsam durch die Bucht und zwischen der gewaltigen internationalen Flotte hindurch. Oben auf der Kommandobrücke stand der Kaiser und grüßte die einzelnen Schiffe. Der „Hohenzollern“ folgten zwei Torpedoboote, das Vermessungsschulschiff „Grille“, die Privatdampfer „Cobra“ und „Auguste Viktoria“ mit den geladenen Gästen und etwas weiter zurück das Schiff der Presse, der „Prinz Waldemar“ mit unseren Freunden.

Zuerst wurden die russischen Schiffe besucht. Deren Matrosen begrüßten den Kaiser mit „Hurra“. Dann fuhr man an den österreichischen, schwedischen, norwegischen und dänischen vorbei. Hierauf wurde gewendet, und es kamen die deutschen Schiffe des zweiten Treffens, hierauf im innern Hafen die Franzosen, Engländer und Amerikaner an die Reihe. Durch das erste Treffen der deutschen Schiffe erfolgte die Rückfahrt. Auf fast allen Schiffen standen die Matrosen in den Rahen, sämtliche Musikkapellen spielten, ein leichter Wind ließ die Flaggen und Wimpel wehen und knattern, kurz das ganze Bild konnte nicht großartiger, nicht märchenhafter sein, als es war. Schade, daß es schon nach einer Stunde endete. Als unsere Freunde gegen Abend nach Kiel zurückkehrten, kam sich Louis wie bezaubert vor.

„Ich habe eine neue Welt gesehen!“ sagte er zu Otto. „Ich bin in innerster Seele verwandelt worden. All mein Franzosentum ist verschwunden. Ich will sogar nicht mehr einen französischen Namen führen. Nenne mich von nun an ‚Ludwig‘. Ich habe keinen andern Wunsch mehr, als deutscher Seemann der Kriegsmarine zu werden und, wenn ich es erreichen kann, deutscher Seeoffizier, der Leutnant Ludwig Kurmann.“

Siebentes Kapitel.

Am 22. Juni früh saßen beide Freunde wieder in dem Zuge nach Hamburg. Hier nahmen sie voneinander Abschied. Otto Dreher blieb nämlich im Zuge und fuhr gleich weiter nach Berlin.

„Meine Pflicht geht vor, lieber Ludwig. Es ist jetzt eine Ehrensache für mich, um jeden Preis versetzt zu werden, denn mein Vater hat mir im Vertrauen darauf diese schöne Reise mit dir gestattet. Ich darf ihn nicht täuschen. Jetzt kommt es auf jede Stunde an, um die letzten verbummelten Tage wieder einzubringen. Also leb wohl! Auf Wiedersehen hoffentlich im nächsten Jahre, wenn ihr nach Straßburg übersiedelt seid.“

So sprach der junge Berliner, und Ludwig Kurmann sah ein, daß es nicht anders sein konnte. Er gab ihm die Hand, dankte ihm für seine treffliche Führung und Hilfe und trug ihm noch die herzlichsten Grüße an seine Eltern auf. Dann rief er kurz: „Adieu, auf Wiedersehen!“ und verließ den Wagen. Während Otto Dreher der deutschen Hauptstadt zurollte, eilte Ludwig in sein Hotel, legte nur das nach Kiel mitgenommene kleine Paket ab und ließ sich von dem freundlichen Wirt, der sich unterdessen wegen seiner Reise erkundigt hatte, erklären, wie er am besten fahren könne. Der Bescheid lautete: „Sie reisen morgen früh mit der Bahn über Bremen nach Bremerhaven, gehen dort an Bord des Schnelldampfers ‚Bayern‘ vom Norddeutschen Lloyd, fahren mit diesem bis Neapel, von dort mit einem italienischen Dampfer über Palermo nach Tunis und dann mit der Eisenbahn nach Ihrer Heimat. Einen Platz auf dem Dampfer ‚Bayern‘ kann ich telegraphisch von hier bestellen. Sind Sie damit einverstanden?“

„Selbstverständlich. Bitte, mir die Depesche zu besorgen.“

Da war nicht mehr viel Zeit übrig, sich noch weiter in Hamburg umzusehen. Ludwig schrieb verschiedene Briefe, nämlich an seinen Großvater nach Straßburg, einen Dankesbrief an Hauptmann Dreher in Berlin und einen kurzen an seine Eltern, weil der Brief mit der Überlandpost über Marseille jedenfalls schneller ankam, als er selbst vermittels der langen, aber für ihn viel unterhaltenderen Seereise.

Am anderen Tage fuhr er über Bremen nach Bremerhaven und mußte dort gleich an Bord gehen. Er erhielt eine ausgezeichnete Kabine, welche für einen erst in Neapel an Bord kommenden, nach China reisenden vornehmen Herrn bestimmt war und daher von Bremen nur bis Neapel vermietet werden konnte. Das paßte für Ludwig Kurmann trefflich.

Schade, daß unser Freund so wenig von den großartigen Anlagen von Bremerhaven sehen konnte. Aber die ‚Bayern‘ verließ bald nach seiner Ankunft an Bord ihren Ankerplatz; man mußte zum Diner kommen, und als dieses beendet war, herrschte draußen Dämmerung, und bald wurde es ganz dunkel.

Die Reise nach Neapel verlief tadellos. Man berührte nur Antwerpen, Southampton und Genua. Von Antwerpen sah Ludwig wenig, da es dort stark regnete, er also an Bord blieb, und Southampton kannte er ja.

Einen um so schöneren Eindruck machte Genua auf ihn. Es liegen ja auch nicht viele Städte so malerisch um ihren Hafen herum wie gerade Genua. Amphitheatralisch erheben sich die weißen hohen Paläste der inneren Stadt; dahinter sieht man reizende Landhäuser; es ragen die Gärten und Weinberge am Murazzo empor; die grauen Felsenhöhen sind von mächtigen weißen Festungsbauten gekrönt, und überall verleihen die Kuppeln und Türme anziehender Kirchen, vor allem die von Santa Maria di Carignano, San Lorenzo u. s. w., dem Bilde einen ungemeinen Schmuck. Stattlich ist dieser größte Hafen Italiens wirklich und außerdem ungemein reizend eingefast von den hohen schönen Molen mit dem Leuchtturm, von den Felsen mit der Caserma di San Tommaso, von dem eleganten Terrazzo, zahlreichen Hafengebäuden und dem Fort am Bisagno. Aber Ludwig war schon zu sehr durch Hamburg verwöhnt worden. Für die Naturschönheiten von Pegli, Sestri ponente, Genua, Nervi u. s. w., die alle vor ihm ausgebreitet

lagen, hatte er doch nicht mehr das aufmerksame Auge, solange Segelschiffe, Dampfer aller Art, Yachten und Boote sich vor ihm und um ihn befanden. Daran konnte aber natürlich Genuas Hafen nicht mit dem Hamburger wetteifern. Also war das Urteil unseres Freundes kurz und bündig: „Genua liegt zwar reizend. Aber sein Hafen ist nichts gegen den Hamburger. Also Genua ist eben lange kein Hamburg.“ So bildete er sich nach und nach immer mehr zu einem etwas einseitigen Seemann aus. Dies gereichte ihm aber zum Vorteil für seinen neuen Beruf. Es war eine entzückende Fahrt längs der Küste Italiens auf dem prächtigen Blohddampfer nach Neapel. Die ziemlich stark auftretende Hitze belästigte unsern jungen Freund wenig. Er war ja an die afrikanische Sonne gewöhnt. Das vorzügliche Leben an Bord bekam ihm sehr gut, und die stramme Ordnung, welche auch auf diesem Dampfer der Handelsmarine herrschte, bestärkte ihn täglich mehr in seiner Begeisterung für das deutsche Seewesen.

Am folgenden Morgen kam man nach Neapel. Wiederum ein prächtiges, farbenreiches, fesselndes Landschaftsbild. Der weite Golf sah wie ein großartiger Binnensee aus. Man wußte nicht, war der Blick auf das seltsam aus der blauen Flut sich erhebende Capri, oder auf die mit Orangenhainen bedeckte Halbinsel von Sorrent und Castellammare, oder auf die reizenden Inseln Ischia, Procida und Nisida, oder auf die buchtenreiche Küste von Pozzuoli und auf Neapel selbst mit seiner Chiaja, mit dem Posilipp, dem Castel d'ovo, mit dem dahinter liegenden Fort von Sant' Elmo und mit dem alles überragenden, qualmbedeckten Vesuv der schönste und fesselndste.

Hier in dieser wunderbaren Natur, inmitten einer der herrlichsten Landschaften nicht nur Europas, sondern der ganzen Erde vergaß Ludwig Kurmann doch seine seemännischen Vergleiche mit Hamburg und gab sich ganz dem Genuß des großartigen Bildes hin.

Er mußte aber gleich nach der Verankerung der „Bayern“ im Hafen von Neapel den Dampfer verlassen, denn sein Rabinennachfolger erschien sofort an Bord und machte sein Recht geltend.

Am selben Tage verließ der Dampfer „Candia“ der italienischen Gesellschaft Florio Rubattino den Hafen von Neapel, um nach Palermo zu fahren. Daher war es Ludwig unmöglich, sich in der Stadt umzu-

sehen. Nachmittags fünf Uhr befand er sich abermals auf der Fahrt, sah allmählich den wunderbaren Golf, der unter den Strahlen der untergehenden Sonne einen ganz besonders entzückenden Eindruck machte, wieder verschwinden und begab sich, als das leuchtende Himmelsgestirn ebenso zauberhaft im Meer untergetaucht war, wie damals bei der Ausfahrt von Algier, in seine Kabine.

Die Fahrt dauerte nur bis zum anderen Vormittag um elf Uhr. Immerhin fand Ludwig Kurmann genug Gelegenheit zu erkennen, daß die Reinlichkeit und Ordnung auf diesem Dampfer durchaus keinen Vergleich mit der auf Schiffen des Norddeutschen Lloyd's oder der Hamburg-Amerika-Linie aushalten konnte. Noch mehr fiel ihm der Unterschied auf, als er von Palermo aus auf dem kleinen Dampfer „Taormina“, ebenfalls des „Florio Rubattino“, nach Tunis fuhr. Kapitän und Mannschaft waren zwar ebenso liebenswürdig wie die Deutschen, aber ein gewaltiger Unterschied im Dienstbetrieb und in der Erhaltung des Dampfers herrschte eben doch. Diese Erkenntnis trug nur dazu bei, die Begeisterung unseres Freundes für Deutschland und für die deutsche Marine zu kräftigen und zu befestigen.

Am 10. Juli 1895 kam Ludwig Kurmann wieder in Afrika an. Er landete in Tunis, hielt sich einen Tag in dieser Stadt auf und fuhr am anderen Morgen mit der Eisenbahn nach Hammam Meskoutin. Am 12. abends war er wieder zu Hause.

Hatte der Jüngling mit Recht angenommen, daß er doch ein wirklicher Glückspilz sein müsse, weil er in so kurzer Zeit so Großartiges sehen und erleben durfte, so erkannte er auch bald, daß er ebenso den Seinigen einen großen Dienst erwiesen hatte. Seine Mutter wußte gar nicht, was sie ihm alles an Liebe und Bärtlichkeit antun sollte, als Dank dafür, daß er sie wieder mit ihrem Vater ausgesöhnt hatte. Auch ihr Gatte zeigte sich in innerster Seele befriedigt über den guten Ausgang der Reise seines Sohnes. Er gab sogar die Erlaubnis, daß seine Frau und die Kinder schon nach acht Tagen den Besuch bei Großvater Ballinger unternehmen und volle vier Wochen ausbleiben dürften. Er meinte, nachdem sein Schwiegervater so freigebig die Reisekosten gespendet habe, könne er sich doch nicht weniger nachgiebig zeigen. Nun ging es an das ausführliche Erzählen. Jeden Tag berichtete Ludwig,

der es durch seine Bitten durchgesetzt hatte, daß er jetzt auch von den Seinigen so genannt wurde, mehrere Stunden lang über all seine Erlebnisse. Da klang immer wieder das Staunen über Deutschland und deutsche Art, über die deutsche Mannszucht und Ordnung und vor allem über das deutsche Seewesen hindurch. Anfangs hörte sein Vater oft ungläubig zu, und als bei Ludwig sogar eine unverhohlene Hineigung, ja eine tief empfundene Begeisterung für den Kaiser Wilhelm II. durchklang, da schüttelte Herr Kurmann bedenklich den Kopf. Ludwig ließ sich aber nicht irre machen.

„Glaube mir, Vater,“ fuhr er fort, „wenn du wie ich gesehen hättest, wie Kaiser Wilhelm voll Pflichteifer einmal seine Garden besichtigte und ein andermal wieder ununterbrochen bei den Festen in Hamburg und Kiel seinen gewiß sehr ermüdenden Verpflichtungen nachkam, so hätte dich die gleiche Begeisterung für ihn erfaßt wie mich. Er ist eben ein Mann, der Tag und Nacht auf seinem Posten steht.“

„Ja, ja. Das will ich wohl gelten lassen. Allein du weißt, bei mir ist eine gewisse Kälte gegen jeden Preußen und besonders gegen die preußischen Herrscher im Blute vererbt. Aber ich will es nicht verreden, daß ich mich in dieser Beziehung noch ändere. Jedenfalls werde ich ohne jedes Vorurteil nach dem Elsaß zurückkehren. Vielleicht wird doch noch ein ganz guter Deutscher aus mir!“

„Davon bin ich überzeugt, Vater. Aber nun, liebe Eltern, verzeiht, daß ich auch um meinen Lohn dafür bitte, daß ich die mir gestellte Aufgabe gut ausführte. Erfüllt mir meinen sehnlichsten Wunsch und laßt mich bei der deutschen Kriegsmarine eintreten.“

Herr Kurmann entgegnete sofort: „Ich entnahm schon aus deinen Erzählungen, daß du mit dieser Bitte kommen würdest, Ludwig. Ich habe darum bereits mit deiner Mutter gesprochen. Wir sind mit deiner Absicht einverstanden. Da sich mir eine gute Gelegenheit geboten hat, unseren hiesigen Besitz zu verkaufen, und der neue Eigentümer in fünf Monaten hier alles übernehmen will, so hat es gar keinen Wert mehr, wenn du lange auf der Ferme bleibst. Wir geben dir Erlaubnis, sobald du willst, deinen Beruf anzutreten und zu diesem Zwecke nach Deutschland zurückzukehren. Du kannst mit deiner Mutter und den Kindern nach Straßburg reisen und von dort aus dich nach Kiel,

oder wo du sonst einzutreten hast, begeben. Jedenfalls wird dir dein Großvater den besten Rat hierfür erteilen.“ Frau Kurmann stimmte den Worten ihres Gatten bei.

„O, wie danke ich euch, liebe Eltern!“ rief Ludwig überglücklich aus. „Ihr sollt euer Eingehen auf meine Wünsche auch nicht bedauern, denn ihr werdet sehen, aus mir wird ein tüchtiger deutscher Seeoffizier werden.“

„Das wollen wir hoffen. Ich habe übrigens schon alle Papiere, die du vielleicht nötig hast, hervorgesucht und gesammelt. Dabei sind dein Geburts- und Taufzeugnis, die Schulzeugnisse, die schriftliche Erklärung meines Einverständnisses mit deiner Berufswahl und verschiedenes andere. Außerdem die Summe von 400 Franken in Papier für deine Reise nach Norddeutschland und die erste Zeit deines Dienstes. Bis nach Straßburg kannst du auf meine Kosten mit deiner Mutter reisen.“

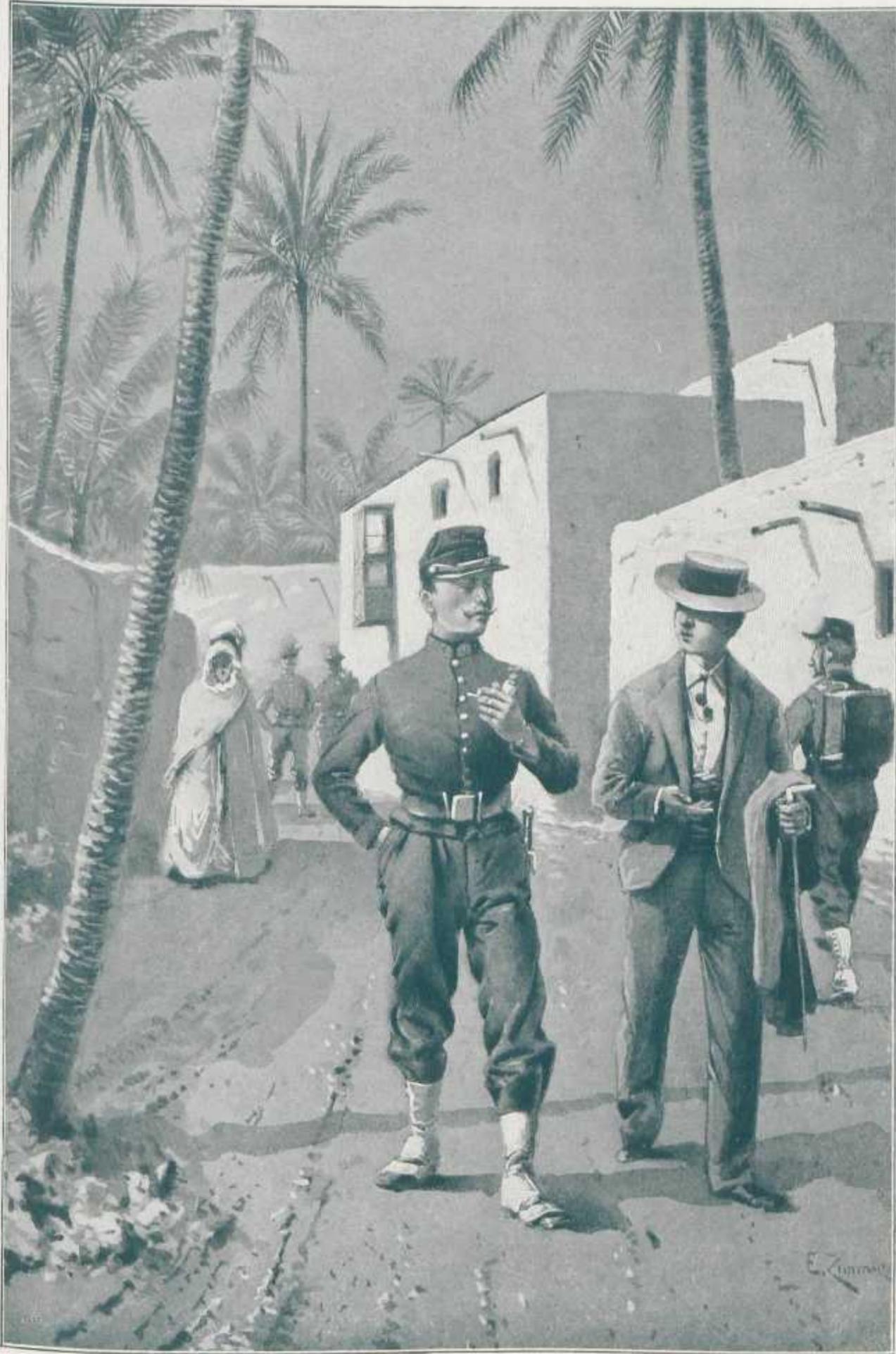
Ludwig umarmte gerührt seinen Vater, küßte ihn und seine Mutter und nahm dann das Wachschtäschchen, in welchem Herr Kurmann die Papiere und das Geld versorgt hatte, unter neuen Dankesbezeugungen in Empfang. Hierauf meinte er: „Nun habe ich nur noch die Sache mit Beckerle zu erledigen. Da es so sehr eilt, wäre es eigentlich das Beste, ich würde morgen nach Sidi-Bel-Abbés fahren und alles mit ihm persönlich besprechen. Übermorgen oder spätestens in zwei Tagen wäre ich wieder hier. Wenn ich ihm schreibe, dauert die Sache vielleicht recht lange, und ich kann den Ausgang nicht abwarten.“

„Ludwig, ich mache dich aufmerksam, diese Reise kostet mindestens vierzig Franken.“

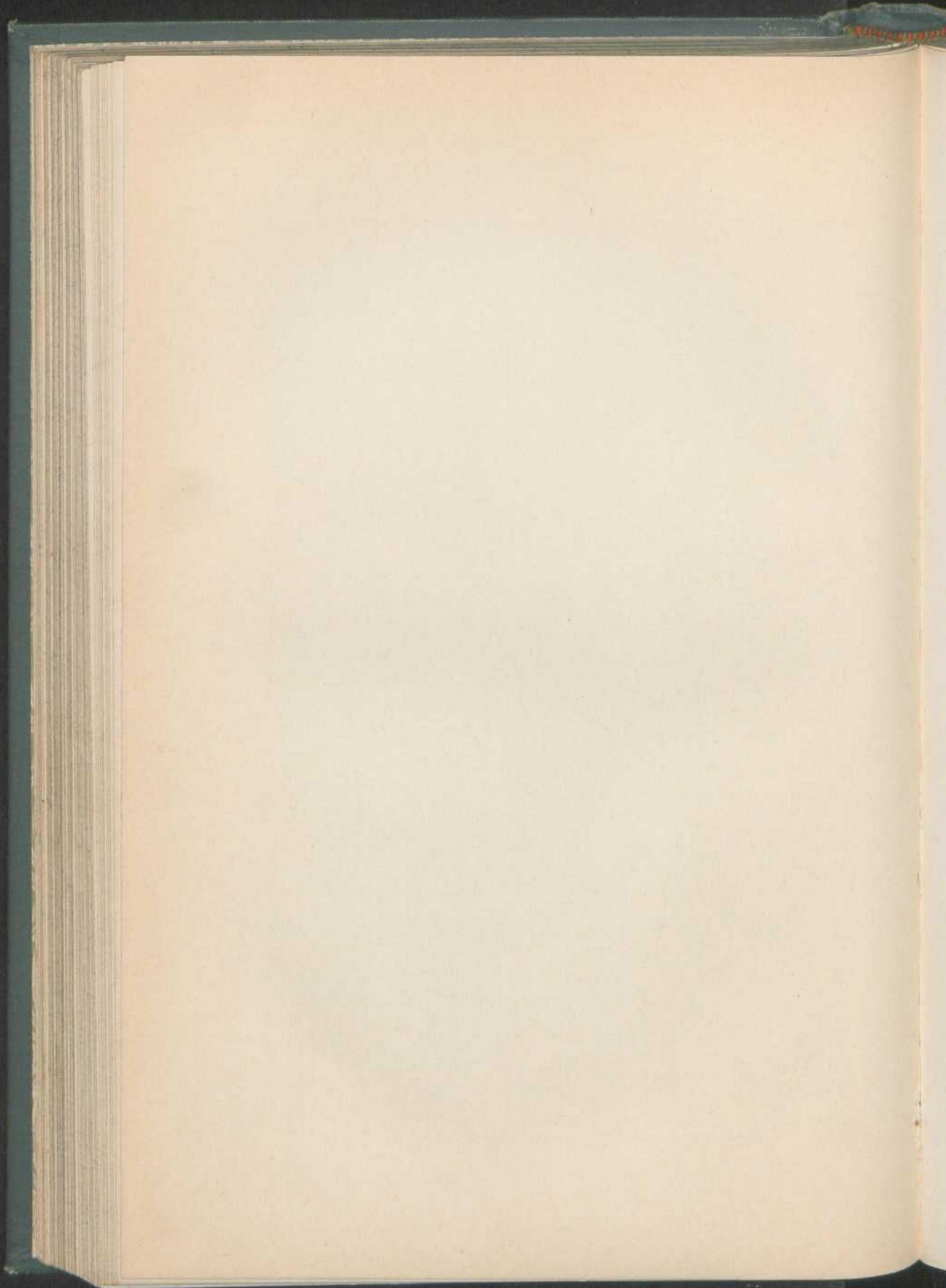
„Ich weiß, Vater. Aber ich habe dem Fremdenlegionär mein Wort gegeben, ihm zu helfen. Ich besitze auch noch über 280 Franken Ersparnisse von dem Gelde, das mir der Großvater geschenkt hat. Überdies bin ich durch deine Güte jetzt so reich geworden. Da kann ich doch vierzig Franken daran wenden, einem Unglücklichen Trost zu bringen.“

„Handle, wie du willst. Ich habe gegen deine Reise nichts einzuwenden.“ Damit war auch dies entschieden.

Am anderen Tage fuhr Ludwig mit der Eisenbahn über Algier und Blida nach Sidi-Bel-Abbés. Er kam erst gegen Abend an. Diese Gar-



Begegnung Kurmanns und Weckerles in Sidi-Bel-Abbes.



nison der Fremdenlegion sah traurig genug aus. Neben dem Militärviertel gab es nur wenige europäische Straßen. Diese aber waren schmutzig, und unsaubere Kneipen spielten die Hauptrolle. Der größte Teil des Ortes bestand aus den ärmlichen Lehmhütten von Kabylen oder Mozabiten, die in erster Linie von der Garnison lebten, indem sie den Legionären alle möglichen nützlichen oder überflüssigen Dinge verkauften und so deren Sold bald in ihren Händen hatten. Die Vorgesetzten der Fremdenlegionäre ließen eine solche Ausbeutung stillschweigend zu, denn sie sagten sich nicht mit Unrecht, ein Legionär, der kein Geld hat, kann nicht desertieren. Ludwig Kurmann erkannte nach kurzer Zeit, daß ein Aufenthalt in einem solchen Ort für einen gebildeten Menschen schon an und für sich eine Qual sein mußte. Wenn dazu noch der strenge Dienst und die scharfe Mannszucht der Legion kamen, so verwandelte sich der Aufenthalt in Sidi-Bel-Abbés sicher für einen empfindsamen Menschen in eine wahre Hölle. Sein Mitleid wurde durch diese Erkenntnis so erregt, daß er beschloß, seinem Freunde Beckerle unter allen Umständen zu helfen. Zunächst kam es darauf an, ihn ausfindig zu machen und sich mit ihm zu verständigen, ohne Aufsehen zu erregen. Ludwig hielt es für das Beste, wenn irgend möglich nicht zu verraten, daß sie sich schon kannten. Daher verzichtete er vorläufig auf eine Anfrage nach Beckerle in der Kaserne. Er ließ sich in einem der Wirtshäuser ein Zimmer geben und wanderte dann in den Straßen umher, um sich bei den nach dem Abenddienst spazieren gehenden Soldaten umzusehen. Lange war jedes Suchen vergebens. Endlich entdeckte er Beckerle, der allein aus der Kaserne kam und durch eine nicht sehr belebte Straße schlenderte. Ludwig ging ihm nach und rief ihm, als gerade niemand in der Nähe war, leise auf deutsch zu: „Tun, als ob Sie mich nicht kennen, Beckerle! Immer nur geradeaus sehen!“

Der Legionär zuckte zwar etwas zusammen, blickte sich aber nicht um und ging seiner Wege.

Ludwig eilte ihm nach und rief ihn nun so laut an, wie er einen ihm ganz Fremden in diesem Falle angerufen hätte, natürlich in französischer Sprache: „Herr Legionär!“

Weckerle drehte sich darauf um und antwortete ganz ruhig, obwohl ihm alles Blut in den Kopf gestiegen war: „Sie wünschen, mein Herr?“

Einige andere Soldaten der Legion gingen vorüber.

Laut entgegnete Kurmann: „Können Sie mir sagen, auf welchem Wege man am besten nach dem Dschebel Tessala gelangt?“

„O ja, mein Herr. Ich habe den Weg selbst zurückgelegt.“

„Dann haben Sie vielleicht die Freundlichkeit und“ — Da die anderen Legionäre so weit entfernt waren, daß sie kein Wort mehr verstehen konnten, so fügte nun unser Freund sofort in deutscher Sprache bei: „Weckerle, wo und wann können wir uns ungestört sprechen?“

„In anderthalb Stunden in der Kantine zum ‚Lahmen Löwen‘. Fragen Sie dort nach Mademoiselle Amélie. Sagen Sie, Sie hätten einen Legionär dorthinbestellt, der Ihnen tongkinesische Münzen verkaufen wolle. Punkt 9¹/₄ Uhr bin ich dort. Die übrigen Legionäre sind dann schon in die Kaserne zurückgekehrt. Wir werden allein sein. Kommen Sie genau 9 Uhr 20 Minuten. Der ‚Lahme Löwe‘ ist in der dritten Gasse links auf der rechten Seite. Auf Wiedersehen, Louis.“

Damit verneigte er sich militärisch höflich wie vor einem ganz Fremden, und Ludwig grüßte ebenso. Dann trennten sie sich. Keiner der vielen vorübergehenden Legionäre ahnte, daß beide sich so gut kannten. Sie hatten ihre plötzlich übernommene Rolle ausgezeichnet durchgeführt.

Zur bestimmten Zeit trat Ludwig Kurmann in die bezeichnete Kneipe. Ein hübsches Mädchen stand hinter dem Wirtstisch und fragte nach seinem Begehre.

„Sind Sie vielleicht Mademoiselle Amélie?“

„Ja. Und Sie sind wahrscheinlich der junge Herr, dem der Legionär Weckerle Münzen aus Tongking verkaufen will?“

„Ob der Legionär Weckerle heißt, weiß ich nicht. Aber tongkinesische Münzen wünsche ich zu kaufen und wurde dazu von einem Legionär hierher bestellt.“

„Es ist schon richtig. Folgen Sie mir gefälligst.“ Damit schritt sie durch einen dunklen Gang voraus und führte unsern Freund in ein kleines Hinterzimmer. An dem einzigen Tisch saß Weckerle, der sich beim Eintritt der beiden erhob und in militärischer Weise steif grüßte.

Das Mädchen fragte Ludwig Kurmann, ob dieser der gesuchte Legionär sei, und als der junge Mann bejahte, bemerkte sie weiter: „Wünschen Sie ein Glas Wein oder Absinth?“

„Wein.“

Nun entfernte sich Mademoiselle Amélie. Kaum hatte sie die Thür hinter sich geschlossen, so ergriff Beckerle beide Hände Kurmanns und sprach mit bewegter Stimme: „Wie danke ich Ihnen, Louis, daß Sie Wort gehalten und zu mir gekommen sind! Hoffentlich bringen Sie mir gute Nachrichten.“

„Verhältnismäßig ja. Wir wollen aber vor der Tochter des Hauses unsere gegenseitige Bekanntschaft verbergen. Haben Sie irgend einige Münzen zur Hand, welche wir hier zum Schein auslegen können?“

„Ja. Ich dachte daran.“ Nun legte er etwa zwanzig tongkinesische Münzen auf den Tisch und breitete sie aus. Beide setzten sich einander gegenüber, und Beckerle schien, als Amélie den bestellten Wein brachte, eifrig beschäftigt, dem fremden jungen Herrn die Münzen zu erklären. Als das Mädchen das Glas auf den Tisch gestellt hatte, bemerkte der Legionär: „Mademoiselle Amélie, ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns einige Zeit allein ließen, damit wir das Geschäft ungestört abmachen können. Es wird ja ohnedies kein Gast mehr kommen.“

„Wenn auch. Ich lasse keinen in dieses Zimmer treten. Rufen Sie mich, wenn Sie noch Wein wünschen.“

„Ich werde es tun.“

Darauf verließ Fräulein Amélie das Zimmer.

Jetzt nahm Ludwig die ihm anvertraute Medaille Beckerles aus der Tasche und gab sie letzterem mit den Worten: „Zuerst will ich Ihnen Ihr Kleinod zurückgeben. Ihre Mutter hat es genau so, wie Sie es wünschten, beim Hochamt weihen lassen, dann einen Kuß darauf gedrückt und sendet es Ihnen nun mit den herzlichsten Grüßen zurück.“

Der Legionär ergriff das Goldstück, führte es an die Lippen und sprach dann halb zu sich selbst: „Mein gutes Mutterle! Jetzt ist die Münze für mich ein Talisman geworden, der mich nie mehr verlassen soll.“ Damit öffnete er seine Uniform, zog eine Kette, welche er um den Hals trug, hervor und hängte die Medaille daran. Dann fuhr er zu Kurmann gewendet fort: „Sie haben meine Mutter also wohl und frisch gefunden. Wie geht es ihr denn? Haben Sie mit ihr darüber gesprochen, ob sie es ertragen könnte, mich als Sträfling in Straßburg zu sehen?“

„Eines nach dem andern,“ entgegnete unser Freund und berichtete

nun ausführlich, wie er Frau Weckerle gefunden, und was er über die Verhältnisse, welche der Legionär bei seiner Rückkehr zu erwarten hätte, in Erfahrung gebracht habe. Weckerle hörte mit gespanntester Aufmerksamkeit zu. Als er erfuhr, daß er nicht einmal eine so schwere Strafe zu erwarten habe, wenn er sich freiwillig wieder stellte, da wurde er immer erregter, und schließlich rief er in entschlossenem Tone: „Louis, unter diesen Verhältnissen halte ich es hier nicht länger aus. Ich desertiere, sobald ich mir nur so viele Franken zusammengespart habe, daß ich mich bis über die Grenze durchschleichen kann. Bin ich nur einmal außerhalb des französischen Machtbereichs, dann will ich mir durch meiner Hände Arbeit schon so viel verdienen, daß ich nach Straßburg zurückgelange. Freilich bis über die Grenze, das wird schwer und gefährlich. Aber mein Talisman wird mir schon helfen.“

„Wie denken Sie sich denn Ihre Flucht, Weckerle?“

„So, wie sie schon viele versucht und manche auch glücklich durchgesetzt haben. Ich wandere nachts durch das Gebirge, schlafe tagsüber im Freien in Waldungen oder Höhlen und strebe eben danach, Marokko zu erreichen.“

„Und werden an der Grenze, wenn nicht schon vorher, gefangen, hierher zurückgeschleppt und halbtot gemartert. Das wäre doch Ihr Loos,“ fügte Kurmann ein.

„Vielen ist es so ergangen. Ich verlasse mich aber auf meinen Talisman.“

„Warum wollen Sie denn nicht einfach durch Algier und Tunis entfliehen? Das fällt viel weniger auf und hat doch mehr Aussicht zu gelingen.“

„Warum, lieber Louis? Weil ich kein Geld habe, mir Zivill Kleider zu kaufen und die teuern Eisenbahnbillets zu zahlen.“

„Daran soll es Ihnen nicht fehlen. Ich leihe Ihnen Geld, und wenn Sie einmal wieder in guten Verhältnissen sind, geben Sie es mir zurück.“

„Wie, Louis? Sie wollten mir Geld leihen? Viel Geld? Hundert Franken?“

„Noch mehr, lieber Weckerle. Ich leihe Ihnen zweihundert Franken.“

„Louis, Louis! Ich weiß gar nicht, was ich sagen, wie ich Ihnen danken soll! Sie geben mir mehr als mein Leben zurück. Sie retten meine Seele, Sie machen wieder einen ordentlichen Menschen aus mir.“

Er wurde in seiner Erregung immer lauter. Plötzlich öffnete sich die Thür, und Mademoiselle Amélie trat ein.

Ludwig Kurmann hatte die Lage sofort richtig erfaßt und rief nun seinerseits in lautem Tone, indem er die auf dem Tisch liegenden Münzen von sich schob: „Das ist zu viel, Herr Legionär. Die ganze Geschichte ist nicht halb soviel wert, als Sie für diese sechs Münzen verlangen.“

„Nein, es ist nicht zuviel. Solche Stücke gibt es in ganz Tongking nicht mehr.“

„Messieurs, wünschen Sie noch Wein?“

„Zawohl, Mademoiselle Amélie. Wir werden, wie es scheint, nicht so schnell handelseinig.“ Damit trank Beckerle sein Glas aus und gab es dem Mädchen. Ludwig machte es ebenso. Die Französin verließ mit beiden Gläsern das Zimmer. Sofort begann Kurmann: „Beckerle, nun aber vernünftig. Wir müssen Ihre Flucht noch genau besprechen. Nach welcher Richtung wollen Sie denn nun von hier entkommen?“

„Über die Slimanberge durch Mercier Lacombe und Ain Fekkan nach der Bahnstation von Tizi. Von da aus mit dem Zug über Algier, Constantine nach Tunis. Dort wird die Küste nicht so streng bewacht, und ich kann auf einen italienischen Dampfer entkommen, während in Algier nur französische — sehen Sie, diese Münze ist nur noch bei den tongkinesischen Schwarzflaggen zu finden. Danke, Mademoiselle Amélie. Votre santé!“

Damit trank er dem Mädchen, welches die beiden Weingläser gebracht und auf den Tisch gestellt hatte, freundlich zu. Die Französin nickte zierlich, verließ aber gleich darauf wieder das Zimmer.

„Das scheint sehr praktisch. Hier haben Sie gleich die zweihundert Franken.“ Mit diesen Worten gab Ludwig dem Legionär die Bankscheine.

Beckerle wollte abermals seinen tief empfundenen Dank aussprechen. Unser Freund meinte aber kurz: „Wir haben nicht lange Zeit. Erklären Sie mir nur, wie Sie nach Tizi kommen!“

„Zu Fuß, Louis. Es gibt keine andere Art, denn einen Wagen kann ich mir nicht leisten. Das würde auffallen und wäre zu teuer.“

„Was meinen Sie dazu, wenn Sie als mein Diener mitfahren würden, wenn ich einen Wagen von hier nach Tizi nehme?“

„Louis, Sie sind wahrhaftig ein Engel. Dann geht alles spielend. Nun bitte ich Sie aber auch fünfzig Franken zurückzunehmen und mir dafür nicht hier, sondern in El Greiz Zivilkleider zu kaufen. Sie erregen dort keinen Verdacht.“

„Mit Vergnügen. Verfugen Sie über mich, wie Sie wollen. Nur muß ich übermorgen abend zu Hause sein.“

„Das können Sie. Ich ersuche Sie, morgen früh nach El Greiz zu gehen. Es sind nur vierzehn Kilometer. Dort kaufen Sie meinen Anzug und tragen ihn in das Tal des Ued Gassi. Vierhundert Meter südlich der Straße dehnt sich eine Cedernanpflanzung zu beiden Seiten des genannten Baches aus. Etwa hundertfünfzig Meter oberhalb des Beginnes der Anpflanzung erhebt sich dicht an dem rechten Bachesrand eine Felswand. Oben ist der Stein durch einen ehemaligen Wildbach tief eingerissen. In diesem jetzt trockenen Riß legen Sie den Anzug nieder und gehen nach El Greiz zurück. Dort mieten Sie sich den Einspänner nach Tizi, fahren abends sieben Uhr von dem Dorfe ab und erklären dem Kutscher, ihr Diener sei bereits vorausgegangen. Auf der Westseite des Ued Gassi werden Sie mich auf der Straße einholen. Wir fahren die Nacht hindurch, da ja der Vollmond scheint, und sind früh sechs Uhr in Tizi. Um 6 $\frac{1}{2}$ Uhr geht der erste Zug ab. Ich nehme auf einen Tag Urlaub nach Clemcen, fahre mit einem Billet für Clemcen in Sidi-Bel-Abbés ab, steige aber schon in Sidi-Khaled aus und wandere zu Fuß nach dem Tal des Ued Gassi. Abends 7 $\frac{1}{4}$ stehe ich, so Gott will, in Zivilkleidern auf der Straße nach Tizi und erwarte meinen jungen Herrn.“

„Der sich pünktlich mit dem Wagen einfinden wird.“

Nun gab Beckerle unserm Freunde fünfzig Franken zurück, erklärte ihm nochmals alles so genau wie möglich, dankte ihm mit tiefempfundenen Worten, schob ihm alle tongkinesischen Münzen zu und rief dann nach Mademoiselle Amélie.

Das Mädchen erschien.

Lustig rief der Legionär: „Mademoiselle Amélie, der Herr hat mir doch alle Münzen abgekauft. Nun werde ich morgen nach Tlemcen fahren und mir ein schönes neues Taschenmesser kaufen. Jetzt aber heißt es zahlen. Was sind wir schuldig?“

„O, das ist meine Sache,“ wandte Ludwig Kurmann ein und berichtigte die geringe Zeche.

Dann verließen beide die Kneipe zum ‚Lahmen Löwen‘ und trennten sich auf der Straße wie zwei sich ganz fremde Menschen. Der Legionär kehrte in die Kaserne zurück; Ludwig wanderte nach einem Hotel auf der Place des Quinconces, wo er übernachtete.

Am andern Morgen marschierte unser Freund auf der Straße von Tizi-Maskara nach El Greiz; Beckerle verließ mit dem Elf-Uhr-Zug Sidi-Bel-Abbés, um nach Tlemcen zu reisen. Abends sieben Uhr fuhr Kurmann in einem kleinen Einspänner aus El Greiz. Jenseits des Ued Hassi wartete sein Diener, den er angeblich vorausgeschickt hatte. Derselbe stieg zum Kutscher auf den Bock, und nun trabte der muntere Bercheron durch die helle Mondnacht mit seinem leichten Wagen und dessen Insassen über Mercier Lacombe nach Tizi. Am folgenden Tag früh 6 $\frac{1}{2}$ Uhr saßen Herr und Diener im Eisenbahnzuge nach Perregaux und Algier. Etwa um elf Uhr vormittags fuhren sie durch die Stadt Blida. Da meinte Beckerle: „Jetzt findet der Appell statt, bei dem ich antreten müßte. Nun entdecken sie mein Fehlen, da bis zum Appell wohl kein Vorgesetzter nach mir sah, und meine Kameraden mich noch im Urlaub wähten. Bald werden sie berittene Gendarmen auf allen Wegen nach der marokkanischen Grenze entsenden, um mich zu fangen, und überallhin den Telegraph spielen lassen. Hier wird mich jedoch niemand entdecken. Ich glaube, ich bin, dank Ihrer Freundschaft, über die Hauptgefahr glücklich hinweggekommen.“

„Das wollen wir hoffen. In Algier halten wir uns gar nicht auf, sondern fahren gleich weiter über Setif und Krubs nach Hammam Meskoutin. Dort bleiben Sie versteckt bei uns.“

„Nein, mein lieber Louis. Das geht doch nicht. In Hammam Meskoutin könnte man mich trotz meiner Verkleidung erkennen. Es ist besser, ich steige in Bordsch Bu Arreridsch aus und verlasse dort die Bahnlinie. Ich werde unter der Angabe, ich sei Pferdehändler und sehe mich

nach brauchbaren Fohlen um, über Batna nach Tebessa wandern und erst in dieser Stadt wieder die Eisenbahn benützen. Dann habe ich das ganze Gebiet von Hammam Meskoutin umgangen. Es wäre leichtsinnig, jetzt, wo der Anfang so gut gelungen ist, den Erfolg meiner Flucht in Frage zu stellen.“

„Da haben Sie recht. Wie lange glauben Sie zu dem Weg über Batna bis Tebessa zu brauchen?“

„Etwa vier Tage.“

„Also könnten Sie am nächsten Montag in Tunis sein.“

„Wenn ich nicht besonderen Aufenthalt erleide, ja.“

„Ausgezeichnet! Dann reisen wir zusammen von Tunis über Palermo nach Straßburg. Ich kehre nämlich nach Deutschland zurück, um in die deutsche Kriegsmarine einzutreten.“

„Das ist ja herrlich. Aber sagen Sie mir nur, wie sich das alles entwickelt hat?“

Nun erzählte Ludwig ausführlich die Ereignisse der letzten Woche, die beabsichtigte Übersiedelung seiner Familie nach Straßburg und den in Aussicht genommenen Besuch seiner Mutter und Geschwister bei Großvater Ballinger. Er knüpfte die Hoffnung daran, alle überreden zu können, daß sie mit ihm den Weg über Tunis—Palermo wählten, und daß man daher in fünf Tagen gemeinsam Afrika verlassen könne.

„In unserer Begleitung fallen Sie dann gar nicht auf,“ meinte er zum Schluß. „Sie gelten einfach als Familienmitglied.“

Weckerle war über diese Aussicht überglücklich. Wäre der Zug nicht soeben in den Bahnhof von Algier eingefahren, er hätte seinem jungen Freund und Wohltäter am liebsten die Hand geküßt, um seinen heißen Dank auszudrücken. So mußten sie aber wieder ihrer Rolle als einfache Reisende gerecht werden, neue Billets lösen und umsteigen.

Damit ja keine Entdeckung möglich wäre, trat Ludwig allein an den Schalter und kaufte die Billets. Bald darauf saßen beide wieder im Zuge und fuhren in die Nacht hinaus ostwärts gegen Bouira und Setif.

In der Station Beni Mansur mußten sie wiederum umsteigen, da ihr Zug nach Bougie fuhr. Der Zug nach Setif und Hammam Meskoutin stand gegenüber bereit. Ludwig wollte soeben aussteigen,

als der Bahnhofsvorstand rief: „Alle Reisenden werden gebeten, noch zu warten, bis die Gendarmen die Wagen durchgesehen haben.“

In dem Abteil neben unsern Bekannten rief ein Reisender ärgerlich, was es denn gäbe. Der Bahnhofsvorstand kannte ihn und antwortete kurz: „Nichts Besonderes, Herr Darblais, man sucht nur einen desertierten Fremdenlegionär. Aber in dem Zug ist kein Soldat. Sie werden gleich aussteigen können.“

Im Nu drehte sich Ludwig um und sprach hastig zu seinem Begleiter: „Hier, George, halten Sie meinen Überzieher. Ich werde den Gendarmen meine Visitenkarte geben und ihnen überdies sagen, wer wir sind.“

Weckerle hatte sofort verstanden, um was es sich handelte, nahm den Überzieher und stand achtungsvoll hinter seinem jungen Herrn, als die Gendarmen erschienen. Der ältere der beiden trat an die Wagentür, grüßte höflich und bemerkte, als er die beiden Reisenden sah: „Ich bitte um Ihre Namen, meine Herren.“

„Hier haben Sie meine Karte, wenn Sie sie brauchen. Jener ist mein Diener George.“

„Wo kommen Sie her?“

„Von Algier.“

„Und reisen?“

„Nach Hammam Meskoutin.“

„Danke. Ist vielleicht ein Soldat der Fremdenlegion in Ihrem Abteil gereist?“

„Nein. Ich habe keinen gesehen.“

„Danke. Gute Nacht, mein Herr.“

„Gute Nacht.“ Damit begaben sie sich, ohne den Diener zu beachten, zum Nebenabteil. Bald durften die Reisenden den Zug verlassen und den neuen Zug besteigen.

Raum saßen unsere Bekannten auf ihren Plätzen, so atmete Weckerle tief auf und flüsterte: „Ich hätte keinen Tropfen Blut von mir gegeben, so sehr war ich erschrocken. Gut, daß ich nicht antworten mußte! Ich hätte mich sofort verraten. Wie glücklich bin ich, daß Sie mir auch von Tunis weghelfen wollen! Ich glaube, allein wäre ich nicht im stande, meine Flucht fortzusetzen. Aber ich muß sicher in Bordsch

Bu Arreridsch die Bahn verlassen. Es wird sonst zu gefährlich. Wenn ich nur erst wieder bei Ihnen wäre!“

Ludwig verstand die Angst des Legionärs sehr gut. Er wußte ja auch, daß derselbe, wenn er eingefangen würde, so fürchterlichen Strafen und so qualvollen Arbeiten an den Wegebauten in der Wüste entgegen- ging, daß er diese Marter kaum überleben würde. Beide verabredeten nun, daß Beckerle, sobald er in Tebessa angekommen sei, nach Hammam Meskoutin in unauffälliger Weise telegraphieren solle. Dann würden Ludwig und seine Angehörigen am nächsten Morgen in Hammam Meskoutin abreisen, so daß sie am selben Abend zugleich mit dem Legionär in Tunis eintreffen würden.

„Dort treffen wir uns dann abends zehn Uhr an der Ecke der Avenue Bab Djezira und des Boulevard de la Marine.“

„Einverstanden. Gut Glück für Ihren Marsch und auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“

Der Zug hielt in Bordsch Bu Arreridsch, Beckerle stieg aus, und gleich darauf rollte Ludwig in die dunkle Nacht weiter über Setif und El Guerrah nach Hammam Meskoutin. Früh fünf Uhr kam er dort an; anderthalb Stunden später war er zu Hause bei den Seinen.

Ludwig berichtete seine Erlebnisse ausführlich. Herr Kurmann war ganz einverstanden damit, daß sein Sohn dem Deserteur eine so große Summe geliehen hatte. Er übernahm sogar die Schuld, indem er Ludwig zweihundert Franken gab und meinte, er selbst könne besser abwarten als sein Sohn, ob Beckerle einmal in der Lage sei, die Summe zurückzuerstatten. Dagegen stieß Ludwig auf einen unerwarteten und unbefiegbaren Widerstand seines Vaters in Beziehung auf die gemeinschaftliche Reise seiner Familie mit dem Legionär.

„Vater, ich kann aber doch Beckerle jetzt, nachdem ich ihm versprochen habe, mit ihm zu reisen, nicht im Stiche lassen. Er hat mir wiederholt geäußert, wie glücklich er sich fühle, in unserer Gesellschaft die französische Grenze zu überschreiten, da er so sehr aufgereggt sei, daß er fürchte, den erhöhten Schwierigkeiten beim Verlassen des französischen Gebietes nicht gewachsen zu sein. Es wäre doch unrecht, ihm unsere Hilfe nicht bis zum Ende zu gewähren.“

„Ich bin ganz deiner Ansicht, Ludwig. Allein es wäre noch unrichtiger, deine Mutter und deine Geschwister im letzten Jahre unseres Hierseins der Gefahr auszusetzen, daß sie mit der Polizei in Berührung kommen, möglicherweise verhaftet und wegen Begünstigung der Desertion eines Fremdenlegionärs vielleicht monatelang eingesperrt werden. Es könnte sogar sein, daß damit die Erlaubnis unserer Auswanderung verwirkt und uns die Rückkehr nach dem Elsaß unmöglich gemacht würde. Ich kann es unter keinen Umständen zugeben, daß wir uns alle einer solchen Gefahr aussetzen.“

„Aber, Vater, was soll ich denn tun? Ich habe doch gewiß durch mein Versprechen die moralische Pflicht übernommen, den armen Beckerle so gut als möglich zu unterstützen.“

„Ja, das sehe ich ein, und ich bin der letzte, der von dir verlangen würde, etwas zu tun, was ich für unritterlich halten würde. Du hast dein Versprechen etwas voreilig gegeben. Aber nun mußt du es auch halten. Das verlangt die Ehre. Also kann ich dir nur raten, daß du allein mit Beckerle den Weg über Tunis nimmst, während deine Mutter und deine Geschwister über Algier und Marseille reisen.“

Ludwig erkannte gut, daß dieser Entschluß seinem Vater hart genug war. Er dankte ihm daher mit innigen Worten und versprach ihm, so vorsichtig wie nur möglich zu sein, damit alles vermieden werde, was seine Reise nach Deutschland etwa beeinträchtigen könnte. Herr Kurmann antwortete: „Das liegt ja in deinem Vorteil.“

Nun wurde auch beschlossen, die Reise von Frau Kurmann und den Kindern sehr zu beschleunigen, damit sie, wenn irgend möglich, Frankreich oder wenigstens Algerien schon verlassen hätten, ehe Ludwig nach Tunis fahren mußte.

Am dritten Morgen nach dieser Abmachung waren Frau Kurmann und die Geschwister unseres Freundes reisefertig. Am nächsten Tage stiegen sie in Algier auf den Dampfer nach Marseille und befanden sich schon auf der zweiten Hälfte des Seeweges, als in der Ferne bei Hammam Meskoutin eine Depesche einlief, welche lautete: „Alle Einkäufe gut ausgeführt. Ich hoffe morgen abend die bestellte Ware an dem bezeichneten Orte abliefern zu können. Ihr George.“

Nach herzlichstem Abschiede von seinem Vater, der ihm noch verschiedene wohlgemeinte Ratschläge erteilte, verließ Ludwig Montags früh Hammam Meskoutin und fuhr entgegengesetzt wie zwei Tage vorher seine Angehörigen über Souf Arras nach Tunis.

Abends sieben Uhr kam er dort an und stieg einstweilen in dem ihm wohlbekannten Hotel de Paris ab. Nachdem er sich durch eine gute Mahlzeit gestärkt hatte, spazierte er in der großen Avenue de la Marine auf und ab, um sich zu zerstreuen. Vor dem Consulat de France spielte eine Zuavenmusik, und eine Masse von Menschen, Europäer, Araber, Beduinen, tunesische Juden u. s. w. wogten auf und ab. Vergeblich sah sich unser Freund nach allen Seiten um, ob er nicht durch Zufall Beckerle schon jetzt entdecken könnte. Der Legionär war zu vorsichtig gewesen, sich hier zu zeigen, weil es nicht unmöglich erschien, daß ein Zuave, der vielleicht auch in Tongking gedient hatte, ihn wiedererkennen würde.

Punkt zehn Uhr begab sich Ludwig an die bezeichnete Ecke der Avenue Bab Djezira. Er wartete lange vergebens. Araber, Malteser, Italiener und Franzosen gingen vorüber. Beckerle kam nicht. Ludwig wurde immer unruhiger. Nun gab er sein Hin- und Hergehen auf und blieb an der bestimmten Ecke stehen. Da trat ein kleiner Negerknabe, den unser Freund schon wiederholt bemerkt hatte, auf ihn zu und flüsterte leise: „Louis Kurmann.“ Überrascht entgegnete unser Freund: „Der bin ich. Hast du eine Nachricht für mich?“ Der Knabe verstand ihn nicht, erkannte aber an der zustimmenden Bewegung Ludwigs, daß er den richtigen Mann vor sich habe, und gab ihm einen zusammengebogenen Zettel. Unser Freund trat unter eine Laterne, entfaltete das Papier und las mit großer Mühe die sichtlich in höchster Aufregung mit Bleistift geschriebenen Worte:

„Ich wurde erkannt und verfolgt, konnte aber entfliehen. Ich wage mich jedoch nicht auf die Straße. Wollen Sie mich vor Verzweiflung retten, so folgen Sie dem Überbringer. W.“

Sofort bemerkte Ludwig zu dem Negerknaben: „En avant“ und fügte das arabische Wort „Yalla“ (schnell) bei.

Der Knabe schritt nun voraus, unser Freund folgte. Der Weg führte nach dem nur von Arabern bewohnten Nordteil von Tunis, in das Viertel von Bab-el-Souifa. Ein Gewirr von winkligen Gassen

wurde durchschritten. Endlich trat der Negerknabe in ein kleines arabisches Café. Auf den Matten, welche auf dem Lehmboden herumlagen, saßen einzelne Stadtaraber, rauchten ihre Margilehs*) und schlürften aus kleinen Tassen Kaffee. An den Wänden herum kauerten verschiedene Beduinen und Kabylen, rauchten schmutzige Schischehs**) und tranken ebenfalls Kaffee. Der Knabe zeigte auf einen vollständig in einen grauen Burnus verhüllten Beduinen, der die Kapuze so über den Kopf gezogen hatte, daß man sein Gesicht nicht sah. Dann hielt er die offene Hand Ludwig entgegen und verlangte Badschisch***). Unser Freund erkannte im Nu die Lage, gab dem kleinen Neger ein Zwanzigcentimesstück und setzte sich neben den Beduinen. Der nickte stumm wie ein echter Sohn der Wüste mit dem Kopf, reichte dann Ludwig die Hand und drückte sie als Zeichen des Einverständnisses und des innigsten Dankes. Erst als der junge Mann den ihm von einem arabischen Diener gereichten Kaffee genommen hatte, neigte sich Weckerle zu ihm und flüsterte ihm zu: „Ich bin todunglücklich. Ich kann nicht mit Ihnen und den Ihrigen abreisen, denn in der Agentur der italienischen Dampfschiffsgesellschaft stand ein Zollwächter, der mit mir in Tongking bei der Fremdenlegion als Unteroffizier gedient hatte und mich sofort erkannte. Er mußte auch von meiner Flucht benachrichtigt sein, denn als er mich sah, stürzte er auf mich zu, rief: „Ah, da ist ja der Deserteur Weckerle!“ und wollte mich festnehmen.“ — Er seufzte auf und fuhr dann fort: „Ich entfloh schleunigst und rannte, verfolgt von dem Zollwächter und einem sich anschließenden Gendarmen, planlos der Stadt zu. Die Angst muß mir Flügel gegeben haben, denn meine Verfolger blieben hinter mir zurück, und in dem Gewirr der kleinen Straßen haben sie mich aus den Augen verloren. Ich rannte immer zu und kam auf den Platz der Karawanenerei an der Porte Djedid. Dort kaufte ich schnell von einem Beduinen diesen schmutzigen Anzug, zog mich in einer dunkeln Gasse um und wanderte dann langsam und vorsichtig in die Stadt zurück. Als ich in diese Gasse kam, sah ich, daß gerade eine Patrouille aus dem Kaffeehaus hier, das sie wahrscheinlich nach mir durchsucht hatte, herauskam und in entgegengesetzter

*) Bessere Wasserpfeife mit Glas und Gummischläuchen.

**) Gewöhnliche Holzwasserpfeife.

***) Trinkgeld.

Richtung abzog. Nun fühlte ich mich hier am sichersten, trat ein und saß schon seit zwei Stunden auf derselben Stelle.“

„Was wollen wir aber jetzt beginnen?“ fragte Ludwig dazwischen.

„Wenn ich das wüßte! Der italienische Dampfer, der nur alle acht Tage nach Pantelleria und Sicilien fährt, verläßt heute nacht zwei Uhr die Bahia, das ist der große Salzsee vor Tunis. Ich kann aber, selbst wenn Ihre Frau Mutter, Sie und Ihre Geschwister es wagen würden, mich mitzunehmen, keinesfalls an Bord gehen, denn ich bin überzeugt, daß der Zugang zum Dampfer so streng bewacht wird, um auf mich zu fahnden, daß an ein Durchkommen nicht zu denken ist. Selbst wenn ich ungesehen an Bord käme, hat das keinen Wert, weil ja der Dampfer noch unter der französischen Gerichtsbarkeit steht, solange der Lotse an Bord ist. Sicher untersucht man nach der Abfahrt das ganze Schiff nach mir. Der Lotse verläßt den Dampfer erst im Golf von Tunis und zwar in der Höhe von Sidi-Bu-Said. Dann, auf dem offenen Meere, beginnt die italienische Gerichtsbarkeit. Dann erst wäre ich gerettet.“

„Also müssen wir den Dampfer außerhalb der Linie Sidi-Bu-Said besteigen.“

„Ja, wenn das möglich wäre!“ Der arme Flüchtling seufzte tief auf.

„Warum sollte es nicht möglich sein?“

„Wie meinen Sie das? Sie können doch nicht daran denken, den Dampfer auf offenem Meere zu erreichen?“

„Warum denn nicht, Weckerle? Man muß nur nicht gleich den Mut verlieren. Ich kann Ihnen beistehen, denn ich bin allein. Meine Angehörigen reisten schon vor drei Tagen über Algier und Marseille, und ich kam nur aus dem Grunde hierher, um Ihnen zu helfen.“

Überwältigt von Dankgefühlen vergaß Weckerle ganz seine Rolle als Beduine, erfaßte und drückte die rechte Hand Ludwigs mit einer für einen Araber ganz undenkbaren Lebhaftigkeit und wollte noch Dankesworte äußern.

Kurmann bemerkte aber schnell: „Vergessen Sie nicht, daß Sie als Beduine erscheinen müssen. Bleiben Sie still und hören Sie zu. Jetzt ist es noch nicht elf Uhr. Wenn wir sofort an die Bahia gehen, so finden wir leicht einen Fischer oder Schiffer, der sich durch das An-

gebot von fünfzehn bis zwanzig Franken überreden läßt, uns in seinem Segelboot durch die Bahia und den Kanal in den Golf von Tunis und in letzterem so weit hinaus zu bringen, daß uns der italienische Postdampfer erst außerhalb der Linie von Sidi-Bu-Said erreicht. Der Dampfer verläßt ja erst, wie Sie sagten, um zwei Uhr den Kai von Tunis, muß in der Bahia ungemein langsam fahren und wird also nicht vor vier Uhr früh jene Linie erreichen. Der Wind ist günstig, denn in der Avenue wehte es ziemlich heftig vom Land her gegen die See. Daher können wir, wenn alles gut geht, schon um drei Uhr in der Höhe von Sidi-Bu-Said anlangen. Dort kreuzen wir, bis der Dampfer erscheint.“

„Und wenn uns die Zollwächter beim Verlassen der Bahia anhalten?“

„Dann rudern wir trotz ihrer Rufe durch. Kurz vor dem Kanalaustritt reffen wir die Segel, rudern still, so daß uns in der Dunkelheit niemand sieht und hört, und wenn sie uns doch entdecken, dann heißt es eben so schnell hinausrudern, daß sie uns nicht erwischen, hierauf das Segel wieder hochziehen und einfach davonsegeln.“

„Das ist leicht gesagt, aber es kann große Gefahr bringen. An mir liegt wahrhaftig nichts. Und mir sollte es auch gleich sein, wenn die Douaniers schießen und mich treffen. Aber Sie darf ich nicht einem solchen Schicksal aussetzen. Also es geht nicht. Das heißt, ich wage es allein, und Sie fahren um zwei Uhr mit dem Dampfer hier ab.“

„Wo denken Sie hin, Weckerle! Halten Sie mich für so feig, daß ich einen Kameraden im Notfall verlasse, weil ein bißchen Gefahr dabei sein kann? Da kennen Sie mich schlecht. So betrügt sich ein zukünftiger deutscher Seeoffizier doch nicht. Also wir fahren zusammen, und zwar gleich. Wir dürfen keine Minute versäumen. Entgegenen Sie nichts mehr, sondern denken Sie an Ihre Rolle als Beduine, der von mir zu irgend etwas angenommen ist und mir nun zu folgen hat.“

Mit diesen Worten stand er auf, zahlte den Kaffee und verließ das Lokal. Weckerle blieb nicht anderes übrig, als einfach ihm zu folgen.

Sie nahmen noch im Hotel de Paris das Handgepäck Ludwigs mit, und eine Viertelstunde später standen sie in der Dunkelheit am Hasen der kleinen Fischer- und Schifferboote unten an der Bahia

Achtes Kapitel.

Kein Mensch begegnete ihnen, kein Mensch hielt sie auf. Durch die Meldung des Zollwächters, der Weckerle erkannte, war die Nachricht von der Anwesenheit des Deserteurs, dessen Flucht man schon vorher durch eine Depesche an alle Küstenplätze mitgeteilt hatte, auch in Tunis bekannt gemacht worden. Nun sammelten sich Zollwächter und Gendarmen in der Nähe des Dampfschiffkais, weil man als sicher annahm, der Legionär werde mit dem italienischen Dampfer um jeden Preis zu entkommen suchen. Versäumte er diesen, so konnte er ja acht Tage lang die Küste von Tunis nicht mehr verlassen, und so lange würde er wohl nicht wagen, sich in der Stadt zu verbergen, um so mehr, da er ja beim nächsten Dampfer die gleichen Nachforschungen erwarten mußte. Also untersuchte man jeden an Bord gehenden Reisenden, ja sogar jedes größere Gepäckstück und unterwarf die Umgebung des Dampferkais genauester Aufsicht. An den Hasen der kleinen Fischer- und Küstenboote dachte niemand, da niemand glaubte, der Deserteur habe Mittel genug, um ein eigenes Boot zu mieten. Wohin sollte er auch mit einem Segelboot gelangen! Und wie sollte er durch die äußere Kette der Zollwächter bei La Goulette hindurchkommen!

Daher hatten Ludwig und Weckerle hier freie Hand. Bald entdeckten sie ein Boot, das ihnen für das Unternehmen geeignet erschien. Sie weckten die beiden nach arabischer Sitte in ihrem Boote schlafenden Fischer und begannen mit ihnen zu unterhandeln. Endlich erklärten sich beide gegen das Angebot der für dortige Verhältnisse sehr hohen Summe von fünfundzwanzig Franken bereit, den Versuch zu wagen. Man verlud den Handkoffer von Ludwig, dieser und Weckerle stiegen ein, die beiden Araber hißten ihre Segel, einer nahm das Steuer, der andere ergriff

einen Stecken und stieß das Boot vom Ufer ab; bald blähte der ziemlich heftige Landwind die Segel, die abenteuerliche Fahrt begann.

Es war eine nicht sehr dunkle Nacht. Wenn auch kein Mond leuchtete, so glitzerten doch die Sterne, so daß man ganz gut etwa hundert Meter weit sehen konnte.

Ludwig beobachtete die Segel und meinte zu Beckerle: „Wir haben Glück. Der Wind ist so stark, daß wir nur so dahin fliegen. Auf diese Art werden wir die Bahia in einer Stunde durchsegeln.“

„Das ist richtig. Aber es ist zu hell. Wenn wir nur schon glücklich durch die Posten der Zollwächter hindurch gekommen wären!“

„Es wird schon gehen. Mit dem Kühnen ist das Glück!“

„Wir wollen es hoffen.“

Nun segelte man flott ostwärts. Der Wind blies aus Südsüdwest und frischte immer mehr auf, je mehr man sich dem schmalen Landstreifen, der die Bahia einschließt, näherte. Niemand sprach ein Wort. Über eine Stunde währte diese ruhige Fahrt. Jetzt erkannte man das grüne und das rote Licht, welches den Durchstich jener Landzunge und damit den für die Seeschiffe ausgebaggerten Kanal bezeichnete. Das Herz klopfte unsern beiden Freunden doch sehr lebhaft. Auf der Landzunge zu beiden Seiten des Kanals mußten die Zollwächter stehen. Lautlos jagte das Boot auf die Lichter zu. Nur das durch den scharfen Bug durchschnitene Wasser schäumte etwas, spritzte in die Höhe und fiel leise plätschernd zurück. Plötzlich rauschte es vor dem Segel, eine langgestreckte Wolke erhob sich vor dem Boot aus dem Wasser und verschwand in der Dunkelheit in der Luft. Man hörte noch lange ein eigentümliches zischendes Geräusch.

„Flamingos,“ erklärte einer der Araber. Damit beruhigten sich Beckerle und Kurmann, welche ziemlich erschrocken waren. Sie wußten, daß diese Wasservögel sich nach Tausenden in der Bahia aufhalten. Man war eben auf einen Schwarm derselben gestoßen und hatte sie aufgeschreckt.

Nunmehr kam man den Kanaleingangslichtern immer näher. Einer der Araber bemerkte, es sei besser, jetzt die Segel zu reffen und zu rudern. Man bleibe dann leichter unbemerkt, besonders weil der Wogengang ein ziemlich hoher sei und außen im Golf jedenfalls sehr bedeutend werde.

Die beiden Flüchtlinge waren einverstanden. Die Araber holten die Segel nieder, legten den Mast um und begannen zu rudern. Ihrem Räte gemäß legten sich Kurmann und Weckerle flach auf den Boden des Bootes, so daß man sie auch unter dem Schein der Kanal-Laternen nicht sehen konnte. Jetzt ruderten die Araber in den Kanal und in diesem dem Golf zu rasch vorwärts.

Unseren Freunden kam die Zeit wie eine Ewigkeit vor. Nach ihrer Schätzung mußten sie nun mitten in der Kanalöffnung sein. Richtig, da traf von rechts ein grüner und von links ein roter Schimmer den Bootsrand. Die Araber hielten sich von beiden Landzungen gleich weit entfernt und ruderten genau in der Mitte des Durchstiches dem Golf zu.

Den Reisenden, besonders aber Weckerle, pochte das Herz, als ob es zerspringen wollte. „Noch zwei Minuten,“ flüsterte Ludwig dem hart neben ihm liegenden Legionär ins Ohr, „und wir sind durch.“

Da klang es plötzlich laut vom Lande her durch die Nacht:
„Qui vive?“

Kurmann rief sofort den Arabern in ihrer Sprache zu: „Rudert, was ihr könnt. Ich zahle jedem zehn Franken extra.“

Die Leute strengten ihre äußersten Kräfte an, und einer schrie nach dem Lande hinüber: „Pêcheurs arabes de Tunis!“

Das Boot flog teils durch die Ruder, teils durch den von Sekunde zu Sekunde stärker fühlbaren Wind getrieben dahin. Nun verschwanden die Lichtschimmer, die Meereswogen wurden schon deutlich empfindbar.

„Gott sei gedankt, wir sind im freien Golf.“

Da ertönten neue, wegen des Windes aber nur undeutlich vernehmbare Rufe vom Lande her. Ludwig hatte sie jedoch verstanden. „Sie verlangen, daß wir umkehren.“ Schnell fügte er auf Arabisch hinzu: „Rudert, was ihr könnt. Fünfzehn Franken jedem Zulage, wenn wir glücklich außen sind.“

Die Araber strengten sich fast übermenschlich an. Sie waren ja stets gern dabei, wenn es galt, den Franzosen einen Streich zu spielen.

Mit einem Male krachten zwei und gleich darauf etwa zehn oder zwölf Schüsse zugleich.

Wortlos sank der eine der Araber in das Boot. Eines seiner Ruder war den Händen entglitten und fiel ins Meer. Eine neue Salve von

vielleicht zwanzig Schüssen krachte vom Lande her. Da brach auch der zweite Araber zusammen und rutschte stöhnend und jammernd auf den Boden des Bootes. Dieses wurde vom Winde zwar vorwärts dem offenen Meere zugetrieben, aber auch gedreht und kam so schräg auf die immer höher gehenden Wogen zu stehen, daß es jeden Augenblick umzuschlagen drohte. Da sprang Beckerle in die Höhe, erwischte gerade noch das dem verwundeten Araber entsinkende Ruder, setzte es ein und stellte das Boot mit Ausbietung seiner äußersten Kraft wieder senkrecht auf die Wogen. Ludwig wollte sich auch erheben und ihm beistehen. Der Legionär rief ihm aber im schärfsten Kommandoton zu: „Bleiben Sie liegen, Louis! Ich befehle es. Gehorchen Sie sofort, oder ich gebe alles verloren und werfe das Ruder ins Meer.“

Wie gut das war, zeigte sich sogleich. Eine neue Salve krachte vom Lande her. Wie vom Blitz getroffen sank Beckerle rückwärts über die Ruderbank hinab. Nun hielt es Ludwig nicht länger. Er sprang auf und wollte seinem Freunde helfen. Da war aber dieser schon wieder in die Höhe und rief: „Nieder, Louis! Nieder! Gehorchen Sie sofort.“

„Nein. Sie sind verwundet.“

„Ich weiß es nicht. Ich fühle nichts. Ich kann rudern. Legen Sie sich nieder, oder, bei Gott! ich wende das Boot nach dem Lande zurück.“

Da gab Ludwig nach und legte sich wieder nieder.

Weckerle ruderte wie wahnsinnig, der Wind heulte und jagte das Boot seewärts, jetzt sah man nur noch die beiden Laternen, aber vom Lande nichts mehr. Da blitzte es abermals durch die Dunkelheit, man vernahm das Krachen der Salve, aber man hörte kein Zischen und Pfeifen von Geschossen mehr; diese mußten in der Dunkelheit anderswohin geflogen sein.

Der Legionär ruderte mit unverminderter Kraft weiter. Nach wenigen Minuten war man sicher so weit vom Lande entfernt, daß nichts mehr von den Zollwächtern zu befürchten stand.

„Jetzt, Louis, richten Sie sich auf und sehen Sie nach den Arabern. Ich werde das Boot so halten, daß wir nicht kentern.“

Ludwig erhob sich und fühlte mit der Hand, wo die Araber lagen. Dann rutschte er neben sie und betastete sie. Der eine rührte sich nicht.

Er war tot. Der andere stöhnte leise und drückte beide Hände auf die Brust. Er mußte schwer verwundet sein. Ludwig fragte ihn, wie er ihm beistehen könne.

„Wasser, Wasser.“

Nach wiederholtem Fragen brachte unser Freund heraus, daß sich in dem Kasten am Bug ein Fäßchen mit Süßwasser befinde. Er holte es, entnahm mit seiner hohlen Hand etwas Wasser und flößte es dem Araber ein. Freilich wurde dabei etwa zehnmal soviel ausgeschüttet. Der Verwundete fühlte sich aber gekräftigt und murmelte nun in abgerissenen Worten: „Mast aufstellen. — Segel auf halbe Höhe heißen. — Boot vor dem Wind halten, sonst schlagen wir um.“

Das war nun sehr schwer. Ludwig verstand vom Segeln gar nichts. Beckerle hatte zwar in Tongking wiederholt Gelegenheit gehabt, das Segeln zu beobachten, auch wohl an kleinen Segelpartien mit Kameraden teilgenommen und selbst zugegriffen, aber ein gewandter Segler war er auch nicht. Jetzt durfte er überdies die beiden Ruder, die er an und für sich nur mit äußerster Mühe handhaben konnte, keine Sekunde loslassen, sonst drehte sich das Boot wegen des heftigen Seitenwindes, man kam parallel mit dem Ramm auf eine Welle zu stehen und lief Gefahr, zu kentern. Daher gab sich Ludwig die größte Mühe, den ziemlich schweren Mast allein aufzurichten. Die ersten Versuche mißlangen. Nun ließ Beckerle in einem Augenblick, in dem sich das Boot gerade in einem Wellentale befand, schnell die Ruder los, griff zu, und der Mast stand. Hierauf mußte das Segel geheißt werden. Wenn das auch nicht so gewichtig war wie der Mast, so verursachte es doch unserem Freunde ganz bedeutende Schwierigkeiten, es halb hoch zu ziehen, weil sich der Wind sofort in dem Tuch fing und Ludwig wiederholt zur Seite geschleudert wurde. Einmal wäre er sogar beinahe aus dem Boot geworfen worden. Endlich gelang es. Im Nu stürzte Beckerle an das Steuer, ergriff es und gab dem Boot die richtige Stellung.

„Louis, festhalten! Ziehen Sie das Seil etwas an! Schlingen Sie es einmal um eine Bank. So, jetzt setzen Sie sich so, daß Sie, wenn ich Ihnen zurufe, anziehen oder nachlassen können. Gut so! Anziehen! Jetzt fest halten! Gut!“

Nun flog das kleine Boot, trotzdem das Segel nur auf die halbe

Höhe gezogen war, wie ein Pfeil dahin. Es hielt sich aber von nun an viel ruhiger als beim Rudern, durchschnitt glatt die Wellen, stampfte zwar heftig auf und ab, verlor aber die vorher so gefährlichen Seitenschwankungen fast ganz. Das kam daher, daß Weckerle das Boot genau vor dem Wind hielt und an nichts anderes dachte, als vorwärts zu kommen und die Wellen nur senkrecht zu durchschneiden. Von der Wahl einer bestimmten Richtung war ja schon aus dem Grunde keine Rede, weil man nichts sah, nicht die geringste Spur entdeckte, wo sich das Land befand, und nur wußte, daß der Wind von Südsüdwest her kam, man also jetzt in nordnordöstlicher Richtung segelte. Das war aber auch die Richtung, welche man nehmen wollte, denn Ludwig wußte von seiner Erfahrung genau, daß das italienische Postschiff die weit vorgestreckte Landzunge von El Nouvaria, welche den Golf von Tunis im Osten einfaßt, umfahren, also durch den Golf selbst in nordöstlicher Richtung dampfen mußte. Er über sah nur, daß das kleine Boot nicht nordöstlich, sondern nordnordöstlich segelte, also mit jeder Minute von der Dampferkurslinie mehr abkam. Auch hatten weder er noch Weckerle eine genaue Vorstellung, wie groß eigentlich die Geschwindigkeit ihrer Fahrt war, und ob sie nicht infolge des starken Windes einen so bedeutenden Vorsprung gewannen, daß sie schließlich über den Golf von Tunis hinauskämen, ehe sie der Dampfer eingeholt hätte. Alle diese Bedenken gingen ihnen durch den Kopf, aber keiner wagte seine Sorge dem anderen zu äußern. Es hätte ja auch nichts geholfen, denn man konnte weder die Richtung des Bootes, noch seine Geschwindigkeit ändern; man mußte sich eben dem Zufall wenigstens so lange überlassen, wie die Dunkelheit anhielt. So flogen sie also stumm auf dem aufgeregten Meere dahin. Ludwig hielt die Leine des Segels, Weckerle steuerte. Der Verwundete stöhnte hie und da und bat um Wasser. Nachdem aber unserm Freund einmal beim Versuche, ihm Wasser zu geben, fast die Segelleine aus der Hand geglitten wäre, gab er es auf, den Araber zu laben, und letzterer hörte dann von selbst auf zu klagen und zu stöhnen. Unheimliche Ruhe herrschte im Boote.

Auf die Frage Ludwigs: „Weckerle, sind Sie denn wirklich nicht verwundet?“ antwortete dieser:

„Nein. Ich empfinde zwar Schmerz außen auf der Brust. Aber ich fühle kein Blut, obwohl ich mich betastet habe, und vermag auch voll-

ständig frei zu atmen, so daß ich keineswegs eine innere Verletzung erhalten haben kann. Wahrscheinlich hat mich ein abgeschossenes Stück des Mastes oder eines Ruders getroffen und umgeworfen. Das werden wir bald sehen, denn der Sonnenaufgang kann nicht mehr lange auf sich warten lassen. — Sehen Sie denn noch nichts von den Lichtern des Dampfers?“

„Nein. Ich sehe gar nichts.“

„Na, das schadet nichts, denn jetzt in der Dunkelheit könnten wir uns doch nur schwer bemerkbar machen. Später sehen wir den Dampfer und umgekehrt dessen Leute uns viel leichter.“ Nun segelten sie wieder stumm weiter.

Ofters blickten Ludwig und Weckerle nach allen Seiten und suchten nach den Lichtern des Dampfers. Vergebens. Da entstand in ihrem Innern das Gefühl der Sorge. Ein Gespenst tauchte in ihren Seelen auf, und das wuchs von Sekunde zu Sekunde. Wenn sie das Schiff verfehlen würden! Was dann!!

Aber keiner wagte seine trüben Gedanken dem anderen mitzuteilen. Sie segelten immer stumm weiter.

Da tauchte zur Rechten der erste rotleuchtende Strahl empor, der die aufgehende Sonne verkündete. Er zauberte Tausende und aber Tausende von herrlichen Streiflichtern auf die nun deutlicher erkennbaren weißen Kämme der Wellen. Die beiden Flüchtlinge hatten jedoch dafür kein Auge. Sie forschten und suchten nach dem Dampfer. Immer vergebens!

In jenen Breitengraden gibt es keine lange Dämmerung. Nach wenigen Minuten erhob sich die Sonne aus der blauen Flut, und bald, sozusagen im Handumdrehen, ward es heller, klarer Tag.

Da stieg das Boot auf eine etwas höhere Welle als die anderen. Man hatte einen weiteren Umblick.

„Dort, Weckerle, sehen Sie, dort ist der Dampfer!“

Auch der Legionär sah sich um und erkannte die Wahrheit der Worte Ludwigs. Vom Dampfer selbst sah man zwar nichts. Aber an einer gegen den Himmel strebenden schwarzen Rauchwolke erkannte man, daß er dort fahren mußte.

„Wo ist das Land?“

Beide forschten nach allen Seiten. Sie erblickten überall nichts als

Wogen und Himmel, weiße Wellenkämme um sich und weiße Wolken über sich; vom Lande aber keine Spur.

„Weckerle, wir sind schon außerhalb des Golfs, wir segeln im freien Mittelländischen Meer.“

„Das macht nichts. Der Dampfer wird uns bald eingeholt haben.“

„Nein, Weckerle. Der holt uns nicht ein. Der biegt ja außerhalb des Golfes gerade östlich ab, weil er nach der Insel Pantelleria fährt, ehe er nach Sicilien zurückkehrt. Sehen Sie nur, die Rauchwolke erscheint schon jetzt mehr rechts rückwärts von uns als vorher. Wir müssen rechts steuern.“

Der Legionär drehte das Steuer, das Boot wendete sich ostwärts, ein Windstoß erfaßte das Segel und drückte das ganze Boot so nieder, daß es umgeschlagen wäre, wenn nicht Ludwig auf den entsetzten Ruf Weckerles „Loslassen!“ das Seil ausgelassen und damit das Segel freigegeben hätte. Nun mußte das flatternde Segel wieder gefangen und festgehalten werden.

„Sehen Sie einmal, ob Ihnen der verwundete Araber nicht helfen kann.“

Ein Blick nach dem unter der Bank liegenden Fischer brachte unserm Freunde eine schreckliche Aufklärung.

„Weckerle, der Mann ist auch tot.“

Unwillkürlich starrte Ludwig beide Tote mit entsetzten Blicken an. Aber der Legionär riß ihn aus seinen Gedanken. „Das Seil, Louis! Fangen Sie das Seil, sonst schlagen wir um.“

Endlich gelang es. „Nun ziehen Sie es doppelt so stark an als vorher. Dann können wir nach rechts steuern.“

Es geschah, Weckerle drehte das Steuerruder, das Boot gehorchte dem Druck und nahm östlichen Lauf.

Stumm segelten beide Freunde wieder einige Zeit fort. Das Boot schwankte viel mehr als vorher, weil es jetzt nicht mehr senkrecht, sondern fast parallel zu den Wellen stand. Manchmal neigte es sich, als ob es umschlagen müßte. Weckerle und Kurmann lehnten sich aber soweit als möglich über den entgegengesetzten Bootsrand hinaus, bildeten auf solche Weise ein Gegengewicht und segelten weiter. Einmal schlug eine Welle über den Rand und durchnäßte beide bis auf die Haut.

„Soll ich ausschöpfen?“

„Nein, das macht nichts. Nur das Segel festhalten, damit wir vorwärts kommen. Jede Sekunde ist kostbar.“

Jetzt tauchte der Rauch des Dampfers genau rechts vom Boote auf. Aber das Postschiff mußte sehr entfernt sein, denn man sah vom Schiff selbst gar nichts, und auch die Rauchsäule erschien kleiner als vorher. Nach und nach schob sich diese Säule immer mehr rechts vorwärts.

Da drang der unheimliche Gedanke in die Seele der beiden Flüchtlinge: Der Dampfer hat schon den östlichen Kurs genommen; wir fahren also parallel mit seiner Linie, und dann ist es durchaus unmöglich, ihn einzuholen und je zu erreichen.

Beide starrten wortlos über die Flut. Die Rauchsäule verschob sich immer mehr nach vorwärts und wurde von Minute zu Minute kleiner. Nun erschien sie ganz vorn rechts. Bald darauf sah man nichts mehr von ihr.

Jetzt wandte sich Beckerle zu seinem Genossen und sprach mit tonloser Stimme: „Louis, es ist aus. Wir können den Dampfer nie und nimmermehr erreichen.“

„Ich weiß es schon lange, Beckerle.“

„Aber was nun?“

Beide schwiegen; beide wußten keinen Rat.

Endlich meinte Beckerle: „Ob wir versuchen, nach Afrika zurückzukehren?“

„Keinesfalls!“ antwortete Ludwig Kurmann sofort. „Das wäre ja Ihr sicherer Tod. Und mich würden die Franzosen wegen der Beihilfe zu Ihrer Flucht auch nicht gerade sehr freundlich behandeln. Auch halte ich ein Kreuzen gegen diesen Wind für unmöglich, denn Sie sind gewiß auch kein besonders geübter Segler. Also eine Rückkehr ist ausgeschlossen. Es handelt sich nur darum, wo wir hinsteuern wollen.“

„Dann halte ich es für das beste,“ meinte der Legionär, „wir stellen das Boot wieder gerade vor den Wind. Da läuft es wenigstens am schnellsten. Gerade vor uns in nördlicher Richtung muß doch Sicilien liegen! Hoffentlich erreichen wir die Insel, ehe der Wind noch stärker wird, und ehe wir verhungert oder verschmachtet sind.“

„Einverstanden. Steuern Sie nordwärts gegen Sicilien!“

Das Boot wurde wieder gewendet, Ludwig ließ die Segelleine etwas nach, man fuhr wieder senkrecht durch die Wellen. Darum schwankte das Boot weniger, und beide Freunde brauchten nicht mehr so ununterbrochen auf Segel und Boot zu achten.

Ihr Gedanke war ganz gut und versprach Erfolg zu bringen. Bei der großen Schnelligkeit, mit der sie dahin segelten, hätten sie Sicilien in sechsunddreißig bis vierzig Stunden erreichen können. Aber sie täuschten sich in einer Hauptsache. Sicilien lag nicht nördlich vom Golf von Tunis, sondern ostnordostwärts. So, wie das Boot dahinjagte, mußte es westlich an Sicilien vorbeikommen und gerade in das westliche Tyrrhenische Meer gelangen. Es hielt jetzt genau die Richtung auf Neapel. Bis dahin waren es in der Luftlinie über fünfhundert Kilometer. Angenommen, das Meer wurde nicht noch unruhiger, so daß sich das kleine Boot wirklich auf den Wellen halten konnte, der Wind ließ aber auch nicht nach, so daß es dieselbe Schnelligkeit wie bisher behielt, so brauchte es bis zur Küste Italiens immer etwa dreiundeinhalb bis vier Tage. Das überlegten aber die beiden Freunde gar nicht, denn sie nahmen fest an, sie steuerten auf Sicilien zu.

„Louis, wollen Sie nicht einmal nach den Arabern sehen! Vielleicht liegt einer doch nur in Ohnmacht, und wir können ihm noch helfen.“ Bald überzeugte sich unser Freund aber, daß bei beiden jede menschliche Hilfe vergebens sei; sie waren und blieben tot. Trotzdem sprengte Ludwig ihnen Seewasser ins Gesicht. Aber auch das hatte natürlich keinerlei Erfolg.

„Nach meiner Ansicht ist da wirklich nichts mehr zu machen. Bitte, überzeugen Sie sich selbst, Weckerle.“

„Gut, nehmen Sie das Steuer und halten Sie das Boot nur so, daß die Sonne immer rechts bleibt.“

Sie wechselten die Plätze, und während der frühere Legionär mit der einen Hand die Leine des Segels hielt, betastete er mit der anderen die Araber. Bald mußte er sich selbst überzeugen, sie waren tot.

Nun band er die Segelleine an einer Bank fest. Er konnte dies jetzt wagen, weil der Wind ununterbrochen gleichmäßig weiter wehte, also plötzliche gefährliche Stöße nicht befürchtet werden mußten.

„Ich meine, es ist das Beste, die beiden Toten im Meer zu versenken,“ bemerkte nach einiger Zeit Weckerle.

„Nein, nein,“ antwortete Kurmann. „Wir werden hoffentlich doch heute abend oder morgen früh an der Südküste Siciliens landen. Dann können wir sie dort beerdigen lassen. Wir müssen ihren Tod doch auch den Behörden melden, sonst könnte man glauben, daß wir das Boot gestohlen hätten.“

„Möglich! Aber wenn wir die Toten im Boot behalten und ans Land bringen, dann stehen uns noch größere Schwierigkeiten bevor. Man könnte ja annehmen, wir hätten beide gezwungen, unsere Flucht zu ermöglichen, und hätten sie, als sie sich weigerten, uns weiter zu fahren, einfach erschossen.“

„Wir haben ja keine Waffen bei uns.“

„Die könnten wir nach dem Morde ins Meer geworfen haben. Jedenfalls erwarten uns unzählige Unannehmlichkeiten, vielleicht dauernde Verzögerungen unserer Weiterreise, wenn wir mit den toten Arabern in Sicilien landen. Es ist wirklich besser, wir versenken sie ins Meer.“

„Na meinetwegen. Tun Sie, was Sie für recht halten.“

„Ich werde zuerst untersuchen, ob man nicht ihre Namen feststellen kann und ob sie Wertsachen bei sich haben.“

Er griff in die Taschen der Fischer, entnahm denselben Geldbeutel, Taschenmesser, Tabakstücke zum Rauchen und Taschentücher. Es fand sich aber bei keinem ein Notizbuch oder sonst etwas, was Auskunft über die Namen geben konnte.

Nun war alles bereit, die Toten zu versenken. Beckerle hob einen nach dem andern so auf die Mittelbank des Bootes, daß es nur noch einer geringen Mühe bedurfte, um sie in das Wasser zu werfen.

„Wir wollen für jeden ein Vaterunser und ein Ave Maria beten. Es sind zwar Ungläubige. Aber es kann ihnen vielleicht doch nützen. Wir haben es in Tongking ebenso gemacht, als uns einmal drei Chinesen bei einer Expedition nach einer Insel an Bord starben. Halten Sie nur das Steuer fest.“

Während Ludwig am Ruder sitzen blieb, kniete Beckerle im Boote neben dem einen Araber nieder. Dann beteten beide laut das Vaterunser und den Englischen Gruß. Hierauf erhob sich Beckerle wieder, ergriff den zuerst gestorbenen Araber unter den Schultern, hob ihn über den Bootsrand und ließ ihn mit den Worten: „Gott sei der armen Seele gnädig“

langsam ins Meer gleiten. Der Körper ging unter, tauchte wieder auf und verschwand dann abermals unter den blauen erregten Wogen. Das Boot trieb so schnell vorwärts, daß man den Versenkten auch nicht mehr hätte erblicken können, selbst wenn er abermals aufgetaucht wäre, denn in dem weißen Schaum der brechenden Wellen verschwand alles.

Zum zweiten Male kniete Beckerle nieder, und noch einmal beteten beide Freunde ein Vaterunser und ein Ave Maria und zwar für die Seele des nach seinem Kameraden gestorbenen zweiten Arabers. Einige Minuten später war auch dieser im Meere versenkt. Lautlos segelten die beiden Flüchtlinge weiter. Jeder war mit seinen Gedanken beschäftigt.

Um sich sahen sie nichts als das schäumende Meer, über sich den blauen Himmel, an dem die wenigen Wolken nach und nach ganz verschwanden. Der Wind ließ etwas nach. Aber er blieb stark genug, daß er das Segel voll schwellte, und daß das Boot flott vorwärts kam. Den Kurs hielt Ludwig genau nördlich, indem er anfangs die Sonne stets zur Rechten ließ. Nach etwa einer Stunde löste Beckerle seinen Genossen ab. Von neun Uhr an stellte man das Boot so, daß die Sonne rechts rückwärts stand, denn sie gab ja jetzt südöstliche Richtung an. Auf ähnliche Weise änderten die Segler scheinbar die Richtung immer mehr, so daß sie um zwölf Uhr die Sonne genau im Rücken haben mußten. Mit Hilfe ihrer Uhren und der Sonne konnten sie also ziemlich gut nördlichen Kurs halten; das Boot flog flott dahin, und es wäre alles gut gewesen — wenn Sicilien wirklich genau nördlich von ihnen gelegen hätte!

Während des verhältnismäßig ruhigen Dahinsegelns fiel es Beckerle wieder ein, daß er ja von irgend etwas auf der Brust getroffen worden war. Wie fast immer, wenn man an ein solches Begebnis denkt, bildete er sich nun ein, auch wieder Schmerz zu empfinden. Jetzt konnte er ja nachsehen, was ihm denn eigentlich zugestoßen sei, und darum öffnete er Rock und Weste und fühlte auf seine Brust. Plötzlich rief er in erregtem Ton: „Louis, sehen Sie einmal hierher. Ist das nicht wunderbar!“

„Was denn?“

„Meine goldene Medaille aus Tongking ist eingebogen, und auf meiner Brust erkenne ich deutlich die Madonna abgedrückt. Das Geschloß des Zollwächters muß genau die Mitte der Schriftseite der Münze

getroffen haben. Daher erhielt ich einen so starken Schlag, und es hat sich die Prägung der Rehrseite auf mich übertragen.“

„Das ist wirklich wunderbar. Die Medaille hat Ihnen das Leben gerettet.“

„Die Medaille! Mag sein! Vielleicht war es auch das Gebet meiner Mutter und der über das Goldstück gesprochene Segen des Erzbischofs von Straßburg! Jedenfalls habe ich nun ein Recht, sie meinen Talisman zu nennen. Jetzt bin ich auch fest überzeugt, daß wir gut zurückkommen, denn mein Talisman hilft uns.“

„Wir wollen es hoffen.“

Beide waren durch das kleine Erlebnis wieder zuversichtlicher und munterer geworden.

Ludwig meinte sogar, er empfinde Hunger und Durst.

„Ich auch,“ erklärte Beckerle. „Ich will gleich nachsehen, was sich im Boote vorfindet, denn nun sind wir doch einmal die Erben der beiden Unglücklichen.“

Sofort machte er sich an eine genaue Durchsichtung. Das Ergebnis derselben war sehr wenig befriedigend.

„Ein Süßwassertönnchen, in dem sich vielleicht noch zwei Liter Wasser befinden, und etwa zwanzig geräucherte Sardellen. Das ist alles. Na, es ist immerhin besser als nichts. In Trapani oder Marsala, oder wo wir sonst herauskommen, müssen wir uns eben für den mageren heutigen Tag schadlos halten. Was meinen Sie, Louis —“

„Sagen Sie doch jetzt auch Ludwig zu mir. Ich mag den französischen Namen Louis gar nicht mehr hören.“

„Gut, Sie sollen nur noch Ludwig von mir hören. Also was meinen Sie, wenn wir unseren Vorrat in drei Mahlzeiten teilen. Es sind genau einundzwanzig Sardellen. Sieben zu jeder Mahlzeit. Das ist freilich nicht viel. Aber was hilft es! Es gibt eben nicht mehr.“

„Wollen wir nicht nur zwei Mahlzeiten daraus machen? Heute abend werden wir in Sicilien doch etwas anderes zu essen finden.“

„Einverstanden. Also zwei große Diners, d. h. ein Dejeuner und ein wirkliches Diner. Ersteres besteht aus drei Gängen, letzteres aus fünf. Das Dejeuner werde ich gleich bereitmachen und auftragen.“ Er nahm nun neun Sardellen, reinigte sie und legte dann zwei auf ein Ruder.

„So, das ist der Eingang. Jeder Mann eine Sardelle.“

Lachend ergriff Ludwig und nach ihm Weckerle seine Sardelle an der Schwanzflosse, und jeder verzehrte sie in einem Bissen.

„Nun werde ich abdecken und die Zwischenspeise auftragen.“

Er tauchte das Ruder in das Meer, wischte eine Stelle ab und legte drei neue Sardellen darauf.

„Hier die Zwischenspeise, entrecôte mit Karotten! Jedermann anderthalb Sardellen.“

Beide verspeisten lachend ihre Fischchen.

„Zuletzt das Hauptgericht, Côtelettes du mouton mit pommes de terre frites! Bitte, greifen Sie zu.“

Lustig bot Weckerle seinem Genossen das Ruder mit den frischen Sardellen an, und wiederum verzehrten sie scherzend die geringe Speise.

„So, jetzt einen Schluck echten Brunnen-Chablis. Sie müssen aber so freundlich sein, selbst an das Büfett zu treten, da unsere Kristallgläser bei dem Schwanken des Bootes beschädigt werden könnten. Ich will das Steuer übernehmen.“

„Trinken Sie doch zuerst, Weckerle!“

„Gut. Dann werde ich Sie überhaupt am Steuer ablösen. Vorher muß ich aber die Tafel abdecken.“ Damit tauchte er das Ruder wieder ins Meer und legte es ins Boot. Hierauf trank er vermittelst der hohlen Hand etwas Wasser und übernahm dann die Führung des Steuerb.

„Nehmen Sie sich aber in acht, Ludwig, daß Sie nichts von dem guten Brunnen-Chablis verschütten. Es ist nicht mehr viel in dem Fäßchen, und wenn es recht heiß wird, sind wir über jeden Tropfen froh. Das Diner wollen wir einnehmen, sobald wir die Küste von Sicilien in Sicht bekommen. Ich hoffe, daß dies im Laufe des Nachmittags der Fall sein wird.“ —

Unser Freund trank und setzte sich hierauf auf die Ruderbank. Da der Wind ruhig und gleichmäßig aus Süden weiterblies, hatte man wenig mit dem Segel zu tun. Die Fahrt wurde etwas eintönig, unsere Freunde fühlten doch die Nachwehen der aufregenden durchwachten Nacht, und Ludwig nickte leicht ein. Weckerle ließ ihn schlafen, führte das Steuer und hing seinen Gedanken nach. Sie waren froh und zuversichtlich. Jetzt wußte er sich vor jeder Verfolgung sicher. Endlich war er der

Fremdenlegion mit ihrem entseßlich aufreibenden Dienst entkommen; er war befreit von der Gesellschaft roher ungebildeter, teilweise sogar verbrecherischer Menschen und kam zurück nach der elsässischen Heimat. Was er dort noch erleiden mußte, die Strafe für seine Desertion, eine strenge Nachdienstzeit bei den Husaren, das alles kam ja gar nicht in Betracht gegenüber dem Glück, die Mutter wieder zu umarmen, in die alten gewohnten Verhältnisse zurückzukehren, von neuem mit gebildeten Menschen umgehen zu dürfen und selbst wieder ein ordentlicher, ein geachteter Mensch werden zu können. Es kam vor allem jetzt nur darauf an, nach Sicilien zu gelangen. Dank der außerordentlichen Freundschaft Ludwig Kurmanns besaß er ja die Mittel, von dort aus ohne Aufenthalt die Reise nach Straßburg auszuführen. In drei Tagen konnte er leicht von jeder Stadt Siciliens seine Heimat erreichen. Sein Herz pochte immer lebhafter bei dem Gedanken, schon so bald zu Hause sein zu können, schon so bald die teure Mutter wieder umarmen und küssen zu dürfen. „Wenn wir nur erst in Sicilien wären! Aber in einigen Stunden müssen wir ja die Küste sehen!“ Er blickte über das viel glatter gewordene Meer vorwärts und forschte und spähte. Himmel und Wasser, sonst nichts. Nun sah er nach seiner Uhr. „Zehneinhalb Uhr vormittags! Es ist ja noch unmöglich. Vor drei bis vier Uhr wird nichts zu sehen sein. Also Geduld!“

Nun hielt er sein Steuer fest, das Boot glitt immer ruhiger und leichter durch die blaue Flut, die Wogen rauschten leise, Ludwig war fest eingeschlafen; still zog das kleine Fahrzeug dahin, ein verirrter Vogel auf der weiten endlosen Fläche des Mittelländischen Meeres.

Gegen ein Uhr fühlte sich Weckerle selbst so ermüdet, daß er nicht mehr im stande war, die Augen aufzuhalten. Die Sonne, die glühende Sonne des Südens sandte ihre heißesten Strahlen gerade auf den schutzlos im Rückteil des Bootes sitzenden Steuermann, das fortwährende Aufmerken auf die Fahrtrichtung und die Bewegung des Bootes, sowie die Unmöglichkeit, sich selbst etwas rühren zu können, waren die Ursache, daß Weckerle, als seine Uhr endlich fast zwei Uhr zeigte, einfach nicht mehr konnte. Er weckte daher Ludwig, und dieser übernahm sofort das Steuer. Dafür legte sich ersterer im Schatten des Segels der Länge nach auf den Boden des Bootes.

„Wecken Sie mich, Ludwig, wenn nur die geringste Verstärkung

des Windes oder sonst eine Änderung eintritt, oder sobald Sie die Küste von Sicilien entdecken.“

„Ich werde Sie schon wecken. Jetzt schlafen Sie aber.“

Weckerle machte die Augen zu, und gleich darauf konnte man an seinen regelmäßigen tiefen Atemzügen erkennen, daß er fest schlief.

Auch die Gedanken unseres Freundes, während er nun allein durch das unübersehbare Mittelmeer dahinsagelte, waren heiter und zuversichtlich. Er empfand jenes befriedigende Gefühl, das stets die Folge einer guten Tat ist. Er freute sich, den armen Legionär einer trostlosen Lage entrissen und ihm eine hoffnungreiche Zukunft eröffnet zu haben. Ferner hatte die gegenwärtige einsame Fahrt durch das Meer so viel Abenteuerliches und Aufregendes, daß er darüber die kleinen Unannehmlichkeiten der geringen Nahrung und der Hitze gar nicht empfand. „Abends werden ja diese geringen Mühseligkeiten überwunden sein. Also vorwärts nach Norden, nach Sicilien!“

Zwei Stunden waren vergangen. Nichts hatte sich geändert; nur der Wind war schwächer geworden. Aber er genügte vollständig, um das leichte Boot in flotter Fahrt vorwärts zu bringen, das Segel blieb immer geschwellt, vor dem Bugspriet spritzten die durchschnittenen Wellen zischend zur Seite, die Fahrt als solche ließ also nichts zu wünschen übrig. Ludwig stellte das Steuer so, daß die Sonne das Boot jetzt von links rückwärts traf. Sie mußte ja um drei Uhr in Südwesten stehen; seine Uhr zeigte aber schon vier Uhr.

„Sicilien, wo liegt denn nur das Sicilien?“

Er spähte und spähte und sah nichts. Himmel und Meer, wohin er den Blick wandte, nichts als Himmel und Meer. Nach und nach kam wieder das Gefühl der Sorge in seine Seele. „Weckerle hat gemeint, zwischen drei und vier Uhr könnten wir die Küste erblicken. Die Uhr zeigt schon halb vier Uhr. Wenn wir die Insel verfehlen würden!“

Mit diesem Gedanken hatte sich ein Gespenst auf seine Brust gelegt und drückte von Minute zu Minute stärker gleich einem Alp auf ihn. Sein Genosse schlief ruhig weiter.

„Ob ich ihn wecke!“

„Es hilft ja nichts. Er kann auch nicht mehr sehen als ich.“

Nun sah er wieder seine Uhr nach und überlegte dann die Fahrtrichtung. Die Sonne stand beinahe links vom Boot.

„Wir segeln gerade nördlich. Ich habe keinen Fehler gemacht.“

Abermals spähte er vorwärts, rechts und links. Keine Spur von Land ließ sich sehen. Einige Zeit hielt er noch aus. Dann konnte er sein Angstgefühl nicht mehr beherrschen.

„Fünf Uhr! Jetzt wecke ich ihn.“ Laut rief er: „Weckerle!“

Im Nu war dieser in die Höhe.

„Soll ich zugreifen? Fehlt etwas?“

„Nein. Aber ich kann es nicht länger verschweigen. Ich fürchte, wir haben Sicilien verfehlt.“

„Wieso? Sehen Sie noch nichts?“

„Nichts.“

Nun zog Weckerle auch seine Uhr hervor, verglich die Zeit mit dem Stand der Sonne, beobachtete die Richtung der Fahrt und blickte dann aufmerksam vorwärts.

Himmel und Meer, sonst nichts.

Nach einiger Zeit meinte er: „Der Wind hat sehr nachgelassen. Wahrscheinlich sind wir noch weiter zurück, als wir annahmen. Wir wollen doch etwas mehr nach Nordost halten. Ach, in einer Stunde werden wir sicher das Land sehen.“

Er sagte dies aber mehr zu seines Freundes Beruhigung, als in der festen Überzeugung von der Wahrheit seiner Worte.

Stumm segelten beide noch etwa eine halbe Stunde weiter. Die Sonne stand jetzt ganz tief am Rande des Meeres, in wenigen Minuten mußte sie vollständig verschwunden sein. Der Himmel leuchtete wieder in jenen wunderbaren goldenen, rotglühenden und lila Tönen, welche unseren Freund damals, als er von Algier abfuhr, so sehr begeistert hatten, und das Meer glänzte in den herrlichsten Farben vom tiefsten Blau bis zum feurigsten Rot. Aber weder Kurmann noch Weckerle gaben sich dem Genuß des zauberhaften Naturschauspiels hin. Sie schauten und spähten mit Aufbietung all ihrer Sinneskraft vorwärts und wollten Land entdecken, Sicilien aus den Wogen auftauchen sehen.

Nichts als Himmel und Meer.

Jetzt ging die Sonne unter, die ersten Sterne glitzerten am wolkenlosen Himmel.

„Dort ist der Polarstern. Nun können wir uns nach ihm richten. Wir wollen so steuern, daß er etwas links vorwärts von unserem Boote bleibt.“

Weckerle nahm jetzt das Steuer und hielt das Boot in der bezeichneten Richtung. Stumm saßen beide Freunde auf ihren Bänken und starrten hinaus in die Dunkelheit. Nach einiger Zeit meinte Weckerle:

„Ich bin ganz froh, daß es nun vollständig dunkel wird. Da können wir eher einen Leuchtturm entdecken. Den von Marsala oder von Trapani müssen wir doch bald sehen.“

Kurmann erwiderte nichts.

Stumm fuhren beide weiter. Bald darauf begann wieder Weckerle: „Wir wollen doch unsere Sardellen essen. Ich habe Hunger.“

„Mir ist es auch recht.“

Ludwig suchte die Fischchen. Jeder nahm fünf und aß sie. An einen lustigen Scherz wie heute vormittag dachte keiner. Dann tranken sie auch ihr letztes Wasser aus. Es schmeckte warm und schlecht. Aber die Fischchen waren stark gesalzen gewesen und machten Durst. Darum war ihnen das Wasser doch ein Labfal. Stumm ging es weiter in die schöne Nacht. Der Wind ließ immer mehr nach, ruhig zog das Boot nordnordöstlich dahin. Plötzlich rief Ludwig wie elektrisiert: „Weckerle, dort links ein roter Leuchtturm! Sehen Sie sein Licht?“

„Ja, ich sehe es.“ Im Nu hatte er das Steuer gedreht und das Boot nach dem roten Licht gewendet.

„Noch mehr links. Wir haben noch nicht die Richtung.“

„Ich drehe das Steuer in einem fort.“

„Noch weiter links! Sehen Sie nur hin! Er steht noch viel weiter links.“

Plötzlich flatterte das Segel, der Wind konnte es nicht mehr fassen.

„Sehen Sie, wir sind zu stark links gekommen. Ich fürchte, Ludwig, das ist gar kein Leuchtturm.“

„Was denn?“

„Ein Dampfer, der uns irre geführt hat.“

Es war so. Das rote Licht zog immer weiter links; es wurde von Sekunde zu Sekunde kleiner; jetzt verschwand es ganz; Dunkelheit herrschte wieder ringsum.

Nun stellte Weckerle, ohne ein Wort zu sagen, den alten Kurs her. Bald erfaßte der laue Wind von neuem das Segel; das Boot zog ruhig seinen Weg.

Stumm segelten die beiden Freunde wieder nordnordöstlich. Sie blickten unaufhörlich vorwärts und suchten nach den Leuchttürmen von Sicilien.

Vergeblich. Ein leuchtender Sternenhimmel, ein glattes schwarzes Meer, das war alles, was sie sahen. Sonst nichts.

„Versuchen Sie wieder zu schlafen, Ludwig. Ich wecke Sie nach drei Stunden.“

Unser Freund legte sich ins Boot. Schlaf fand er aber nicht. Die Sorge lastete zu sehr auf ihm. Düstere Gedanken jagten durch seinen Kopf. „Wenn wir wirklich Sicilien verfehlt haben und nun, weiß Gott wo, im weiten Mittelmeer herumsegeln! — Keinen Bissen zu essen, kein Wasser! — Und der schwache Wind! Wo kommen wir hin? Was wird aus uns?“

Alles Spähen nach einem Leuchtturm blieb vergebens. Nacht, glitzernder Sternenhimmel, schwarze Wogen ringsum. Sonst nichts.

Nach etwa drei Stunden erhob sich Ludwig und übernahm das Steuer. Weckerle streckte sich im Boot aus und versuchte zu schlummern. Ruhig zog das kleine Segelschiffchen weiter; kein Laut war vernehmbar.

„Wo kommen wir hin? Wann werden wir landen?“

„Das weiß Gott allein.“

Das Meer war jetzt ganz glatt geworden, der leichte Wind hielt aber an. Lautlos glitt das Boot durch die endlose Flut.

Um zwei Uhr nachts lösten sich die Freunde wieder ab.

„Sie haben kein Licht gesehen?“

„Keines.“

Um vier Uhr erhob sich abermals Ludwig, um das Steuer zu übernehmen.

„Nichts?“

„Nichts.“

Um sechs Uhr ging die Sonne auf, herrlich, zauberhaft. Sie sahen es nicht, sie spähten auf allen Seiten nach Land. Vergebens. Himmel und Wasser; sonst nichts.

Mit dem Höhersteigen der Sonne wuchs die Hitze, und es peinigte ein stets sich verstärkender Durst die armen Flüchtlinge. In dem kleinen Tönnchen war nicht mehr ein Tropfen Wasser. Auch der Hunger quälte sie. Sie verheimlichten es sich aber gegenseitig. Keiner wollte durch Klagen das Leid des Genossen vergrößern, keiner wollte sich schwach zeigen. Jetzt waren sie sich vollständig klar, sie hatten Sicilien verfehlt, sie segelten wahrscheinlich im Tyrrenischen Meer.

„Wollen wir nicht umkehren, Beckerle, oder wenigstens in östlicher Richtung steuern?“

„Ich halte es nicht für gut, Ludwig. Der Wind ist zu schwach. Wir kämen bei einer Fahrt gegen den Wind fast nicht von der Stelle. Wer weiß, wo wir sind? Vielleicht liegt Sicilien doch noch vor uns! Etwas mehr östlichen Kurs, da wäre ich dafür.“

„Einverstanden. Segeln wir nun gerade nach Nordosten statt nach Nordnordosten.“

Sie stellten das Boot in der neuen Richtung.

Stunden um Stunden vergingen. Die Freunde lösten sich stumm ab; stumm saßen sie dann auf den Bänken und starrten über die blaue glänzende Flut. Sie konnten sich nicht mehr miteinander unterhalten, die Zunge klebte am Gaumen. So verfloß der ganze Tag. Die Sonne ging abermals unter. Glücklicherweise blieb der Himmel klar, so daß sie, geleitet durch den Polarstern, genau nordöstlichen Kurs einhalten konnten. Auch der Wind machte sich etwas auf. Die Fahrt wäre herrlich gewesen, wenn nicht des Gespenst der Furcht immer mehr in ihrem Innern gewachsen wäre.

„Wir haben uns verirrt! Wir werden verschmachten, verhungern; wir sind verloren.“

Dieser Gedanke war es, der sie immer mehr folterte, der sie allmählich allein und ganz beherrschte.

Stumm zog das Boot weiter. Ringsum Wasser und Himmel. Sonst nichts.

Alles Auspähen während der Nacht war vergebens. Kein Leuchtturm, kein Schiff brachte einen Hoffnungsstrahl.

Die wiederaufgehende Sonne fand unsere beiden Freunde zu Tode ermattet. Mit äußerster Mühe band nun Beckerle auch das Steuer fest.

Er ahnte, daß er bald nicht mehr die Kraft haben würde, es zu führen. So behielt aber das Boot, wenn nicht der Wind umschlug, doch annähernd die gleiche Richtung.

Stunden vergingen. Ludwig lag regungslos im Vorderteile des Bootes in einem halb bewußtlosen Zustande. Beckerle kauerte neben dem festgebundenen Steuer. Dann und wann blickte letzterer noch über das Meer, hierauf schloß er wieder die Augen, sank in sich zusammen und schlummerte aus Ermattung ein.

An ein Ablösen am Steuer dachten beide nicht mehr. Es war auch nicht nötig, das Boot behielt bei dem mäßigen andauernden Wind seinen Kurs.

Die Sonne ging wieder unter.

Ludwig blieb im Boot liegen. Er war so matt und elend, daß er sich nicht regen, nicht einmal mehr richtig denken konnte. Beckerle vermochte zwar noch hie und da auszuspähen, ob er keinen Leuchtturm sähe. Aber es war ja doch alles vergeblich! Mitten im Tyrrenischen Meer, in dem sie nun dahintrieben, gibt es keine Leuchttürme. Zum vierten Male ging die Sonne glänzend auf. Die Freunde sahen es kaum. Sie konnten sich nicht einmal mehr „Guten Morgen“ wünschen, so hatten Durst, Hunger, Ermattung und vor allem die völlige Hoffnungslosigkeit, der sie anheimgefallen waren, ihre Lebenskraft gebrochen. —

Glühend brannten die Strahlen der im Mittag stehenden Sonne auf die armen Verirrten.

Ludwig träumte, er wäre zu Hause in Hammam Meskoutin. Er läge krank in seinem Bett, wüßte aber nicht, was ihm fehle. Seine Mutter kam, streichelte ihn — dann — dann — —

Dann war es aus. Er hatte das Bewußtsein verloren.

Beckerle starrte noch manchmal über das endlose Meer. Aber er sah gar nicht mehr, was sich vor ihm befand. Kraftlos brach auch er in sich zusammen, sein Kopf sank matt auf seine Kniee, sein Rücken lehnte an der Bank am Steuer, da verfiel auch er aus Ermattung in einen todesähnlichen Schlaf. Seine rechte Hand lag aber auf seiner Medaille, auf seinem Talisman.

Plötzlich ein heftiger Stoß, ein Krachen und Splintern — Beckerle war es, als ob er Schreien und Lärmen hörte — dann ergossen sich die Wogen über die Freunde, die blaue Flut bedeckte sie beide.

Neuntes Kapitel.

Am 25. Juli 1895 früh morgens hatte der niederländische Passagierdampfer „Soerabaja“ der Gesellschaft „Rotterdamsche Lloyd“ bei einer seiner regelmäßigen Fahrten Marseille verlassen und steuerte südöstlich. Sein vorgeschriebener Weg führte zwischen Korsika und Sardinien hindurch, dann mitten durch das Tyrrhenische Meer nach der Straße von Messina, durch diese in das Ionische Meer nach Port Said, durch den Kanal von Suez u. s. w. bis nach Padang und Batavia in den holländisch-indischen Kolonien.

Bei klarem Wetter, ruhiger See und leichtem Südwind dampfte gegen drei Uhr nachmittags am 26. Juli die „Soerabaja“ mitten im Tyrrhenischen Meer etwa gleichweit von den Inseln Sardinien und Sicilien entfernt.

Es befanden sich wenig Passagiere an Bord, denn bei solcher Gluthitze wie jetzt im Hochsommer reiste niemand nach den Tropen, der nicht unbedingt dorthin mußte. Immerhin befanden sich etwa dreißig Gäste in der ersten Klasse, teils holländische Beamte und Kaufleute, welche auf Sumatra oder Java ansässig waren, teils Engländer, die nach Indien reisen mußten, und teils deutsche Kaufleute, welche der Billigkeit halber das niederländische Schiff gewählt hatten.

Zwei junge Deutsche lagen unter dem Sonnenzelt des Promenadendeckes auf langen Ruhestühlen aus Rohrgeflecht und blickten müde hinaus auf die blaue Flut. Neben ihnen lagen auf ähnlichen Stühlen holländische Herren und Damen und lasen.

„Eine verdamnte Hitze, Brendel. Das kann im Roten Meer schön werden,“ begann einer der Deutschen.

„Ach was,“ meinte der andere. „Wir sind es ja auch schon ge-

wöhnt. Fahren ja nicht zum ersten Male durch den Glutofen des Roten Meeres. Hier auf Deck weht noch immer ein Lüftchen. Der Dampfer läuft gut.“

„Ja, wenn ich mir denke, ich müßte jetzt in einem Segelboot sitzen, wie damals bei meiner Fahrt nach den Marschallinseln, ich glaube, ich käme um.“

„Na, was wollen Sie! Dort kommt ein Segelboot.“

„Ein Segelboot! Haha! Das wird wohl ein ordentlicher Dreimaster sein. Ein Boot kann doch nicht hier mitten im Tyrhenischen Meer herumturnen.“

„Wetten Sie, das ist nur ein Boot, und noch dazu ein ganz kleines?“

„Wo denn?“

„Dort rechts vorn. Es kommt ganz ruhig daher und muß unsern Kurs entweder dicht vor uns oder dicht hinter uns kreuzen.“

Beide erhoben sich, traten an das Geländer des Decks und blickten längs des Schiffs vorwärts.

„Wahrhaftig! Das ist ein ganz kleines Segelboot. Entweder sind die Leute darin verschlagene Schiffsbrüchige oder Berrückte. Wenn sie hier ein Sturm erwischt, so sind sie ja rettungslos verloren.“

Auch andere Passagiere traten an das Geländer und beobachteten mit Ferngläsern das kleine Boot. Dieses hielt ruhig und unentwegt seinen Kurs fest, gerade auf die Linie der „Soerabaja“ zu. Da das Segel tief hing, konnte man von den Bootsinsassen noch nichts sehen. Auch die Schiffsoffiziere kamen herzu und schauten mit ihren Marinestechern nach dem kleinen Fahrzeug.

„Ich möchte wetten, das sind verschrobene Engländer, die den Versuch unternehmen, von Sardinien nach dem Festlande von Italien zu segeln.“

„Dazu sind sie zu südlich und ihr Kurs geht zu weit nördlich.“

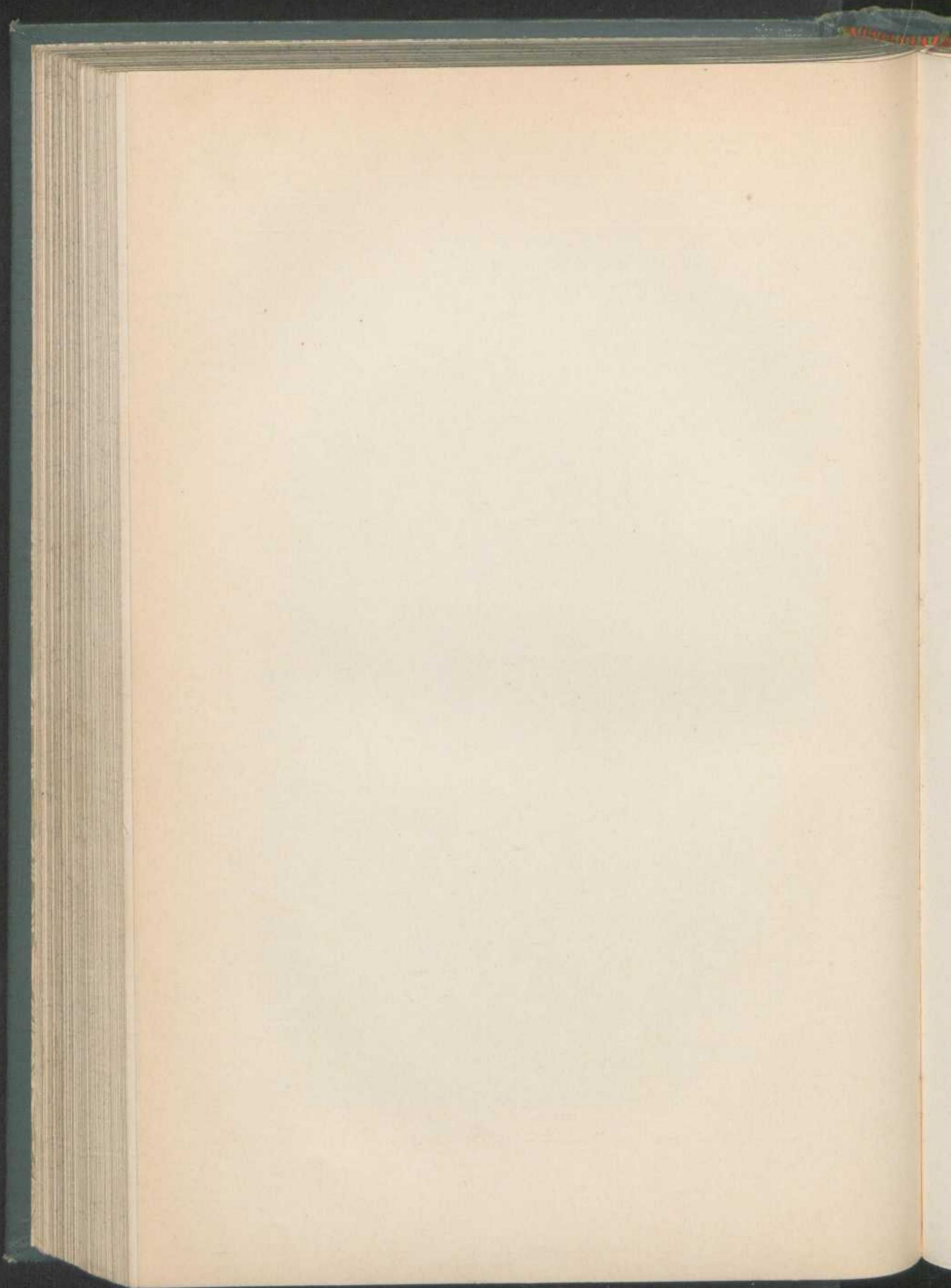
„Wir werden es ja bald hören. Sie kommen uns sicher so nahe, daß wir sie anrufen können.“

„Jetzt sehe ich den Steuermann. Sonst aber niemanden.“

Auch ein Schiffsoffizier bestätigte, daß er den Steuermann sah. Man beobachtete weiter.



Das Segelboot ramnte gerade in der Mitte des Dampfers an



Ein Reisender meinte: „Die segeln ja so auf uns zu, als ob sie uns rammen wollten.“

„Wahrscheinlich,“ entgegnete der Schiffskapitän, „wollen sie beilegen, um uns etwas zu sagen oder um etwas zu bitten. Ich werde langsamer fahren lassen.“

Er gab die nötigen Befehle.

Das Boot kam näher, immer näher. Man konnte den hinten sitzenden Steuermann kaum sehen, weil das Segel vorstand. Man ahnte ihn eigentlich nur.

„Boot ahoi!“ Der Matrose der Wache hatte gerufen.

Keine Antwort.

Die Dampfpfeife der „Soerabaja“ heulte.

Keine Antwort.

Alles sah mit den Gläsern nach dem nun dicht herangekommenen Boote. Nun mußte es beilegen, sonst gab es einen Zusammenstoß.

Da plötzlich riß der Kapitän, der das Boot scharf im Auge behalten hatte, seine Pfeife aus der Brusttasche, pfiff schrill und laut und rief dem auf der Kommandobrücke stehenden Leutnant zu: „Stopp! Gegen-dampf!“ Dann schrie er den auf seinen Pfiff herbeigerannten Matrosen entgegen: „Das dritte Rettungsboot klar! Rettungsringe klar!“ Zugleich erschallten wirr durcheinander bei den Passagieren die Rufe:

„Es sind zwei Mann im Boot!“ — „Sie sind tot!“

„Nein, der Steuermann hebt den Arm. Es ist ein Araber!“

„Rettet die Armen!“ u. s. w. u. s. w. Es herrschte eine unbeschreibliche Aufregung an Bord.

Das Rettungsboot war klar, wurde im Nu hinab ins Meer gelassen, die „Soerabaja“ stoppte; aber es war zu spät. Der dahinschießende Dampfer ließ sich nicht in so kurzer Zeit aufhalten, das Segelboot rannte gerade in der Mitte des Dampfers an dessen Stahlwand an, bäumte sich vorn auf, zersplitterte, brach auseinander, und die Wellen stürzten darüber hinweg. Dem Dampfer hatte der Stoß gar nicht geschadet. Jetzt waren aber die braven Matrosen mit ihrem Rettungsboot schon zur Hand. Im Nu fischten sie die beiden Schiffbrüchigen heraus, sie packten zu, wo sie konnten, alles, sogar der kleine Handkoffer und die Ruder wurden gerettet. Um die Trümmer des zer-

schellten Bootes legte man Stricke und befestigte sie, um später das Brack hinaufziehen zu können. Das Rettungsboot aber mit samt seinen Insassen wurde sofort hochgezogen. Schon während dieser Arbeit rief einer der Matrosen in meldendem Tone dem Kapitän zu: „Leben beide! Haben sich bewegt, als wir zusaßten. Scheinen aber tod matt.“

Jetzt kam das Boot hoch.

Sofort ordnete der Kapitän an, daß der Schiffsarzt sich der Schiffbrüchigen annahm. Man legte sie auf Ruhestühle. Der Arzt hob und senkte ihre Arme und sah, daß sie lebten. Beckerle schlug gleich die Augen auf und lispelte: „Wasser! de l'eau!“

Nun rief es deutsch, holländisch, englisch und französisch an Bord durcheinander: „Sie leben! Wasser! Die Armen sind halb verschmachtet!“

Stewards brachten Wasser, eine englische Dame reichte ein Riechfläschchen, andere Damen und Herren schleppten Kissen herbei, kurz jedermann bemühte sich, Hilfe zu leisten. Der Kapitän flößte Beckerle Wasser ein, und der Arzt beschäftigte sich mit Ludwig als dem mehr Ermatteten.

„Etwas Cognac in das Wasser mischen!“

Es geschah. Endlich schluckte auch unser junger Freund einige Tropfen. Er schlug die Augen auf, sah sich matt um, erblickte seinen Leidensgenossen, schloß dann die Augen wieder und blieb teilnahmslos liegen.

Weckerle aber, dessen stärkere, durch das Leben in Tongking an Erschöpfung gewöhnte Natur mehr aushielt, konnte nach wiederholtem Trinken den Kopf aufrichten und sah, wenn auch matt, so doch voll Verständnis um sich. Er deutete mit der Hand auf Ludwig und fragte: „Lebt er?“

Sofort antwortete der Kapitän ebenfalls in deutscher Sprache: „Ja. Er ist sehr matt. Aber er wird sich bald erholt haben.“

„Gott sei Dank!“ Damit schloß auch Beckerle wieder die Augen. Auf dem ganzen Dampfer verbreitete sich im Nu die Nachricht: „Es sind Deutsche, auch der in arabischer Tracht!“

Am liebsten hätten die Passagiere, besonders einige Damen, sofort beide wie halbtot daliegende Leidende nach dem und jenem gefragt.

Daß ein Deutscher in arabischem Anzug auf dem Mittelmeer herumsegelte und einen andern in europäischer Kleidung bei sich hatte, war ja geradezu romanhaft. Der Schiffsarzt aber sprach ein Machtwort: „Meine Herrschaften, ich bitte Sie im Interesse dieser Verunglückten, sie erst sich erholen und kräftigen zu lassen. Später werden wir ja alles erfahren.“

Die Mahnung wirkte. Die Neugierigen zogen sich zurück. Nun traf der Arzt, der bald erkannte, daß beide Deutsche nur matt und halb verschmachtet, sonst aber gesund waren, umfassendere Anordnungen. Eine Kabine wurde für sie bereit gemacht, Matrosen trugen sie vorsichtig in dieselbe, dort zog man ihnen die nassen Kleider aus, legte sie in die Kabinbetten und gab ihnen zunächst Tee. Dann erhielten sie weich gekochten Zwieback und nach und nach auch kräftigere Kost. Beckerle war in kurzer Zeit wieder ganz hergestellt, und auch Kurmann erholte und kräftigte sich zusehends. Unterdessen hatte man durch den Arzt und die Stewards die ersten Nachrichten erhalten.

„Die beiden Deutschen kamen mit dem Segelboot aus Tunis.“

„Nicht möglich!“

„Ja, ja. Sie haben den italienischen Dampfer für Sicilien verfehlt, wurden durch den heftigen Wind ins freie Mittelmeer verschlagen und sind drei Tage und vier Nächte ohne Nahrung und ohne Wasser auf den Fluten getrieben.“

„Die armen Menschen! Wie gut, daß wir ihnen begegneten! Ohne uns wären sie wahrscheinlich zu Grunde gegangen.“

„Sicherlich. Der Arzt behauptet, der jüngere von ihnen hätte keine zwölf Stunden mehr ausgehalten. Auch der andere war schon sehr elend.“

„Wie geht es ihnen denn jetzt?“

„Besser. Sie haben gut getrunken und gegessen. Nun sollen sie bis morgen früh ruhig schlafen. Dann, behauptet der Doktor, seien sie beide wieder vollständig auf dem Damm.“

So war es auch.

Während die „Soerabaja“ ihren Weg verfolgte und durch die Meerenge von Messina ins Ionische Meer steuerte, schliefen unsere Freunde in den weichen Betten prächtig, speisten und tranken nochmals kräftig und erholten sich wirklich bis zum folgenden Morgen fast vollständig.

Als sie auf Deck erschienen, Ludwig noch etwas matt, Beckerle aber fest und stramm, erregten sie natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit. Sie begaben sich aber zunächst in die Kabine des Kapitäns, um vor allem dem braven Mann für ihre Rettung zu danken und mit ihm über ihre Zukunft an Bord zu sprechen. Zum Glück war ja ihr gesamtes Geld gerettet. Sie konnten also anbieten, ihren Platz zu zahlen. Da das Schiff zunächst erst in Port Said anlegte, mußten sie bis Ägypten mitfahren. Es lag aber nicht viel daran, denn der lebenswürdige Kapitän erklärte lachend, da sie an einem keineswegs programmäßigen Orte an Bord gekommen seien, so könne er ihnen kein Billet berechnen. Sie sollten also nur die geringe Summe von je acht Franken pro Tag und Kopf für die Verpflegung zahlen, dann könnten sie ruhig in ihrer Kabine erster Klasse bleiben.

So geschah es. Beckerle hatte von Ludwig dessen zweiten Anzug erhalten und war also wieder in einen Europäer verwandelt worden. Nachdem alles Geschäftliche geregelt war, begaben sich die beiden Freunde zum Schiffsarzt, um auch ihm zu danken. Dieser lehnte kurz jeden Dank ab, indem er meinte, so ein außergewöhnlicher Fall sei ihm noch nie vorgekommen, er fühle sich reichlich durch die gewonnene Erfahrung entschädigt.

Nun konnten sich die neuen Fahrgäste aber nicht mehr den unzähligen Fragen ihrer Mitreisenden entziehen. Sie bildeten im großen Speisesaal den Mittelpunkt, um den sich alles sammelte, und berichteten abwechselnd ihre Erlebnisse der letzten Tage. Staunend hörte jedermann zu. Beckerle mußte seine krumm geschossene Medaille zeigen, und als er im Tone vollster Überzeugung sagte, er hätte bestimmt gehofft, daß sie gerettet würden, denn er habe an seinen Talisman geglaubt, da betrachteten besonders die Damen die kleine Goldmünze mit ausgesprochenster Teilnahme.

Die folgenden drei Tage, so lange dauerte die Reise der „Soverabaja“ bis Port Said, vergingen unsern Freunden auf die angenehmste Art. Sie waren die Lieblinge des ganzen Schiffes geworden. Jedermann sagte ihnen freundliche Worte, sie mußten immer wieder erzählen, kurz es fehlte ihnen keine Minute an Unterhaltung und Anregung. Zudem erlangten sie bei der guten Verpflegung an Bord bald ihre vollen

Kräfte wieder, und als am 30. Juli früh morgens bei Sonnenaufgang die Küste von Agypten auftauchte, fühlten sie sich so wohl und munter wie jemals und so gesund und kräftig, als ob sie nie eine beinahe das Leben kostende Segelfahrt über das Mittelländische Meer gemacht und dabei schon die Hand des Todes auf der Stirne gefühlt hätten.

Über den ganzen Vorgang war vom Kapitän ein Protokoll aufgenommen worden. Dies versprach er, den Behörden in Tunis mitteilen zu wollen, damit man dort wenigstens Auskunft über den Verbleib der beiden arabischen Fischer und ihres Bootes erhielt. Kurmann und Weckerle brauchten sich also um gar nichts mehr zu kümmern.

Die vor der „Soerabaja“ sich ausbreitende Küste von Agypten bot wenig Reiz. Lange Sanddünen, mit einigen Fellachenhütten bedeckt, das war alles. Nur der 52 Meter hohe Leuchtturm erregte die Aufmerksamkeit der Reisenden. Als man aber näher kam, boten die weißen Häuser von Port Said und die riesigen ins Meer hinausragenden Molen der Kanaleinfahrt doch einige Abwechslung. Letztere riesen sogar die Bewunderung aller jener hervor, welche sie zum ersten Male sahen. Zieht sich doch der westliche Damm über 2200 und der östliche über 1600 Meter weit ins Meer hinaus, und beide decken den Kanaleingang sicher gegen Versandung und Verschlammung.

Vormittags zehn Uhr legte sich die von einem Lotsen in den Innenhafen von Port Said geleitete „Soerabaja“ an einer Boje fest, um Kohlen einzunehmen. Kurmann und Weckerle verabschiedeten sich von dem Kapitän, dem Doktor und allen Passagieren des Dampfers auf das herzlichste und verließen dann das Schiff, um auf dem deutschen Konsulat in der Stadt zu fragen, wann sie eine gute Gelegenheit finden könnten, nach Europa zurückzukehren. Vor allem aber richteten sie ein Telegramm an Frau Kurmann bei Kaufmann Ballinger in Straßburg folgenden Inhalts: „Gerettet, gesund und wohl hier. Reisen sobald als möglich zurück. Ludwig.“

Daß ein langer Brief folgen werde und die Erklärung bringe, wie ein Telegramm aus Agypten kommen könne, würde sich Frau Kurmann wohl denken. Also wurden die Worte: „Brief folgt“ der Ersparnis halber nicht hinzugefügt.

Auf dem Konsulat erfuhren sie, daß der Dampfer „Imperator“ des

Osterreichischen Lloyd's in drei Tagen und der Dampfer „Werra“ des Norddeutschen Lloyd's in sieben Tagen durch den Kanal kämen und ersterer nach Triest, letzterer nach Genua fahre. Außerdem gehe jeden Sonnabend ein englischer Dampfer nach Brindisi in Italien.

„Da haben wir ja die Auswahl und können uns die Sache überlegen.“

Sie wanderten nun in die innere Stadt, nahmen sich im Hotel du Louvre et de France ein bescheidenes Zimmer und gingen dann in die Agenturen der verschiedenen Dampfschiffslinien, um sich zu erkundigen, wie sie nicht nur am schnellsten, sondern auch am billigsten nach Deutschland zurückreisen könnten.

Bald hatten sie sich für den Osterreichischen Lloyd entschieden. Da die Sache aber gar nicht eilte, beschlossen sie erst am folgenden Tage ihre Billets zu lösen und bummelten nun in der Stadt herum. Diese machte mit ihren geraden, sich rechtwinklig schneidenden Straßen keinen sehr anheimelnden Eindruck. Die Häuser, meist aus Holz, sahen unfertig aus; zweifelhafte Geschäfte und wenig elegante Vergnügungsorte gab es in Menge, aber gediegene Bauten erblickte man wenige. Zur Unterhaltung begaben sich unsere Freunde in das „Grand Casino“, eines jener vielen Cafés chantants, in denen Reisende aller Herren Länder verkehrten und den Klängen der böhmischen Musikkapelle, sowie oft recht mäßigen Gesangsvorträgen von Damen der verschiedensten Nationalitäten lauschten. Sie hatten bald genug und wollten soeben in ihr Hotel zurückkehren, als einige deutsche junge Seeoffiziere der Kriegsmarine eintraten und sich zufällig an dem Tisch niederließen, an dem unsere Freunde saßen. Nun war es mit dem Nachhausegehen Ludwigs vorbei. Beckerle blieb nichts anderes übrig, als mit ihm auszuhalten. Beide bestellten sich von neuem Kaffee und hörten zu, was die Herren sprachen. Bald hatten sie herausgebracht, daß die Offiziere soeben mit dem deutschen Passagierdampfer „Fulda“ angekommen seien und mit einer Abteilung deutscher Matrosen nach Ostasien reisten, um dort die zurückbeorderten Offiziere und die ausgedienten Leute der Kreuzer „Trene“, „Arcona“ und „Cormoran“, sowie des Kanonenbootes „Itis“ abzulösen. Kaum hatte Kurmann dies vernommen, so war er nicht mehr zu halten. Er erklärte Beckerle kurz und bündig: „Die müssen mich

mitnehmen. Ich trete einfach bei dem asiatischen Geschwader der deutschen Kriegsmarine ein.“

„Was denken Sie, Ludwig! Das geht nicht.“

„Lassen Sie mich nur machen. Es muß gehen.“ Nun erhob er sich, grüßte die Offiziere bescheiden, aber so, daß diese sofort erkannten, sie hatten einen gebildeten jungen Mann vor sich, und begann: „Meine Herren, aus Ihrem Gespräche haben mein Freund und ich das Ziel und den Zweck Ihrer Reise vernommen. Ein gutes Geschick führte Sie mir in den Weg. Mein höchster Wunsch ist nämlich, auch deutscher Seeoffizier zu werden. Bitte, geben Sie mir Mittel und Wege an, wie ich bei Ihnen eintreten, und wie ich mich Ihnen gleich anschließen kann.“

Erstaunt blickten die Offiziere den kühnen Sprecher an. Der älteste derselben meinte: „Haben Sie denn Ausweispapiere über Ihre Person?“

„Jawohl, hier sind sie. Meine Zeugnisse vom Lyceum in Constantine, die Erklärung der Zustimmung meines Vaters und meine Tauf- und Firmzeugnisse.“

Während der eine Leutnant die Papiere durchsah und dann einem Kameraden gab, fragte ein anderer:

„Wie kommen Sie denn hierher?“

„Ich bin mit meinem Freunde hier in einem kleinen Segelboot von Tunis über das Mittelländische Meer gefegelt. Vier Nächte und drei Tage haben wir fast ohne Speise und Trank ausgehalten, dann wurden wir, beinahe verschmachtet, von dem niederländischen Dampfer ‚Soerabaja‘, der noch hier im Hafen liegt und Kohlen einnimmt, aufgefischt und als Passagiere erster Klasse bis hierher mitgenommen.“

Das klang alles so romanhaft und abenteuerlich, und doch sah der junge Mann so sicher aus und machte gar nicht den Eindruck eines Abenteurers, daß mit einem Male alle Offiziere an unserm Freunde Interesse fanden und ihn aufforderten, zu erzählen. Er berichtete kurz und bescheiden. Dennoch kam er, angeregt durch neue Fragen, allmählich dazu, sein ganzes vergangenes Leben zu erzählen. Je mehr die Offiziere erkannten, daß da die echte, wahre Begeisterung eines jungen Elßäfers für den deutschen Kaiser und das Deutsche Reich aus allen Worten sprach, und je mehr sie sahen, daß sie wirklich einen gebildeten jungen Mann aus guter Familie vor sich hatten, desto mehr wuchs ihre

Teilnahme für unsern Freund. Sie fragten ihn nach seinem Alter, nach seinen äußeren Verhältnissen und nach seinen Kenntnissen. Als Ludwig unter Hinweis auf seine Papiere in allem den besten Bescheid geben konnte, wurden die Offiziere immer freundlicher. Die Antwort des jungen Mannes auf die Frage, welche Sprachen er verstehe: „Ich spreche gleich gut Deutsch, Französisch, Arabisch und Kabyliisch und verstehe etwas Italienisch,“ erregte großes Aufsehen.

Nun meinten einige Herren, Kurmann müsse eben als Seekadett*) in Kiel im nächsten April eintreten. Das sei der gesetzliche Weg. Dagegen erklärte Ludwig, so lange möchte er nicht warten. Einer der Offiziere fand auch, daß dann der junge Mann das gesetzliche Alter überschritten hätte. Nun äußerte ein anderer Leutnant: „Es gäbe ja den Ausweg, daß Kurmann beim ostasiatischen Geschwader als Einjährig-Freiwilliger eintritt und dann, vorausgesetzt, daß er sich dazu eignet, nach Ablauf des Dienstjahres bittet, nicht zum Maat,**) sondern zum Seekadetten ernannt zu werden. Sechs Monate später kann er Fähnrich zur See sein und hätte also nur ein halbes Jahr länger gebraucht, als wenn er von Anfang an als Seekadett eintritt. In der Gesamtzeit bleibt es sich gleich, weil er als Einjähriger schon am 1. Oktober, als Seekadett aber erst am 1. April eintreten kann.“

„Das ist wirklich ein Ausweg,“ fügte der älteste der Offiziere bei. „Sie könnten dann gleich mit uns auf der ‚Fulda‘ die Reise bis nach China mitmachen. Diese wäre für Sie sehr billig, da ich einen am Typhus erkrankten Matrosen der ‚Iltis‘-Mannschaft in Neapel zurücklassen mußte, dessen Platz Sie einnehmen könnten. Dann würde Sie die Reise nur das kosten, was der Staat für einen Matrosen an den Norddeutschen Lloyd von Port Said bis China zahlt. Das ist sehr wenig. Ich glaube etwa vierzig Mark. Haben Sie denn genug Geld bei sich?“

„Über sechshundert Mark, Herr Leutnant.“

„Na, dann sind Sie ja fein raus. Da will ich es verantworten, Sie mitzunehmen und zu sorgen, daß Sie vom 1. Oktober an als Einjährig-Freiwilliger auf dem ‚Iltis‘, zu dessen Besatzung ich gehöre,

*) Meinen jungen Freunden zuliebe wählte ich die neuen, damals allerdings noch nicht bestehenden Grabbezeichnungen. Der Verfasser.

***) Unteroffizier.

eingestellt werden. Aber in zwei Stunden müssen Sie mit uns an Bord gehen. Sind Sie bereit?"

„In anderthalb Stunden stehe ich, wo Sie es befehlen. Ich will nur an meine Eltern schreiben und mein Kofferchen holen.“

„Gut, auf Wiedersehen um 10³/₄ Uhr hier. Meine Uhr zeigt jetzt fünf Minuten vor neun Uhr.“

„10³/₄ stehe ich hier.“

Nun grüßte er höflich die Offiziere, Beckerle ebenfalls, und dann verließen beide das Lokal. Im Hotel schrieb Ludwig flüchtig seine Erlebnisse seiner Mutter nach Straßburg, ebenso seinem Vater nach Hammam Meskoutin und versprach beiden genaue Berichte vom Bord der „Fulda“ aus. Dann wurde bezahlt, gepackt, und Punkt 10³/₄ Uhr abends stand unser Freund wieder vor dem „Grand Casino“. Die Offiziere trafen ebenfalls pünktlich ein. Alles begab sich hierauf an den Hafen. Dort nahmen Kurmann und Beckerle, der auch den Brief an Ludwigs Mutter selbst zu besorgen und den an Herrn Kurmann zur Post zu bringen versprach, herzlichsten Abschied voneinander; die Offiziere und Ludwig Kurmann stiegen in ein Boot, und bald darauf befanden sie sich an Bord der „Fulda“.

Leutnant Prasse, so hieß der liebenswürdige Offizier des „Altis“, nahm sich des angehenden Marinesfreiwilligen auf die freundlichste Weise an. Im Zwischendeck erhielt Ludwig bei den übrigen deutschen Matrosen seinen Platz und seine Hängematte, und alle seine neuen Kameraden kamen ihm mit großer Höflichkeit entgegen. Freilich eine Reise wie auf der „Auguste Viktoria“ oder auch auf der „Soerabaja“, wo er als Passagier erster Klasse fuhr, war dies nicht. Er lag mit etwa vierzig Mann in einem Raum; statt der feinen Kabinbetten gab es nur die ziemlich harte Hängematte, und die Schiffskost war zwar kräftig und ausreichend, aber nicht annähernd so mannigfaltig und fein wie auf jenen Schiffen. Das kümmerte den jungen Menschen aber nicht im geringsten. Er konnte nun gleich sehen, was ihm bevorstand, und er fügte sich willig in das ihm bisher ungewohnte Leben, um zu zeigen, daß er gesonnen sei, sich allen Entbehrungen und Mühseligkeiten seines neuen Berufes gern unterzuordnen.

Die Ausfahrt aus dem Hafen von Port Said und die Nachtreise

im Kanal von Suez waren geradezu zauberhaft. An der Spitze der „Zulda“ hatte man einen großen elektrischen Apparat angebracht. Dieser sandte vermittels eines Scheinwerfers einen sich immer mehr verbreiternden Lichtstrahl vorwärts. Geisterhaft erschienen unter dieser Beleuchtung die beiden Ufer des anfangs nur 58 Meter breiten Kanals. Hinter dem grellen Licht erschien alles dunkel. Nur die Luken und Kajütenfenster des Dampfers erstrahlten ebenfalls im hellsten Scheine. Daher sah es aus, als ob eine mächtige Geisterburg sich lautlos langsam zwischen den Sanddämmen vorwärts schiebe. Auf diesen Dämmen erschienen häufig gleich Geistergestalten einzelne auf Kamelen reitende Beduinen oder zu Fuß wandernde Araber. Ihre weißen Burnusse blendeten förmlich im elektrischen Licht. Plötzlich, mit einem Schlage, verschwanden sie wieder, weil nämlich die Grenze des Scheinwerfers unvermittelt abchnitt und daher Leute, Häuser, Palmen u. s. w. auf den Ufern ebenso rasch in der Dunkelheit untergingen, wie sie blitzartig aus derselben aufgetaucht waren.

Hie und da kam ein gleicher Lichtstrahl wie der von der „Zulda“ ausgehende und wurde von Minute zu Minute deutlicher. Es war ein entgegendampfendes Schiff. Die Lichtstrahle kreuzten sich, an Ausweichstellen fuhren die Kolosse aneinander vorüber, die leuchtenden Scheine trennten sich wieder, dazwischen trat von neuem die Dunkelheit auf, und bald sah man am fernen Horizont den letzten Schimmer verschwinden.

Die zweite Nachtstunde war fast vorüber, Ludwig stand immer noch auf der Spitze des Dampfers und beobachtete die fremdartigen Bilder während dieser romantischen nächtlichen Fahrt durch den Kanal.

Seine Gedanken richteten sich auf die Zukunft. Schließlich sprach er zu sich selbst: „Eigentlich werde ich eine Art Heimatloser. Hammam Meskoutin und Algerien haben wir verloren. Im Elsaß bin ich noch so fremd, daß ich Straßburg nicht meine Heimat nennen kann. Ich bin nicht mehr Franzose und noch nicht Deutscher. Aber ich will ein solcher werden. Die deutsche Marine, jedes Kriegsschiff, das die schwarz-weiß-rote Flagge führt, soll von nun an meine Heimat sein, und dieser neuen, selbstgewählten Heimat werde ich Ehre machen, so wahr ich Ludwig Kurmann heiße.“

Nunmehr begab er sich in seine Hängematte, und bald darauf war er eingeschlafen.

Ohne Zwischenfall setzte die „Julda“ ihre Reise fort. In kurzen Briefen theilte Ludwig den Seinigen mit, was er erlebte.

„Athen, den 5. August 1895.

Meine teure Mutter! Liebe Geschwister!

Schnell, denn in einer Stunde wird die Post abgeholt, sollt Ihr noch hören, wie es mir seit Port Said ergangen ist. Ich bin wohl, gesund und glücklich. Unsere Reise könnte gar nicht reizender sein. Ich schlafe und lebe zwar mit den Matrosen; aber manche Stunden darf ich auf dem Promenadendeck bei den Offizieren zubringen, und da höre und lerne ich viel, was mir in meinem zukünftigen Beruf von großem Nutzen sein kann. Besonders Leutnant Prasse nimmt sich meiner sehr an und erzählt mir viel vom Leben auf dem „Itis“. Ich kenne theoretisch das stolze Kanonenboot, zu dessen Besatzung ich in wenigen Wochen gehören werde, schon ganz gut und kann den Zeitpunkt kaum erwarten, an dem ich es vor mir sehe und betreten darf. Doch Ihr sollt ja von der Reise hören. Wir wurden nach der Durchfahrt durch den Timсах-, d. h. Krotodilsee sechs Stunden lang im Suezkanal beim Dorfe Tufun aufgehalten, weil ein englischer Frachtdampfer vor uns auf Grund geraten und festgefahren war. Das hatte den Vorteil, daß wir einen der märchenhaftesten Sonnenuntergänge erlebten, den Ihr Euch denken könnt. Wir dampften gerade mitten im kleinen Bitterwassersee, als die Sonne wie ein blutroter, leuchtender Rubin den Rand der Wüste erreichte. Da erschienen die Sandhügel der Ufer, die im Süden auftauchenden wildromantischen Felszacken des Attakah-, d. h. Totengebirges, und die hinter uns verschwindenden Höhen der Dschebel Marjam wie in Purpur und dann wie in tiefdunkles Violett getaucht. Die Wasser der Bitterseen sahen schließlich schwarz aus. Mit einem Male erglänzten auf ihnen wie funkelnde Edelsteine rote und grüne Lichter, und unser Scheinwerfer sandte seinen mächtigen, zauberisch die Dunkelheit durchbringenden Strahl aus. Die Lichter bezeichnen die Fahrstraße. Um Mitternacht, also nach etwa 24 Stunden, hatten wir den 160 Kilometer langen Kanal durchfahren und dampften hinaus in den Golf von Suez. Dort gingen wir vor Anker. Ich darf seit jener Nacht der drückenden Hitze wegen mit den Offizieren auf Deck schlafen. Es folgten anstrengende Tage.

So heiß wie auf dem Roten Meer soll es auf der ganzen Erde nicht mehr sein. Ich glaube es gern. Das Thermometer sank nie unter 30° Celsius. Es stieg aber oft auf 42° und einmal sogar auf 46°. Wie mag es da erst auf dem Land in der endlosen Wüste rechts und links sein! Nach drei und einem halben Tag kamen wir vor Aden an. Hier bleibt die ‚Fulda‘ zum Kohleneinnehmen acht Stunden liegen. Ich fuhr an Land. Die Halbinsel, auf der Aden liegt, ist ein vulkanisches Felsengebirge. Keine Palme, kein Baum, kein Busch gedeiht auf dieser ausgetrockneten Glutpfanne. Wie da Europäer längere Zeit aushalten können, ist mir rätselhaft. Aber interessant sind der Hafenort und die etwas südlicher gelegene Stadt doch. Araber aus dem Innern des Landes, Somaliniger, Indier und Europäer der verschiedensten Nationen wogen durcheinander. Hier sah ich die ersten Parsen mit ihren sonderbaren, einem umgekehrten Kuhfuß ähnlichen Kopfbedeckungen. Sie kommen als Geldwechsler hierher. Ungemein Spaß machen mir und allen Reisenden die kleinen Negerjungen, welche in ausgehöhlten Stämmen oder auch auf einfachen Holzstücken reitend an die großen Dampfer heranschwimmen und nach Münzen tauchen, die man von Bord aus ins Meer wirft. Die Geschicklichkeit der nackten schwarzen Kerls ist fabelhaft. Ganz kleine Münzen, die man kaum sieht, erreichen sie oft noch vier und sechs Meter unter dem Wasser, ehe sie ganz in der Tiefe versinken, bringen sie an die Oberfläche, stecken sie in den Mund und bitten schreiend, daß man ihnen neue Münzen ins Meer werfe.

An Bord wimmelt es jetzt noch von Geldwechslern und Verkäufern von Straußenfedern und Straußeneiern, von Körben, arabischen Wurzelzahnbürsten, Waffen, Antilopengehörnen, Seidenstoffen, Fächern und dergleichen. Unsere ganze ‚Fulda‘ sieht wie ein riesiger schwimmender Basar aus. Nun erscheinen aber schon die Mastrosen und jagen alle Eingeborenen über das Fallreep hinab. Ich muß schließen. Hoffentlich geht es Euch so gut wie mir. Grüßt Großvater Ballinger und die alte Margarete herzlichst von mir und behaltet lieb
Euern Ludwig.“

„Colombo, den 12. August 1895.

Mein lieber Vater!

Was habe ich in den letzten Tagen alles erlebt, gesehen und kennen gelernt! Wie danke ich Dir, daß Du mir erlaubst, Seemann zu werden!

Es kann ja keinen interessanteren und befriedigenderen Beruf geben. Man sieht ungeahnte Schönheiten, neue Welten, fremde Völker und paradiesartige Gegenden. Ja wirklich, ein Paradies ist dieses Ceylon, von dem ich Dir jetzt die herzlichsten Grüße sende. Unsere ‚Zulba‘ liegt schon zwei Tage hier im Hafen, um den Dampfer von Bombay abzuwarten, der uns Passagiere für Australien bringt. Ich durfte mit Leutnant Prasse an Land gehen. Nebenbei gesagt, dieser junge Offizier könnte nicht lebenswürdiger gegen mich sein, als er es ist. Die zwölf Matrosen, welche mit mir auf den ‚Itis‘ kommen, hängen auch alle an ihm wie Kinder an einem ungemein beliebten Lehrer. Also er nahm mich mit, und da sah ich Colombo und seine Umgebung. Von einem solchen Palmenwald hat man in Algerien doch keinen Begriff, nicht einmal in der Sahara. Das sind alles wunderbare Kokospalmen. Die einen blühen, die andern tragen Früchte, und wieder andere sind erst kürzlich abgeerntet worden. Überall weht ein himmlischer Duft, und wo das Auge hinblickt, sieht es prächtige Blumen und Blüten. Von der Flora dieser feenhaften Insel kannst Du Dir gar keinen Begriff machen. Wir haben gewiß im Jardin d’Essai von Algier ein herrliches Wachstum. Aber durch die Pracht der tropischen Vegetation von Ceylon wird das alles in Schatten gestellt. Ich bin mit Leutnant Prasse zum alten Buddhistentempel von Kelani gefahren. Da kamen wir ununterbrochen durch Palmen- und Bananenhaine. An manchen Bananen hingen Fruchtkolben mit mehr als 200 Früchten. Es ist fast ein Überreichtum, der hier wächst. Dann diese verschiedenartigen Völkerrassen. Singhalesen, Tamulen, Araber, Afghanen, Hindus, Parsen, Chinesen, Birmanen, Tataren, Griechen u. s. w. wandeln durcheinander; Offiziere und Matrosen aller nur denkbaren Nationen spazieren unter den Kolonnaden der schönen Pajars auf und ab, und die elegante Welt des ganzen Abendlandes, Amerikas und Australiens gibt sich hier ein Stellbichein. Es ist der reinste Völkerkarneval. Dazu stelle Dir vor: große, ja riesige Hotels und mächtige öffentliche Bauten, sorgsamst angelegte Straßen mit Trottoirs, breite Boulevards, ja Fahrradwege, und das in Indien, in den Tropen! So etwas habe ich nicht erwartet. Was werde ich noch alles sehen, wenn ich erst selbst Seemann bin! Ich weiß wohl, es steht mir ein strenger Dienst, ein keineswegs behagliches Leben bevor. Das

macht aber nichts. Lernen und arbeiten will ich gern, wenn ich es nur zum Offizier bringe. Dann ist das Ziel meiner Wünsche, ich glaube der Gipfel all meines Strebens erreicht.

Sei herzlichst begrüßt, lieber guter Vater, und schreibe mir bald, wie es Dir geht. Bis mich ein Brief von Dir erreichen kann, bin ich schon in der Uniform eines deutschen Matrosen. Meine Adresse lautet dann: An den einjährig freiwilligen Matrosen Ludwig Kurmann auf S. M. Kanonenboot „Itis“. Deutsches Kreuzergeschwader in Ostasien.

Abgabe beim deutschen Konsulat in Hongkong, China.

Je eher er einen Brief von Dir erhält, desto glücklicher ist dann
Dein Dich unendlich liebender Sohn
Ludwig.“

„Hongkong, 24. August 1895.

Meine Lieben alle!

Vor mir liegt der „Itis“, meine neue Heimat, meine zukünftige Welt. Wie ich das kleine und doch so stolze Kanonenboot schon liebe! In einer halben Stunde fahren wir hinüber. Darum in Eile diese flüchtigen Zeilen.

Bis Singapur blieben wir auf der „Julda“. Diese dampfte von da nach Australien. Wir kamen auf ein anderes ebenfalls prächtiges Schiff des Norddeutschen Lloyd's, die „Bayern“. In ruhiger, guter Fahrt durchzogen wir den Golf von Tongking und das südliche chinesische Meer. Keine besondern Erlebnisse. Nur einmal jubelten wir laut auf und brachten drei donnernde Hurras aus. Der zu unserm Geschwader gehörige deutsche Kreuzer „Cormoran“ dampfte vorbei. Er nimmt an der südchinesischen Küste Vermessungen vor. Wie sich meine Brust hob, als ich sah, daß jedes Schiff — es waren noch ein Franzose und ein Engländer hinter uns — vor dem Kreuzer zuerst salutierte! Es ist eben doch was ganz anderes, bei der Kriegsmarine, als auf einem Rauffahrteischiff zu sein. Man muß sich wie ein Herrscher vorkommen. Selbst die großen Lloyd-Dampfer salutieren ein Kanonenboot zuerst. Leutnant Prasse hat mir versprochen, sich für mich zu verwenden, daß ich so gleich sozusagen als Volontär eintreten darf, weil ja meine gesetzliche Dienstzeit erst am 1. Oktober beginnen kann. Mein höchster Vorgesetzter an Bord, Kapitänleutnant Ingenohl, soll ein hervorragend tüch-

tiger und liebenswürdiger Offizier sein. Da wird es schon gehen. Im schlimmsten Fall müßte ich noch vier Wochen in Hongkong warten. Aber Leutnant Prasse wird schon für mich sorgen. Ich muß schließen. Die Matrosen treten schon an. Eine Barkasse des „Itis“ hält an unserm Fallreep. Meine neue Adresse wißt Ihr. Schreibt bald Euerm

Ludwig.

(Hoffentlich in kurzem einjährig freiwilliger Matrose auf S. M. Kanonenboot „Itis“.)“

Vier Tage später trug Ludwig die so heiß ersehnte Uniform. Er fühlte sich wirklich glücklich.

Nun begann aber eine strenge Zeit für ihn. Er bekam zunächst seine Schiffsnummer und zwar an Stelle eines ausgedienten und mit der Ablösung zurückgehenden Matrosen Nr. 7. Damit gehörte er wie alle ungeraden Nummern zur Steuerbordwache. Zunächst wurde er jedoch bei den inaktiven Freiwächtern eingeteilt, bis er so weit eingeübt war, daß er bei den Manövern an Bord aktiven Dienst machen konnte. Bis zum 1. Oktober diente er ohne eigentliche Verpflichtung. An diesem Tage aber leistete er in Gegenwart aller Schiffs-offiziere den Eid der Treue für Kaiser und Reich. Jetzt erst fühlte er sich ganz als deutscher Matrose, jetzt war er Angehöriger seines neuen Vaterlandes geworden, jetzt durchdrang ihn das stolze Gefühl: Ich bin ein gleichberechtigtes Mitglied der großen deutschen Nation. Ein solches Empfinden hatte er bis dahin nicht gekannt. Er nannte sich ja früher Franzose. Aber er war es nie voll und aus Überzeugung gewesen. Ebenso wie sein Vater durchdrang ja auch ihn trotz seiner jungen Jahre in Hammam Meskoutin öfters der Gedanke, daß man ungeachtet aller amtlichen Versicherungen die Elsässer in Algerien doch nicht für sozusagen vollgültig ansah. Das lag schon im Unterschied der Sprache. Die Franzosen verstanden das Elsässerdeutsch nicht. Hier gab es keinen Hinterhalt. Offen und ehrlich war Ludwig Kurmann von den Offizieren und der Mannschaft des „Itis“ aufgenommen worden. Ja man kam ihm sogar liebenswürdiger entgegen, als es vielleicht geschehen wäre, wenn er ein Altdeutscher gewesen wäre. Das galt nicht nur seiner Person, sondern unbewußt auch der Freude, daß in dem jungen schneidigen Menschen ein durch ungünstige Verhältnisse bisher ausgeschlossener Landsmann dem deutschen

Vaterland zurückgewonnen war. Freilich mußte sich Ludwig viel wegen seiner Elsässer Mundart necken lassen. Aber das geschah stets auf harmlose, lustige Art und diente nur dazu, den Einjährig-Freiwilligen allen Offizieren und Leuten näher zu bringen. So wurde sein Leben von Tag zu Tag anregender und angenehmer. Der Dienst auf deutschen Kriegsschiffen ist aber streng, zum Bummeln gibt es wenig Zeit. Früh fünf Uhr gab täglich, wenn nicht das Wetter oder besondere Umstände eine Änderung der sogenannten Tagesroutine verlangten, die Sicherheitswache das Trommel- oder Pfeifensignal zum Wecken. Nach dem letzten Schläge des Tambours, nach dem Gebet piffen der Bootsmann und die Maaten das „Überall“. Nun ging's los. Die Hängematten wurden gezurrt, d. h. zusammengerollt und festgeschnürt und hierauf verstaут. Es folgte das Signal: „Sichwaschen“. 5 Uhr 30 Signal: „Pfeifen und Lunten aus“. Es durfte also nicht mehr geraucht werden. 5 Uhr 40: „Schiffsreinigung“. Wie da gepuht, gewaschen und gebürstet wurde! Von solch einer peinlichen Keulichkeit hat ein Nichtmilitär gar keine Ahnung. 6 Uhr 40 Signal: „Baden und Banken“. Da wurden die Tische und Bänke heruntergeschlagen und das Frühstück bereit gestellt. Von 7 Uhr bis 7 Uhr 40 durfte es verzehrt werden.

7 Uhr 40 Signal: „Deckaufklaren“. Jetzt ging die gleiche Reinigung, wie sie vorher unter Deck stattgefunden hatte, oben los. Dazwischen wurden die neuen Wachen gemustert. 8 Uhr: „Flaggenparade“. Unter den Ehrenbezeugungen der Wachen wurde die Flagge von den Signalgästen geheißt, wobei alle Mannschaften auf Oberdeck stillstanden und die Offiziere salutierten.

Dann folgten bis 11 Uhr 30 das Reinigen der Geschütze und die verschiedenen Exerzitien.

11 Uhr 30 kam der Pfiß: „Mar Deck“, dann wieder das Signal: „Baden und Banken“, und wenn die Schiffsglocke „8 Glas“, d. h. 12 Uhr voll schlug, das von sämtlichen Bootsmaaten gegebene Signal: „Alle Mann Mittag“. Bis 2 Uhr herrschte die Mittagspause, während der die Posten abgelöst wurden, um zu essen.

Dann von neuem Signal: „Pfeifen und Lunten aus“, und von 2 bis 4 Uhr sogenannter Kleindienst, wie Gewehrschießen, Dienstunterricht u. s. w.

Um 4 Uhr: „Mar Deck“ und bis 5 Uhr 30 allgemeine Exerzitten. Dann wieder: „Mar Deck“, und nun war der eigentliche Dienst beendet.

5 Uhr 50: „Baden und Banken“, 6 Uhr: „Alle Mann Abendessen“, dann freie Zeit bis 8 Uhr.

Jetzt „Hängemattenausgabe“, um 9 Uhr „Zapfenstreich“, während dessen die Wache unter dem wachhabenden Offizier angetreten war; hierauf das „Gebet“ und zuletzt der Kommandopfeiff: „Ruhe im Schiff“.

So verlief der regelmäßige Dienst, wenn der „Jltis“ im nördlichen China vor Anker lag. Er war aber noch viel strenger, sobald sich das Kanonenboot in See befand und die sogenannte Seeroutine eintrat. Auch im südlichen China änderte sich die obige Routine etwas wegen der tagsüber waltenden Hitze, und es trat die „Tropenroutine“ ein.

Bald hatte es Ludwig Kurmann unter Leitung seines Inspektionsoffiziers, des Oberleutnants zur See von Holbach, so weit gebracht, daß er den aktiven Freiwächtern zugeteilt werden konnte und damit von einem Rekruten zum wirklichen Matrosen ernannt wurde. Das ging natürlich nicht ohne besondere Feierlichkeit ab. Auf Kosten unseres Freundes mußte der Obersteward einen steifen Grog für die gesamte Mannschaft brauen, und unzählige Male wurde auf das Wohl „unseres Einjährigen“, so hieß er auf dem ganzen Schiff, getrunken. Abends wurde ihm die Ehre zu teil, durch Leutnant von Holbach in die Offiziersmesse eingeladen zu werden. Da gab es vorzüglichen Champagner, und auch hier mußte Kurmann dem wiederholten freundlichen Zutrinken der Offiziere Bescheid geben. Kein Wunder, daß er gegen elf Uhr abends seinen Kopf so schwer fühlte, daß er sich kaum mehr aufrecht halten konnte. Da erließ der freundliche Kapitän Ingenohl folgenden Befehl: „Der einjährig freiwillige Matrose Kurmann begibt sich jetzt in seine Hängematte. Dieselbe bleibt morgen hängen, und der Einjährige schläft darin bis um 11 Uhr 30. Wenn es „Mar Deck“ pfeift, steht er auf, zurt seine Hängematte und erscheint beim Signal: „Alle Mann Mittag“ an seinem Platz. Haben Sie mich verstanden, Einjähriger?“

„Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant.“

„Gute Nacht.“

„Gute Nacht, Herr Kapitänleutnant.“

Damit erhob sich unser Freund, stand vor allen Offizieren als

Zeichen des Abschiedes vorschriftsgemäß still, machte hierauf stramm kehrt und verließ die Offiziersmesse. Außen freilich ließ die Strammheit seines Ganges sehr nach. Er schwankte unter allen möglichen Schlangenbewegungen nach seinem Plaze, warf die Uniform durchaus nicht so ordentlich wie sonst zur Seite, kroch in seine Hängematte und schlief sofort ein.

Am andern Mittag war er mit vollkommen klarem Kopf zur Stelle. Der Dienst für ihn ging von da an wieder seinen gewohnten Weg.

Im nächsten Frühjahr konnte Ludwig Kurmann folgende Postkarte nach Straßburg senden:

„Schanghai, 1. April 1896.

Geliebteste Eltern und Geschwister!

Soeben habe ich die gelbe Wollbandauszeichnung des Obermatrosen erhalten. Es ist dies die Anerkennung meiner bisherigen guten Führung und hinreichend erlangter Ausbildung. Damit stände mir der Weg zum Reserve-Seeoffizier offen. Ich wähle aber den zum Seekadetten. Es geht mir gut, ich bin gesund und wohl und fühle mich überglücklich in meinem schönen, stolzen Berufe. Mit großer Freude vernahm ich, daß auch Ihr Euch gut in Straßburg eingelebt habt, und daß Beckerle mit so geringer Strafe durchkam und nun bald wieder in seiner flotten Husarenuniform herumwandelt. Grüßt ihn bestens und seid alle herzlichst gegrüßt und geküßt von Euerem Ludwig.

Überzähliger Obermatrose auf S. M. Kanonenboot „Itis“.

Am 11. April 1896 trat eine die gesamte Besatzung des „Itis“ berührende Änderung im Kommandoverhältnis ein. Kapitänleutnant Jugenohl war seit einiger Zeit zum Korvettenkapitän befördert worden und sollte durch den Kapitänleutnant Braun abgelöst werden.

Dieser war heute mit dem Lloydampfer „Sachsen“ in Hongkong, wo der „Itis“ gerade im Hafen lag, angekommen und wurde an Bord desselben erwartet.

Dem neuen Kapitän ging ein sehr guter Ruf sowohl als Offizier wie als Mensch voraus. Das wußten aber nur die Herren an Bord. Die Mannschaft kannte ihn noch nicht.

„Wie wird er sein? Ob das gleiche Einvernehmen zwischen den

Offizieren bleibt wie bisher? Ist das nicht der Fall, so empfindet das auch die Mannschaft auf keineswegs angenehme Art.“

So und ähnlich lauteten die Redensarten, welche Kurmann vor dem Eintreffen des Kapitanleutnants Braun von seinen Kameraden vernahm. Natürlich sah er nun ebenfalls mit größter Spannung dem neuen Kommandanten entgegen, denn auf einem Kriegsschiff hat ja derselbe fast unumschränkte Gewalt, und in seiner Hand liegt es, das Leben an Bord interessant und angenehm, im entgegengesetzten Fall aber auch hart, ja fast unerträglich zu gestalten.

Nun kam die Pinasse mit Kapitanleutnant Braun an. Ein junger hübscher blonder Offizier mit strammem Schnurrbart erstieg das Fallreep. Die Besatzung stand in Paradeanzug auf Deck und sah gespannt ihrem neuen Kommandanten entgegen. Schon der erste Anblick gewann dem Kapitanleutnant Braun die Herzen seiner zukünftigen Untergebenen. Sein klares Auge verriet unbeugsamen Willen und Tatkraft, sein Auftreten und seine Haltung zeigten Gesundheit, Gewandtheit und Zähigkeit, und die Art, mit der er die Offiziere und Mannschaften begrüßte, gab deutlich sein wohlwollendes Wesen und seine Liebenswürdigkeit kund. Jeder Unteroffizier und Matrose und mit ihnen auch unser Freund armeten erleichtert auf, denn das erkannte jeder sofort: „Unter Braun wird ebenfalls strammer aber guter Dienstbetrieb herrschen. Der ‚Itis‘ hat eben Glück mit seinen Kommandanten.“

Die Zukunft bestätigte all die gehegten Erwartungen. Von Tag zu Tag wurde der neue Kommandant von seinen Offizieren und Leuten mehr verehrt und geliebt. Das Einvernehmen zwischen ihm und den Offizieren wurde bald ein wahrhaft herzliches, und jeder einzelne Matrose sah in Kapitanleutnant Braun nach kurzer Zeit das Muster eines tüchtigen, strammen, gerechten und wohlwollenden Vorgesetzten. Ludwig Kurmann aber schwärmte schon nach sechs Wochen mit wahrer Begeisterung von seinem Kommandanten. Er hatte auch alle Ursache dazu, denn Braun zeigte sich gegen den einzigen Einjährigen seines Schiffes von ganz besonderer, wahrhaft väterlicher Liebenswürdigkeit und Fürsorge.

Behntes Kapitel.

Am 15. April verließ der „Itis“ unter seinem neuen Kommandanten Hongkong und dampfte langsam nordwärts nach Amoy. Das war eine richtige Probefahrt für den Kapitän und sein Schiff. Es herrschte so dichter Nebel, daß man kaum den Weg finden konnte. Aber es ging doch, dank der Tüchtigkeit der Offiziere und der strammen Schulung der Leute. Am 17. April setzte der „Itis“ seinen Weg nordwärts fort und gelangte bald nach Schanghai. Dort blieb das Kanonenboot bis 19. Juni. In dieser Zeit lernte Ludwig Kurmann Kapitänleutnant Braun auch als Gastgeber kennen. Ein ungemein geselliges Leben entwickelte sich an Bord und fand seinen Glanzpunkt in einem auf dem „Itis“ veranstalteten Ball. Tagelang wurden hierzu Vorbereitungen getroffen. Schließlich war das ganze Oberdeck des Schiffes in ein reizendes Zelt verwandelt. Nun erschienen die Damen und Herren der europäischen Kolonie von Schanghai, und auf den Planken, auf denen sonst die Exercitien der Matrosen stattfanden, drehten sich heute flotte Paare nach den lustigen Melodien eines Walzers, oder Leutnant von Holbach führte in heiterer Polonaise die fröhliche Welt durch die unteren ebenfalls festlich geschmückten Räume des Schiffes.

„Einjähriger Kurmann, selbstverständlich tanzen Sie mit. Für heute gehören Sie ganz zum Offizierkorps. Ich hoffe, daß Sie als tüchtiger Walzertänzer uns Ehre machen.“

„Ich werde mir alle Mühe geben, Herr Kapitänleutnant.“

Und wie stolz fühlte sich unser junger Freund ob dieser liebenswürdigen Aufforderung des Kommandanten! Und wie bestrebte er sich, den in ihn gestellten Erwartungen zu genügen! Er tanzte gut und hübsch. Besonders kamen ihm aber heute seine Kenntnisse in der französischen und italienischen Sprache zu statten. Ununterbrochen mußte er den

Dolmetscher machen, und einzelne Damen waren von ihm so entzückt, daß sie ihn gar nicht mehr freigaben.

Eine derselben bemerkte so, daß er es hörte, zu Kapitänleutnant Braun: „Ihr junger Einjähriger ist wirklich ein reizender Mensch.“ Dieses Lob aus dem Munde einer hübschen Dame brachte ihn etwas in Verlegenheit. Die Antwort des Herrn Braun darauf machte ihn wahrhaft glücklich.

„Er ist noch mehr, gnädige Frau, er ist ein ordentlicher und braver Matrose und wird ein tüchtiger Offizier werden.“

Wie gern hätte Ludwig seinem geliebten Kommandanten für diese Worte innigst gedankt. Das ging aber nicht an. Doch in seinem Innern schwur sich der junge Mann, alles, was in seinen Kräften stand, daran zu wenden, um das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

Kapitänleutnant Braun verstand es, mit seinen Untergebenen richtig umzugehen, und hatte erkannt, daß bei Ludwig Kurmann ein Lob und ein Appell an das Ehrgefühl genügten, um ihn zu den höchsten Leistungen anzuspornen. Am folgenden Tage zeigte sich das Wohlwollen des Kommandanten gegen seinen Einjährigen von neuem.

„Kurmann!“

Im Nu stand unser Freund vor dem Offizier.

„Der Herr Kapitänleutnant befehlen?“

„Ich habe mit den übrigen Herren gesprochen und diese sind einverstanden, daß Sie von nun an, so wie es bei Seekadetten der Brauch ist, am Tisch der Offiziersmesse teilnehmen. Von nun an sind Sie auch nicht mehr an den Zapfenstreich gebunden. Es ist mir angenehm, wenn Sie sich in Zukunft mehr an die Offiziere halten. Von morgen an werde ich Ihnen auch den Matrosen Bullig als Burschen zuteilen. Wenn Sie über irgend etwas in Zweifel sind, so wenden Sie sich an den Leutnant Prasse.“

Stramm stand der Einjährige vor dem Kapitänleutnant. Aber alles Blut war ihm in den Kopf gestiegen, und seine Augen bligten förmlich vor Glückseligkeit. Er hatte sich jedoch in der Gewalt. Nicht ein Finger rührte sich, keine Muskel zuckte. Nur seine Stimme zitterte, als er vorchriftsmäßig antwortete: „Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant.“ Nun

winkte ihm der Kommandant zu, stramm machte Kurmann „Rehrt“ und begab sich zu seinem Dienst.

Braun sah ihm lächelnd nach. Er wußte, aus diesem jungen Mann wird ein braver Offizier. Und Ludwig sagte zu sich selbst: „Für meinen Kapitän gehe ich durch Feuer und Wasser.“

Am 19. Juni setzte der „Itis“ seinen Weg fort und zwar nach Tschifu. Das Wetter war außerordentlich ruhig, die See spiegelglatt. Man konnte sogar die dicht über Wasser liegenden Fenster und Luken offen lassen, was sonst fast nie vorkam. Bis spät in der Nacht saßen die Offiziere und Ludwig Kurmann auf Deck, freuten sich über den klaren Sternenhimmel und schwelgten in der herrlichen, frischen Luft. In Tschifu war das ganze deutsche Kreuzergeschwader versammelt, und man glaubte hier längere Zeit mit den Kameraden des „Cormoran“, der „Irene“ und „Arcona“ verkehren zu können.

Plötzlich erhielt Kapitänleutnant Braun Befehl, in See zu gehen, und verließ mit seinem „Itis“ am 23. Juli 1896 früh vier Uhr Tschifu.

Da begann die Todesfahrt der Helden.

Wetter und See waren gut, das Barometer stand ausgezeichnet. Selten ist ein Schiff unter so günstigen Erwartungen in See gegangen. Im Laufe des Tages fing es zu regnen an. Auch der Wind wurde stärker.

„Na, Einjähriger, heute kann es zum Opfer für Neptun kommen. Ihre Nasenspitze fängt schon an etwas grünlich zu schimmern. Ist Ihnen wohl schon etwas unbehaglich im Magen?“

„Werde mich schon beherrschen, Herr Leutnant. Ich wäre ganz froh, einmal einen ordentlichen Sturm zu erleben. Das muß man doch auch kennen lernen.“

„Das kann schon kommen. Das Barometer ist plötzlich sehr gefallen. Gehen Sie aber unter Deck. Hier wird man bis auf die Haut naß. Und Sie haben ja jetzt keinen Dienst.“

Kurmann stieg hinab. Dort wurde trotz der beginnenden starken Schwankungen des Kanonenbootes ruhig gepußt und gearbeitet wie immer. Die alten viel gereisten Seeleute kümmerte das bißchen Schaukeln gar nicht.

Etwa um vier Uhr wurde das Signal „Erste Division und Freiwächter“ gepfiffen. Im Nu stürzten die betreffenden Leute und mit ihnen unser Freund auf Deck. Dort erschallten laut die Kommandos des Leutnants Prasse:

„Gaffelsegel setzen!“

„Gaffelsegel los!“

„An die Schotten und Ausholer!“

„Hol steif! Hol aus!“

„Fest!“

Nun stand das Gaffelsegel. Ebenso wurde das Stagssegel gesetzt.

Dagegen erschallten die Kommandos:

„Besan bergen!“

„An die Besansgeitaue!“

„Hol steif! Gei auf!“

Damit war das Besansegel gerefft.

Es ist eine wahre Freude, solche Segelmanöver auf einem deutschen Kriegsschiff zu beobachten. Da geht alles wie bei einer Maschine. Die Leute greifen zusammen, als ob nur eine Kraft ihre Muskeln in Bewegung setzte. Und es ist ja auch nur eine Triebfeder, nämlich der feste Wille jedes einzelnen, das erhaltene Kommando so auszuführen, wie es gegeben und verstanden wurde. Das ist eben deutsche Mannszucht, gleich mächtig bei Armee und Flotte, gleichgültig ob es sich um Landratten oder Seehären, um alte Leute oder Neulinge im Dienst handelt.

Nun lief das Schiff etwas ruhiger, weil es durch die Segel ein wenig fester gehalten wurde.

Die Segel-Manöverdivision und die Freiwächter durften wieder unter Deck gehen.

Der Wind blies jedoch immer mächtiger. Trotz der Segel schlingerte das Boot bald so, daß Kurmann sich nicht mehr halten konnte und sogar einmal zu Boden fiel.

„Ja, ja,“ rief lachend ein alter Maat. „Nun heißt es anders tanzen, als vor einigen Tagen beim Ball. Der Wind läßt nicht so mit sich spielen wie das hübsche Mädchen, mit dem Sie den einen Walzer ganz durchtanzten. Warten Sie nur, es kommt schon noch besser. Dann

werden Sie wohl immer auf dem Bauch oder auf dessen Gegenteil tanzen.“

Alles lachte vergnügt los. Kurmann gab sich die größte Mühe, sich aufrecht zu halten, und es gelang ihm auch. Die notwendigen Anstrengungen und sein fester Wille, sich vor den Leuten nicht lächerlich zu machen, hatten auch zur Folge, daß er das aufsteigende Übelsein überwand und nicht seekrank wurde, selbst als ein Teil der jüngeren Matrosen diesem Leiden anheimfiel.

Mit einem Male ging ein Surren durch das ganze Schiff, als ob es in allen seinen Teilen erzitterte.

„Was ist das?“

„Die Schraube läuft außer Wasser. Unser kleiner ‚Itis‘ stampft tüchtig. Das tut nichts. Erinnert ihr euch noch an unsere vorjährige Fahrt von Schanghai nach Kobe? Das war ein Wetter! Manchmal schien es, als ob unser ‚Itis‘ sich aufbäumen und dann wieder hinten ausschlagen wollte wie ein hochiges Pferd. Da hätten Sie was erleben können, Herr Kurmann.“

Ein Signal rief wieder die Leute auf Deck. Die Sturmsegel wurden geborgen. Baldkehrten die Matrosen unter Deck zurück und plauderten lustig und guter Dinge weiter. Der Wind, dessen Stärke (chon 7 bis 8*) betrug, nahm immer mehr zu. Bald segten mächtige Wellen über Bord, und das Schiff nahm so viel Wasser über, daß es stark überlag, d. h. sich zur Seite neigte. Das kümmerte die brave Besatzung wenig. Sie kannte ja die vortrefflichen Seeigenschaften ihres kleinen „Itis“, und die Dampfmaschine hielt gut aus.

Ferner erkannten die Leute bald, was für ein ruhiger, tüchtiger und entschlossener Kapitän ihr neuer Kommandant war. Der stand die ganze Zeit in Sturm und Regen auf der Kommandobrücke, sichtete den Leuchtturm von Schantung, beobachtete die Schnelligkeit seines Schiffes, den Seegang u. s. w., kurz, war eben auf seinem Posten, wie nur ein braver Kapitän auf seinem Posten sein kann.

Gegen Abend mußten doch die Sturmsegel gesetzt werden, denn das Großgaffelsegel riß aus den Riefen, und auch die Vordergaffel erlitt eine Havarie.

*) Man teilt den Wind in 12 Stärken. 1 ist fast kein Wind, 12 ein Orkan.

Mehrere von den Heizern waren seefrank geworden.

„Matrosen an deren Stelle!“

Es geschah, und dank den eifrigen Bemühungen der Leute gelang es, den nötigen Dampfdruck zu halten. Die Maschinen liefen flott mit 120 Umdrehungen in der Minute, das Schiff legte etwa sechs Seemeilen in der Stunde zurück. Die Dunkelheit trat ein.

Signal: „Hängematten.“

„Sehen Sie, Einjähriger,“ rief ein Obermaat, „die Geschichte hat gar keinen Wert. Legen Sie sich aufs Ohr und verschlafen Sie das Kribbeln und Krabbeln im Bauch.“

So ganz einfach war die Sache aber doch nicht. Das drückte der beim Austeilen der Hängematten beigefügte Befehl aus, die Mannschaft habe in den Kleibern zu schlafen.

Um zehn Uhr nachts Signal: „Alle Mann!“

Im Nu waren die Leute auf Deck. Die Segel wurden geborgen, und die Maschine erhielt Befehl, langsamer zu fahren. Alles das drückte aus, daß die Hauptgefahr vorüber war. Man konnte freilich in der durchaus finstern Nacht nicht das Geringste von der Küste, die noch unheimlich nahe war, entdecken. Kein Leuchtturm, kein Felsen war erkennbar, nicht der mindeste Ausblick war möglich. Darum ahnte man die furchtbare Gefahr nicht.

Da man jetzt voraussichtlich freies Meer vor sich hatte, und damit das Schwierigste überwunden schien, so ließ Kapitänleutnant Braun nach Beendigung der Segelmanöver alle Leute außer der Wache wieder wegtreten und sich in die Hängematten legen.

Er selbst, der pflichtgetreue Offizier, blieb mit dem Leutnant der Wache auf der Kommandobrücke und beobachtete die Fahrt seines Schiffes weiter.

Bald schließ die dienstfreie Mannschaft wieder friedlich unter Deck. Man glaubt gar nicht, welche Schlafgewandtheit solche Seebären besitzen. Noch fünf Minuten vorher haben sie mit Aufwendung aller Geistes- und Körperkräfte beim Segelreffen gearbeitet, jede Sekunde konnte sie ein Stoß, ein Schlag des Segels auf Nimmerwiederkehr hinabschleudern in die schwarze, zischende, tosende Flut, und jetzt schlafen sie trotz dieser Aufregungen, als ob sie seit Stunden im ruhigsten Bett

zu Hause lägen und sich durch Vaters Wein und der Mutter Lederbissen eine ganz besondere Bettstchwere angeeignet hätten. Dabei wirft das Stampfen und Schlingern des Schiffes die Hängematte so hin und her, daß einer Landratte bei einer solchen ersten Erfahrung im Kopf ganz toll zu Mute wird und von Schlaf bei ihr keine Rede ist.

Eine solche Landratte war aber Ludwig Kurmann längst nicht mehr. Er schlief ebenso wie seine Kameraden fest in seiner Hängematte.

Plötzlich — etwa nachts elf Uhr — erschütterte ein fürchterlicher Stoß das ganze Schiff. Gleich darauf folgte ein zweiter ebenso heftiger.

Im Nu waren alle Schläfer wach und sprangen aus den Hängematten.

Signalpfeife: „Alle Mann!“

Kommandos: „Alle Mann aus dem Zwischendeck! Das Schiff sitzt fest!“

Wie da jeder rannte! Wie da im Nu alles oben auf Deck war! Kurmann eilte gerade an der Leiter zum Maschinenraum vorbei. Er sah, daß dieser halb voll Wasser stand, wie der Oberheizer Langenberg mit fast übermenschlicher Kraft sich abmühte, die Schottentür nach dem Heizraum zu schließen, wie er von dem Versuch abstehen mußte, denn das Wasser ging dem großen Manne schon bis an die Brust, wie noch einmal das Feuer aus den Kesseln schlug, dann die Lichter erloschen und zischender, weißer, dichter Dampf den ganzen Maschinenraum erfüllte. Da zog durch seine Seele blitzartig der entsetzliche Gedanke: „Unser schönes Schiff, der ‚Itis‘, ist verloren.“ Im Dunkel rannte er nun auch nach der Treppe. Dort arbeiteten sich die Leute stumm aber in größter Ordnung nach dem Deck hinauf. Das war nicht leicht, denn der umgestürzte Hühnerstall lag auf dem Lukenausgang. Endlich war alles oben, als der letzte der Einjährig-Freiwillige Ludwig Kurmann.

Schwarze, fast undurchsichtige Nacht!

Nur um das Schiff herum erkannte man im weißschimmernden Gischt der Brandung scharfe schwarze Felsen. Darauf lag der Itis, und unerbittlich peitschte der Orkan ganze Wogenberge heran, auf und über das arme Schiff. Dazu prasselten Regen- und Hagelschauer nieder, die Hölle war los.

Verderben, Tod heulte der Sturm, und all die armen Schiffbrüchigen verstanden den schaurigen Ruf; sie wußten, es ging zu Ende.

Aber nicht tatenlos wollten sie untergehen; der Schreck hatte die Braven nicht starr gefesselt, und wem etwa das Fürchterliche der Lage die Willenskraft etwas gelähmt hatte, den rief die scharfe Stimme des Kommandanten zum Bewußtsein, zur Pflicht zurück. Mitten auf der Kommandobrücke stand Kapitänleutnant Braun, das Bild eines erhabenen tapfern Offiziers.

Scharf durchdrangen seine Rufe selbst das Heulen des Orkans.

„Rettungsboote klar!“

„Rettungsringe klar!“

„Hellegat aufsperrn!“

„Raketen und Sternsignale abbrennen! Die Freiwächter —“

Ein furchtbares Krachen übertäubte das Kommando.

Der „Itis“ brach mitten auseinander; das stolze schöne Schiff — ein geborstenes Wrack.

Anfangs war alles wie erstarrt.

Aus, aus auf ewig!

Da war es wieder Kapitänleutnant Braun, der unvergleichlich brave Kommandant, dessen Stimme den Sturm, das Brausen der See und alles übertönte:

„Kameraden, angesichts des Todes ein Hurra für unsern Kaiser! Seine Majestät der Kaiser hurra, hurra, hurra!“

Und donnernd, mächtiger als Bogenschwall und Heulen des Orkans erscholl es aus dem Munde der dem Untergang Geweihten: „Hurra, hurra, hurra!“ —

Deutsche! Deutsche Jugend, das vergeßt nie! Der Itis, sein Kommandant, seine Besatzung bleibe in euerm Geist, in euerm Herzen in steter Erinnerung! Die Männer, die dort im fernen Asien starben, das waren echte deutsche Helden! —

Ludwig Kurmann hielt sich an einem Tau an der Reling. Er sah und hörte nichts von Sturm und Wetter; er sah und hörte nur seinen Kommandanten.

Welch ein Mann!

Und als Braun das Hurra auf den Kaiser ausbrachte, da antwortete

Lanera, Der Freiwillige des „Itis“.

keine Stimme so laut, so kräftig, wie die des ehemaligen Franzosen, des jetzigen deutschen Obermatrosen Kurmann: „Hurra, hurra, hurra!“

Ob es der Kapitän besonders gehört hatte? Sein zustimmender Blick wandte sich nach der Seite, wo der Einjährige stand. Er sah ihn in der Dunkelheit nicht. Aber dieser erkannte deutlich die Gestalt seines Kapitäns, die sich vom nächtlichen Himmel abhob.

Da stürzte eine mächtige Woge über die Kommandobrücke. Das ganze freiliegende Hinterteil des geborstenen „Altis“ erzitterte unter ihrem Druck. Kurmann verschwand einen Augenblick unter der Wassermasse. Aber er hatte sich festgeklammert und stand wieder aufrecht, als die Welle vorbeigezogen war. Er blickte nach der Kommandobrücke. Sie war leer. Die Woge hatte den Kapitänleutnant Braun und die neben ihm stehenden Leutnants von Holbach und Prasse mitgerissen; die Fluten hatten die Braven in ihrer Tiefe begraben.

Tränen liefen über die Wangen Kurmanns. Er dachte noch nicht an sich. Er beweinte seinen Kommandanten, den unvergeßlichen Kapitänleutnant Braun, er trauerte um die braven, so liebenswürdigen Offiziere des „Altis“, die Leutnants von Holbach, Prasse und Fraustädter. Er wußte ja, sie waren alle tot.

Noch hingen die beiden Teile des „Altis“ vermittels der Taue aneinander. Aber immer größer wurde die Kluft zwischen Vorder- und Achterschiff, und jede neue Welle vermehrte den leeren Raum, in den die Wasser wie in eine geöffnete Schleuse hineinstürzten. An Deck war schon alles in tausend Trümmern.

Nun gab sich Kurmann verloren.

„Gott sei meiner armen Seele gnädig.“

Plötzlich schrie eine Stimme neben ihm: „Einjähriger, hier haben Sie meinen Rettungsring. Sie können ja doch nicht schwimmen, und ich komme, wenn es Gottes Wille ist, auch so an Land. Suchen Sie das Achterteil zu erreichen. Hier ist bald alles zu Ende.“

Es war der brave Oberfeuerwerksmaat Raehm. Am Tauwerk kletterte derselbe nach dem Hinterschiff voraus. Kurmann folgte. Eine Woge schleuderte unsern Freund an den Mast, daß ihm beinahe Hören und Sehen verging. Aber er hielt sich an einem Tau fest, und auch seinen Rettungsring ließ er nicht los. Zerschunden und zerschlagen kam er end-

lich auf dem Hinterdeck an, hängte den Rettungsring um und klammerte sich an den Wanten fest. Der größte Teil der Mannschaft hatte sich ebenfalls hierher gerettet und hing am Tauwerk und wo sonst nur etwas Halt zu gewinnen war. Nun griff die Verzweiflung um sich; man hörte Weherufen und Klagen. Da war es wieder ein echt deutscher Held, der nochmals den Mut der Unglücklichen etwas aufrichtete, jener Oberfeuerwerksmaat Raehm. Der hatte schon oft dem Tode ins Auge geschaut. Immer aber bewahrte er den frohen, frischen Seemannsmut, und die Stimme des fangeskundigen Mannes half wiederholt über gefährliche Augenblicke hinweg. Das versuchte er auch jetzt. Laut und ohne Bittern erhob er hier in der Todesstunde abermals die Stimme und begann das schöne Flaggenlied, und die Kameraden, die sich gegen Sturm und Wellen kaum mehr halten konnten, fielen ein und sangen:

„Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot von unsres Schiffes Mast,
Dem Feinde weh, der sie bedroht, der diese Farben haßt.
Sie flattert an der Heimat Strand im Winde hin und her
Und weit vom teuern Vaterland auf sturmbewegtem Meer.
Ihr woll'n wir treu ergeben sein, getreu bis in den Tod,
Ihr woll'n wir unser Leben weihn, der Flagge schwarz-weiß-rot.

Allüberall, wo auf dem Meer empor ein Mast sich reckt,
Da steht die deutsche Flagge sehr in Achtung und Respekt.
Sie bietet auf dem Meere Schutz dem Reiche allezeit,
Jedweden tüd'schen Feind zum Trutz, der Deutschlands Ehr' bedräut.
Fürwahr wo unsre Flagge weht, da hat es keine Not,
Hoch leb', die hoch in Ehren steht, die Flagge schwarz-weiß-rot.

Und wenn ein feindlich Schiff uns naht und 's heißt: „Mar zum Gefecht“ —
Dann drängt's auch uns zu kühner That, wir kämpfen auch nicht schlecht.
Und bringt ein feindliches Geschöß in eines Seemanns Herz,
Nicht klagt der wackre Kampfgenoß, ihm macht es keinen Schmerz.
„Hoho,“ ruft er, „was schadet's mir, ich sterb' den Ehrentod
Für Deutschlands heiliges Panier, die Flagge schwarz-weiß-rot.“

Treibt auch des wilden Sturms Gewalt uns an ein Felsenriff,
Gleichviel in welcherlei Gestalt Gefahr droht unserm Schiff,
Wir wanken und wir weichen nicht, wir tun wie's Seemanns Brauch,
Den Tod nicht scheuend, unsre Pflicht noch bis zum letzten —“

Plötzlich — ein furchtbarer Schrei, ein entsetzliches Rufen, dann vernahmen die wenigen Matrosen, welche noch auf dem Vorschiff oder im

Tauwerk hingen, keine menschliche Stimme mehr. Das Hinterschiff war gekentert und wurde wieder, und zwar den Kiel oben, auf das Riff geworfen. Glücklicher, der einfach zerquetscht und erdrückt ward. Der mußte nicht lange leiden. Auch wer sofort unter Wasser gepreßt wurde, hatte schnell ausgelitten. Aber die Armen, welche in der Brandung schwammen und nun ununterbrochen an die Felsen geschmettert wurden, denen der fürchterliche Anprall die Arme, die Beine zerbrach, und die immer noch hofften, doch auf der Klippe Rettung zu finden! Die marterten sich lange Zeit, manche stundenlang ab. Da hatte endlich einer eine Felszacke erfaßt und hing daran, fand aber nicht die Kraft, sich hinauf zu schwingen. Sein einer Arm war ja gebrochen. Es kam eine neue Welle. „Reißt sie mich mit?“ Er klammert sich krampfhaft so fest, daß die Haut am scharfen Stein kleben bleibt. Das Wasser zieht ihn weg; das Wasser wirft ihn aber auch wieder an die Felskanten. Er kann sich halten.

„Gott sei gedankt! Die Welle ist fort!“ Er atmet auf.

„Um Himmels willen, da kommt eine neue.“ Die war noch größer. Vergebens ist alle seine Anstrengung, die Finger erlahmen, er läßt los. Nun zieht ihn die Woge ganz zurück und schmettert ihn wieder an den Felsen an. Zwei — dreimal. Jetzt ist er tot. Ein formloser blutender Stumpf schlägt immer von neuem am Gestein an. Es war ein Mensch.

Ein anderer dünkt sich schon gerettet. Er konnte eine Klippe ersteigen. Acht, zehn Wellenschläge hat er schon ausgehalten, obwohl jeder ihn vollständig überschüttet. Wenn der Sturm nachläßt, dann kann er vielleicht das Land erreichen. Wo ist es? In der entsetzlichen Dunkelheit sieht man nichts als schwarze Felsen und daran emporstrebend den weißen Gischt der Brandung. Über zwei Stunden hängt der Unglückliche so in Qual und Todesangst am Felsen. Eine neue Böe jagt daher. Sie peitscht die Wogen zu besonderer Höhe empor. Sie überflutet auch die höheren Klippen. Als das Wasser zurückweicht, ist der Fels leer. Der Bedauernswerte! Umsonst die stundenlange Marter. Nun liegt er auch unten auf dem Sandboden des Meeres und rollt von den Wassern getrieben hin und her. Tot, begraben.

Wer kennt all die fürchterlichen Szenen, die jene Klippen gesehen!

Wer weiß, wie lange der letzte der armen Schiffbrüchigen dulden mußte, bis auch für ihn die Erlösung kam, der Untergang in der salzigen Flut.

Beim Kentern des Achterschiffes flog Ludwig Kurmann in weitem Bogen hinaus in das Meer. Es war sein Glück gewesen, daß er an der Keling gestanden hatte. So stürzte er nämlich außerhalb des Schiffsrumpfes ins Wasser. Durch den Fall dieses Teiles des „Itis“ wurde eine Welle erzeugt, die sich über die nächsten Klippen ergoß. Krampfhaft hatte Kurmann seinen Rettungsring festgehalten.

Ein stechender Schmerz durchzuckte ihn. Sein rechtes Knie war an einer Felskante angestreift. Aber der Ring hatte ihn gerettet und den Anprall so gemildert, daß er kein Glied brach. Neue Wasser bedeckten ihn und schleuderten ihn auf eine Platte. Fast ohnmächtig lag er dort. Unwillkürlich hielt er nur seinen Ring krampfhaft fest. Da kam wieder eine Welle, hob ihn in die Höhe und trug ihn fort. Dreimal stieß er am Gestein an. Eine Wunde klappte an seinem Kopf; Arme und Beine waren ihm zerschunden. Aber er behielt die Besinnung. Er atmete tief auf, wenn ihn sein Ring über die Wasseroberfläche erhob, er hielt die Luft an, wenn ihn die nasse Flut bedeckte. So trieb es ihn eine Ewigkeit, wie er meinte, hin und her. Es dauerte in Wahrheit kaum eine halbe Stunde. Durch Zufall war er an einer niederen Stelle über die Felsenbarre weggetragen worden und schwamm jetzt in dem Meeresarm zwischen den Klippen und dem Strande mitten in der Brandung. Hätte er sich mehr aufrichten können, er hätte Boden gefunden. Aber er sah ja nichts in der Dunkelheit, er wußte nicht, daß die Rettung so nahe war, und da ließ er sich, immer mehr ermattend, schließlich willenlos von den Wellen hin und her werfen. Er gab sich nun verloren. Wiederum, ähnlich wie damals im Segelboot auf dem Tyrhenischen Meer, zog durch seine Seele die Erinnerung an seine Lieben. „Lebt wohl, teure Eltern! Lebt wohl, meine guten Geschwister. Vergesst euern Ludwig nicht. Gott sei mir gnädig.“

Plötzlich stieß er mit der Schulter an. Er zuckte zusammen, er meinte, es sei abermals ein Felsen, an dem er zerschellen würde. Ein zweiter Stoß. Das war ja weich!

„Sand! Eine Sandbank!“

Im Nu fand er seine ganze Willenskraft wieder. Er warf sich

herum, tastete mit den Händen ins Wasser und fand wirklich Sand, weichen Sand. Jetzt richtete er sich auf und stand auf festem Boden. Die allmählich sich hier verlaufende Brandung reichte ihm wenig über die Kniee.

„Gott sei gepriesen! Gott sei gedankt!“

Das war sein Erstes.

Jetzt suchte er mit seinen Blicken die Dunkelheit zu durchdringen. Bald erkannte er den langen Streifen der heller schimmernden Brandung. Dahinter also war das wütende Meer. Von den Klippen herüber toste und donnerte es ununterbrochen weiter. Vor ihm aber herrschte Stille und schwarze Nacht. Vorsichtig, langsam schritt er vorwärts. Der flache Strand erhob sich allmählich, jetzt erreichte ihn die Brandung nicht mehr, er befand sich im Trocknen, er war geborgen, gerettet.

Noch einige Schritte ging er weiter, erstieg eine kleine Sanddüne und suchte abermals die Dunkelheit zu durchblicken. Vergebens. Da ließ er sich nieder auf den Sand. Er war ja so zerschlagen, so todmüde, daß er nicht mehr stehen konnte. Nun legte er den Rettungsring ab, zog die nassen Kleider aus, streckte sich auf dem Sand nieder und beschloß, hier den Tagesanbruch zu erwarten. Seine Wunde am Kopfe war nicht bedeutend.

Noch einmal raffte er sich aber auf, kniete nieder und dankte in inbrünstigem Gebet seinem Schöpfer für seine Rettung.

Dann fiel er auf den Sand zurück und suchte die zerschlagenen Glieder zu stärken und durch Ruhe neu zu kräftigen. Aber trotz der fürchterlichen Ermattung kam kein Schlaf in seine Augen. Das Bild des Kapitänleutnants Braun, die entsetzlichen Szenen dieser Nacht, alles trat vor sein geistiges Auge. Und dazwischen folterte ihn der Gedanke, ob er wohl der einzige Überlebende der braven Besatzung des gescheiterten „Itis“ sei, ob alle Kameraden unten ruhten auf dem Grunde des Meeres.

„Der edle Raehm! Mir hat er seinen Rettungsring gegeben. Und er selbst!“

Mitten in diesem trüben Sinnen störten ihn Schritte.

Er lauschte und vernahm deutsche Worte.

Also lebten doch noch andere! Gott sei Dank. Nun rief er laut:

„Ahoi!“

Es erscholl die Antwort: „Hoi!“, und gleich darauf näherten sich die Schritte. Kurmann stand auf.

„Wer ist's?“

„Bootsmaat Moslöhner und Matrose Zimmerling. Wer sind Sie?“

„Einjährig-Freiwilliger Kurmann.“

Nun kamen die Schiffbrüchigen heran. Die drei Geretteten gaben sich stumm die Hand. Sie setzten sich nebeneinander, und allmählich erzählten sie sich ihre Erlebnisse.

Moslöhner war beim Umstürzen des Großmastes so an den Kreuzmast geschleudert worden, daß er einen Augenblick betäubt liegen blieb. Er kam aber wieder zu sich und arbeitete sich bis an das Ende des Schiffes durch. Da stürzte eine große See über den Achterteil, der Maat wurde mit ins Meer gerissen, aber gleich über die Klippen weggetragen. Wohl zehnmal überschlug er sich in der Brandung, konnte sich aber als guter Schwimmer über Wasser halten und wurde endlich auf den Strand geworfen.

Ähnlich war es Zimmerling gegangen, der Kraft und Besinnung genug behielt, ans Land zu schwimmen, indem er sich einfach in der Flutrichtung der Wellen hielt. Jetzt beschlossen die drei Schiffbrüchigen zu warten, bis es hell wurde.

Stumm saßen sie auf dem Sande und harrten, bis die Sonne aufging. Dann erstiegen sie den oberen Teil der Düne und sahen sich um. Deutlich lag jetzt die lange Felsenbarre vor ihnen, und auf derselben ragte das Wrack des Vorschiffes ihres „Itis“ in die Höhe. Tränenenden Auges blickten die Geretteten auf die spärlichen Reste des noch vor zwölf Stunden so stolzen Kanonenbootes. Die Wogen gingen immer noch gleichstark darüber, der Sturm hatte nicht im geringsten nachgelassen, die Brandung zischte, der Orkan heulte, die See glich einem kochenden Riesentessel.

„Es hilft kein Klagen mehr. Laßt uns suchen, uns mit Kleidung und Lebensmitteln zu versehen. Dort liegt ein Chinesendorf. Da wollen wir hingehen.“

Bald erreichten sie das Dorf Djü Dao.

Raum hatten die Chinesen erkannt, daß Schiffbrüchige vor ihnen standen, so zeigten sie sich von entgegenkommendster Freundlichkeit. Sie

brachten trockene Kleider herbei und gaben den ermatteten deutschen Seeleuten Brot, Reis und Früchte. Sie taten, was sie nur konnten, um das Loß der Unglücklichen zu mildern. Diese hielten sich für die einzigen Überlebenden der ganzen Besatzung.

Da erschien mit einem Male der Obermatrose Kühf. Er war erst nach Tagesanbruch vom Vorschiffwrack ab gespült worden und hatte schwimmend das vor ihm liegende Land erreicht. Von ihm erfuhren die anderen, daß noch mehrere Leute lebend auf dem Vorschiff weilten. Das wurde sofort den Chinesen deutlich gemacht. Diese opfermutigen Menschen eilten schleunigst an den Strand und wollten gleich helfen. Aber ihr ungelenttes Boot, ein sogenannter Sampan, wäre in der tosenden Brandung sofort zerschellt worden. Nach mehreren vergeblichen Versuchen mußte man vorläufig jedes weitere Bemühen aufgeben.

Den ganzen Tag über heulte der Sturm, und die See tobte und wüste in unverminderter Wut. Ebenso die folgende Nacht. Kurmann, seine Kameraden und ein Teil der Chinesen blieben trotzdem fortwährend am Strande, um keinen Augenblick zu versäumen, der zur Rettung der Armen dort im Wrack verwendet werden könnte. Alles Warten blieb jedoch vergebens. Die Schiffbrüchigen im Vorschiff versuchten ihrerseits ein Floß zu fertigen und sich darauf zu retten. Umsonst. Kaum ließen sie das zerbrechliche Fahrzeug ins Wasser, so zerschmetterten es die wilden Wogen an den Klippen. Es half nichts; man mußte weiter warten.

Endlich nach sechsunddreißig Stunden ließ der Sturm etwas nach. Nun machten die Chinesen einen neuen Versuch, mit ihrem Sampan die Klippe und das Wrack zu erreichen. Man gelangte zwar bis nahe an das Vorschiff, aber man konnte wegen der immer noch wütend empor zischenden Brandung nicht anlanden, der Sampan wäre augenblicklich zerschmettert worden. Da warf sich der erste der Schiffbrüchigen vom Wrack aus kühn in die tosende Brandung, durchschwamm sie und erreichte glücklich den Sampan. Sechs andere folgten. Sie kamen sämtlich gut ins Chinesenboot.

„Seid ihr alle? Ist niemand mehr drüben?“

„Ja. Noch der Materialienverwaltermaat Mahfarth und der Lazarettgehilfe Olbrück. Die können aber beide nicht schwimmen.“

„Was tun?“

Man machte den Chinesen klar, daß noch zwei des Schwimmens unkundige Schiffbrüchige auf dem Wrack seien. Ein braver Chinese wußte Rat. Er deutete auf den Rettungsring Kurlmanns und drückte durch Zeichen aus, daß er diesen schwimmend zum Wrack bringen und in dem Ring den einen der Verlassenen nach dem anderen zum Sampan schleppen wolle.

Es geschah. In höchster Aufregung beobachteten die Geretteten und besonders die beiden Unglücklichen auf dem Vorschiff das Unternehmen des Chinesen. War es an und für sich nicht leicht, die Brandung zu durchschwimmen, mit einem Ring wurde es noch schwieriger, weil man sich nicht so gut bewegen, also nicht schnell vorstehenden Klippen ausweichen konnte. Aber es gelang. Der tapfere Chinese erreichte das Wrack. Der Lazarettgehilfe wurde in den Ring gesetzt. Er und sein Retter sprangen kühn in die Brandung, und nun strengte sich der Chinese so tüchtig an, daß er wirklich den Ring samt seinem Inhabenden aus der Brandung heraus und zum Sampan schleppte.

Ebenso gelang dem unermüdblichen, braven Chinesen auch die Rettung des Maats Mayfarth.

Der Sampan kehrte ans Land zurück. Jetzt waren die letzten Überlebenden des „Itis“ geborgen.

Nachdem auch die soeben gelandeten neun Schiffbrüchigen von den Chinesen mit trockener Kleidung versehen worden waren und sich durch Speise gestärkt hatten, kehrten sie zum Strande zurück.

Da warf die See die ersten Opfer des fürchterlichen Schiffbruchs ans Land, zwei unkenntbare, verstümmelte Körper. Dem einen fehlte ein Arm, dem anderen klappte der Schädel, das Gehirn hing heraus und wogte im Wasser schaurig hin und her, die Gesichter waren völlig zerschlagen und zersezt. Die entsezten Matrosen zogen ihre entseelten Kameraden aufs Trockene. Vermittels der Namenlappchen an den spärlichen Überresten ihrer Kleidung erkannte man sie endlich. Es waren die Matrosen Hauf und Krahn.

Von nun an suchten die Geretteten tagtäglich den Strand ab. Die Chinesen sandten Boten mit der Nachricht des Unglücks zu den Leuchtturmwärtern am Schantung-Vorgebirge und nach Tschifu und sorgten für die Schiffbrüchigen, soviel in ihren Kräften stand.

Ein Erdbeben hätte bei dem Kreuzergeschwader nicht größeres Entsetzen erregen können als diese fürchterliche Nachricht. Sofort dampfte das Geschwader nach der Unglücksstätte, nach dem Flat Rock Point.

Darüber vergingen aber doch vier Tage.

Unterdessen hatten die Schiffbrüchigen in Djü Dao immer mehr Leichen ihrer armen Kameraden gelandet.

An einem Nachmittag suchte Kurmann den Sand südlich der vorliegenden Felsenbarre ab.

Da lag ein angeschwemmter Offizier.

Er erkannte ihn sofort. Es war der Ausdruck tiefsten, echt empfundenen Schmerzes, als er ausrief:

„Mein Kapitänleutnant, mein lieber guter Kapitänleutnant!“ Nun zog er den Toten ganz aus dem Wasser und untersuchte ihn genau.

„Gott sei gedankt, der Arme hat nicht lange leiden müssen. Diese breite tiefe Wunde am Hinterkopf hat ihm jedenfalls sofort den Tod gebracht. Wahrscheinlich ist er von jener hohen See gerade auf die Klippe geworfen worden und ward beim Aufstürzen gleich erschlagen. Das ist wenigstens ein Trost für seine Hinterbliebenen. Seine arme Frau! Aber das muß ihr den schweren Verlust ertragen helfen, daß ihr Gatte so starb, wie ein deutscher Held nicht herrlicher, nicht stolzer, nicht ruhmvoller enden kann. Jenes Hurra für den Kaiser! Das war wunderbar. Es war seine letzte Handlung; dann ging er zu Grunde. Vielleicht, ja sicher galt sein letzter Gedanke Frau und Kind. Aber der letzte Ruf des sterbenden Offiziers dem Kaiser! So unterzugehen, das ist schön, das ist großartig. Ich möchte ihn fast beneiden. Das schwöre ich aber hier an deiner Leiche, du braver tapferer deutscher Kapitän, dein Beispiel soll mein ganzes Leben hindurch vor meinem geistigen Auge bleiben; es soll mich leiten und führen, es soll aus mir einen tüchtigen deutschen Seeoffizier machen.“

Wie zur Bekräftigung dieses Schwures kniete Ludwig Kurmann im Sande nieder und betete ein Vaterunser für die Seele seines verblichenen Kommandanten. Dann rief er die Kameraden herbei. Als alle vereint waren, trugen sie die Leiche ihres Kommandanten an die Stelle, wo sie einstweilen die schon aufgefundenen Toten beigesezt hatten. Die Chinesen folgten dem Trauerzuge, und man sah es den Gesichtern der

braven Dorfbewohner an, daß sie den Schmerz der fremden Seeleute verstanden und daran teilnahmen.

Nach und nach wurden immer mehr Leichen angetrieben und von den Geretteten mit Hilfe der Chinesen geborgen. Und doch waren es verhältnismäßig nur wenige. Nur siebenundzwanzig Opfer hat die See wieder herausgegeben; vierundvierzig hat sie behalten. Die ruhen auf dem Grunde des Gelben Meeres, östlich der chinesischen Provinz Schantung, vor der Sang-kau-Bai zwischen den Klippen vor Flat Rock Point. —

Wenn ihre Gräber auch nicht in deutscher Erde liegen, ihre Namen glänzen in den Jahrbüchern der deutschen Marine, sie bleiben unvergänglich als leuchtende Beispiele deutscher Pflichttreue, deutscher Mannszucht, deutscher Ehre.

Endlich traf das Kreuzergeschwader ein. Damit wurden die Geretteten ihrer traurigen Pflicht, noch weiter nach den Toten zu forschen, enthoben. Ihre Kameraden der anderen Schiffe übernahmen nun diese und alle übrigen Aufgaben.

Mit herzlichstem Danke verabschiedeten sich Kurmann und seine Kameraden von den guten Chinesen, die ja alles, was in ihren Kräften stand, getan hatten, um die Lage der Schiffbrüchigen erträglicher zu gestalten.

Mit tiefem Kummer sahen sie zum letzten Male die auf den Klippen liegenden Trümmer ihres stolzen „Altis“. Schaurig lag das Wrack des Vorschiffes mit aufgerissener Steuerbordsseite und geborstenem Kiel auf dem bei der Ebbe vollkommen trockenen Riff. Daneben ragten die Trümmer des ganz zerschmetterten Hinterschiffes ohne jeden Zusammenhang zwischen den Felsen hervor.

Jetzt erkannte man erst, welche Höhe die Sturmflut erreicht haben mußte, um das doch immerhin über drei Meter tief gehende Kanonenboot auf solche Riffe zu heben und darauf zu zerschellen. Man begriff aber auch, daß es zwischen diesem spitzen Gestein, zwischen den scharfkantigen Felszacken keine Rettung gab, daß Schiff und Mannschaft mit-leidlos zerschmettert, vernichtet werden mußten.

Alle Geretteten erhielten den Befehl, in die Heimat zurückzukehren, mit Ausnahme des einjährig freiwilligen Obermatrosen Ludwig Kur-

mann. Er sollte die letzten beiden Monate seines Dienstjahres noch beim Geschwader bleiben, um dann bei günstiger Gelegenheit nach Kiel oder auf ein Seekadettenschulschiff geschickt zu werden.

Während des letzten Aufenthaltes des „Iltis“ in Tschifu hatte unser Freund seine jetzigen Vorgesetzten schon kennen gelernt und war ihnen ebenfalls bekannt, den höheren sogar durch seinen Kapitänleutnant Braun sehr empfohlen worden.

Darum gestaltete sich sein Leben an Bord des Kreuzers „Irene“, dem er zugeteilt worden war, sehr günstig. Dazu kamen noch der Zauber, der ihn als einen der Geretteten des zerschmetterten Kanonenboots umgab, seine freundliche, bescheidene Art und seine Tüchtigkeit. Dies alles bewirkte, daß er bald der Liebling nicht nur der Vorgesetzten, sondern auch der Mannschaft wurde.

Er gab sich alle Mühe, seine Dienstobliegenheiten gründlich zu erlernen, und am 1. Oktober 1896 erntete er denn für seine Anstrengungen den ersten Lohn. Er wurde nach Beendigung seines Freiwilligenjahres nicht zum Seekadetten, sondern sofort zum Fähnrich zur See befördert und zu einem Seekadettenschulschiff, welches damals im Mittelmeer kreuzte, kommandiert.

Nun hieß es Abschied nehmen. Es wurde unserm Freunde nicht schwer. Trotzdem er sich auf der „Irene“ sehr wohl gefühlt hatte, so war er sich doch als ein Halbfremder vorgekommen. Seine Seeheimat, sein „Iltis“, lag ja zerschellt auf den Klippen von Flat Rocky Point, und seine Familie und deren Oberhaupt, dessen brave Besatzung und ihr unvergeßlicher Kommandant, Kapitänleutnant Braun, ruhten auf dem Grunde oder am Gestade des Gelben Meeres.

Anfang Oktober verließ er das Kreuzergeschwader und fuhr über Colombo, Aden, Suez, Port Said und Jaffa nach Smyrna. Dort brauchte er nur einige Tage zu warten, dann kam sein Schulschiff. Er meldete sich, und nun begann für ihn ein neues Leben, ein Leben des Studiums, des Lernens zur Vorbereitung für die Aufnahme in die Marineschule und später für die Seeoffiziersprüfung.

Elftes Kapitel.

Es ist unserer Erzählung nur noch wenig nachzutragen.

Nach Vollendung eines weiteren Dienstjahres, während dessen unser Freund auf seinem Seekadettenschulschiff das ganze Mittelmeer und dann einen Teil der Nordsee befahren hatte, erhielt er vor dem Eintritt in die Marineschule von Kiel drei Wochen Urlaub, um die Seinigen zu besuchen.

Er fuhr von Wilhelmshaven ohne Umweg nach Straßburg. An der Bahn schon empfangen ihn alle, Vater, Mutter, die Geschwister, Großvater Ballinger und ein strammer Husarenunteroffizier, Beckerle, der eigens von Mülhausen hergereist kam. Das war ein Glück und eine Freude! Im Triumph wurde der junge Seemann in die Stadt geführt, aber nicht mehr nach der engen alten Schlossergasse, sondern in die elegante Ruprechtsauer Allee. Vor einer schönen großen Villa hielt man.

„Da sind wir jetzt zu Hause. Unten wohnt der Großvater; oben sind wir. Du bist Gast beim Großvater. Er hat es nicht anders getan.“

Ludwig trat ein. Unter der mit Blumen und Kränzen geschmückten Thür empfing ihn die alte Haushälterin Margarete.

„Gut, daß Sie gekommen sind, Herr Kurmann. Der Herr Ballinger hat's gar nicht erwarten können.“

Freudestrahlend blickte der alte Herr auf seinen Enkel, der in der flotten Uniform des Fähnrichs zur See auch ganz vorzüglich ausah.

Für unsern Freund begann eine reizende Zeit. Aber zuerst mußte er viel und lang erzählen. Als er seine Erlebnisse beim Schiffbruch berichtet und mit den Worten geschlossen hatte: „Ich habe damals in der Brandung nicht mehr gehofft, euch alle wiederzusehen,“ da bemerkte ernst der alte Kaufmann: „Gott hat dich errettet als Belohnung dafür, daß wir deinem Handeln unsere Vereinigung verdanken, daß

du mir mein Kind, deine Mutter, wiedergebracht hast. Seit jenem Tage, wo deine Eltern und deine Geschwister nach Straßburg gekommen sind, ist das Glück bei uns eingekehrt. Gott hat nicht gewollt, daß du, der eigentliche Urheber davon, im fernsten Osten den Tod finden solltest.“

Nun erzählten Ludwigs Vater, Mutter und Geschwister weiter.

Am meisten freute sich der Fähnrich, als sein Vater mit den Worten schloß: „So siehst du, Ludwig, daß all mein Mißmut gegen das Deutsche Reich und seinen Kaiser verschwunden ist. Der Untergang des ‚Itis‘ und das Verhalten seines tapferen Kommandanten sowie der ganzen braven Besatzung haben meine letzten Bedenken besiegt. Ein Volk, das solche Helden erzieht, ist ein edles, und ein Kaiser, an dem seine Offiziere und Leute selbst in der Todesstunde noch so hängen, der muß ein erhabener, ein tüchtiger Fürst sein. Seit jener Stunde bin ich ein guter Deutscher und ein treuer Untertan des Kaisers geworden.“

„Bravo, Vater! Das macht mich wirklich glücklich. Jetzt fühle ich mich erst recht wohl hier. Mit ganzem Herzen sind wir ja jetzt alle in unserer Vaterstadt, in unserer Heimat, im großen deutschen Vaterlande.“

Eine kurze Pause folgte den begeisterten Worten des Fähnrichs. Dann fuhren Frau Kurmann und die Geschwister abermals fort zu erzählen.

„Der Vater ist in das Geschäft des Großvaters eingetreten, und das gedeiht und blüht. Die Kinder machen in den Schulen ordentliche Fortschritte, und wir alle sind unendlich gern hier. Auch mit Beckerle ist es gut gegangen. Er hat vier Monate Gefängnis abgedüßt und muß drei Jahre nachdienen. Aber da er sich so ausgezeichnet gehalten hat, ist er vor etwa acht Wochen wieder zum Unteroffizier befördert worden. In fünf Monaten hat er ausgedient. Dann kommt er als Kommiss zu uns ins Geschäft. Kurzum, wir alle, die wir vor Jahren noch in Hammam Meskoutin waren, sind hier glücklich und zufrieden.“

Und da ich jetzt dich hier habe, mein Ludwig, wüßte ich keinen Wunsch mehr,“ schloß Frau Kurmann, indem sie ihren Sohn umarmte und küßte.

„Aber ich weiß doch einen, Mutter,“ fügte der Fähnrich bei, „daß

du mich nach einem Jahre hier wieder umarmen kannst, und ich dann Offizier bin, Unterleutnant zur See. Ich glaube jedoch, ich kann euch die Erreichung dieses Wunsches fest versprechen, denn soviel an mir liegt, soll es nicht fehlen, daß ich dieses Ziel erreiche.“

„Davon bin ich überzeugt,“ meinte der Großvater Ballinger, und dann rief er: „Jetzt will ich aber mit meinem Enkel spazieren gehen. Ich will den Straßburgern meinen Fährrieh zur See, den Itisshelden, zeigen.“

Schlußwort.

Ja, Ludwig Kurmann hat sein Ziel erreicht. Er wurde zum Unterleutnant zur See befördert, als solcher nach Wilhelmshaven, hierauf zum asiatischen Geschwader versetzt und nach und nach auf verschiedenen deutschen Kriegsschiffe kommandiert. Sein glücklichster Tag aber war der, als man ihn der Besatzung des neuen „Itis“, der an Stelle des im chinesischen Meer untergegangenen nach Asien gesandt worden war, zuteilte.

Er ahnte damals noch nicht, daß er draußen im fernen Osten mit seinem jüngeren Bruder, den wir aus dem dritten Kapitel kennen, zusammenleben und zugleich mit ihm eine ernste Zeit durchmachen würde, daß sie beide an den ruhmvollen Kämpfen des „Itis“ und der Deutschen überhaupt gegen die Chinesen teilnehmen und sogar ihr Blut für deutsche Ehre und deutschen Ruhm vergießen sollten. Das werden aber meine jungen Freunde kennen lernen, wenn sie im nächsten Bande „Aus der Prima nach Tientsin“ lesen, wie es dem jüngern Kurmann erging.

Shanghai, April 1900.

Lanera.

~~~~~  
Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.  
~~~~~

Jugendschriften und Geschenkwerke

aus dem Verlage von Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig

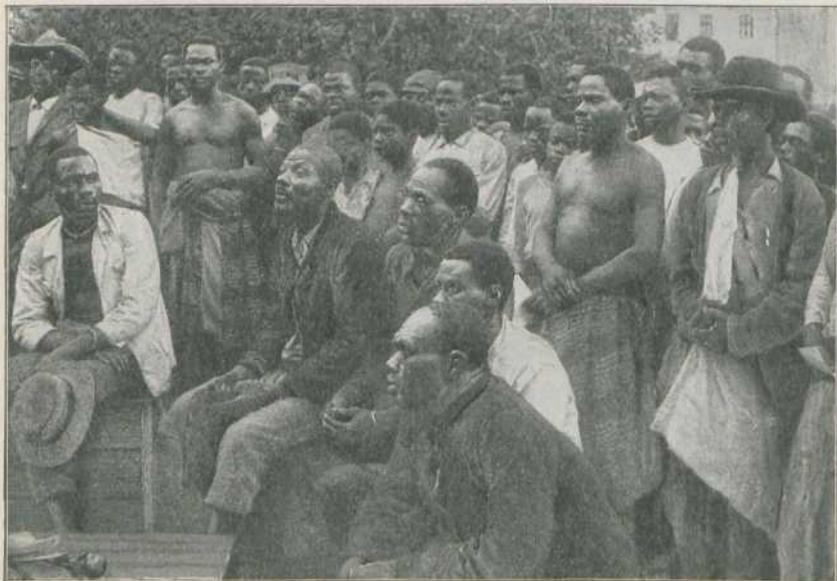
Neuigkeit Weihnachten 1907

In vollständig neuer Bearbeitung und Ausstattung erschien soeben:

Das Buch von unsern Kolonien

von
Ottomar Beta

Mit 8 farbigen Bildern nach Originalen von Rud. Hellgrewe,
2 farbigen Karten der Deutschen Schutzgebiete und 89 erläuternden Textbildern.



Häuptlinge bei einer Gerichtsverhandlung in Kamerun.

Das Betasche Buch will eine zusammenhängende Übersicht über unsere Schutzgebiete geben. Der Verfasser beschränkt sich in der Neubearbeitung nicht auf einen historischen Abriss der Erwerbung des deutschen Kolonialbesitzes, er schildert vor allem seine heutige wirtschaftliche Bedeutung und begründet diese durch Darlegung der geographischen und politischen Verhältnisse der einzelnen Schutzgebiete. Die Mühen und Kämpfe unserer tapferen Truppen erfahren gerechte Würdigung. Zahlreiche, meist neuerworbene Photographien sowie 8 in feinstem Farbendruck ausgeführte Bilder des bekannten Orientalmalers Hellgrewe helfen ein anschauliches Bild jeder einzelnen Besitzung zu entwerfen. Das Werk wird von der reiferen Jugend mit Interesse gelesen werden, es wendet sich aber auch an alle Kolonialfreunde und ist deshalb keineswegs als reine Jugendschrift zu betrachten.

In Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark

Für die reifere männliche Jugend

Neuigkeit Weihnachten 1907

Deutschlands Ehr' im Weltenmeer

von R. von Werner, Vizeadmiral

Neubearbeitung von Konteradmiral z. D. Holzhauer

Mit 4 farbigen Bildern nach Originalen von Willy Stöwer und
Johs. Gehrts, einem Durchschnitt des Linienschiffes Lothringen,
2 farbigen Flaggentafeln und 96 Kopfleisten und Bildern im Text.



Turnen an Bord.

Das dem Titel nach nicht unbekanntes Werk erscheint in völlig neuer Gestalt. Eine durchgreifende bis auf die letzte Zeit ergänzte Bearbeitung und ein zum größten Teil erneuter moderner Bilderschmuck wirken zusammen, um ein in jeder Hinsicht auf der Höhe der Zeit stehendes neues Flottenbuch zu schaffen, das die allgemeinste Beachtung verdient. Im ersten Teile des Buches wird die Entwicklung der deutschen Seefahrt von den Zeiten der Wikinger bis auf unsere Tage in lebendiger aber knapper Darstellung geschildert. Ein breiter Raum ist dagegen im zweiten Teile der Darstellung unserer heutigen Seemacht gewidmet. In anschaulicher Weise wird uns von der Ausbildung der deutschen Matrosen erzählt, von Dienst- und Feierstunden. Das sprichwörtliche Erzählertalent der weitgereisten Seebären kommt in mehreren eingeflochtenen Erzählungen zu seinem Rechte. Kapitel über das Rettungs- und Signalwesen und den Russisch-Japanischen Krieg beschließen das Buch. Besondere Beachtung verdient die reiche und durchaus moderne Illustration. —

Wenn auch in erster Linie für die reifere männliche Jugend bestimmt, eignet sich das Buch seiner ganzen Anlage nach für die weitesten Kreise.

In Prachtband 5 Mark, geheftet 4 Mark

Für die reifere männliche Jugend

Schriften von Oskar Höcker

Jeder Band ist selbständig und einzeln käuflich.
Gesamtverbreitung rund $\frac{1}{4}$ Million Exemplare.

Das Ahnenschloß

Kulturgeschichtliche Erzählungen aus vier Jahrhunderten
In neuen Einbänden und mit neuen Bildern von Johannes Gehrts

- I. Band: Der Erbe des Pfeiferkönigs (Aus dem Reformationszeitalter)
- II. „ In heimlichem Bunde (Aus dem Jahrhundert des großen Krieges)
- III. „ Zwei Riesen der Garde (Aus der Zeit des Zopfes und der Wachtparade)
- IV. „ Deutsche Treue, welsche Tüde (Aus der Zeit der Befreiungskriege)

Im „Ahnenschloß“ hat Höcker überaus gewandt die Entwicklung deutschen Volks- und Fürstenlebens mit den Geschieden zweier Familien aus dem Elsaß verflochten. Den Nachkommen dieser Familien begegnen wir immer wieder in den einzelnen Erzählungen, deren jede einen wichtigen Geschichtsabschnitt umfaßt, wie dies die vorstehenden Titel kennzeichnen. Es ist dem Verfasser in dieser Jugendschriftenreihe meisterhaft gelungen, im Rahmen fesselnder Erzählungen die Jugend mit wichtigen, noch für uns bedeutungsvollen Ereignissen aus der Geschichte der letzten vier Jahrhunderte vertraut zu machen.

In Prachtband je 3 Mark, geheftet je 2,25 Mark

Der Sieg des Kreuzes

Kultur- und religionsgeschichtliche Bilder von der Entwicklung des Christentums

- I. Band: Unter dem Joche der Cäsaren (Aus der Zeit des Kaisers Hadrian)
- II. „ Durch Kampf zum Frieden (Zeit der Christenverfolgung unter Diokletian)
- III. „ Zwei Streiter des Herrn (Aus der Zeit der Merowinger)
- IV. „ Ein deutscher Apostel (Aus der Zeit des heiligen Bonifatius)
- V. „ Wodans Ende (Aus der Zeit Karls des Großen)

Die „Bilder“, die hier auf Grund der zuverlässigsten Quellen geboten werden, sind keine kurzen, zusammenhangslosen Schilderungen. Nach wohlüberlegtem Plane entwickelt der Verfasser, berufen wie kaum ein anderer Jugendschriftsteller, in fesselnden Erzählungen die unaufhalt-same Ausbreitung der Lehre Christi bis zu ihrer festen Begründung auch im Nordwesten unseres Vaterlandes, bei den fernigen, halsstarrigen Sachsen. Jeder Band behandelt einen bestimmten Zeitabschnitt des Beginns unserer Kirchengeschichte.

In Prachtband je 3 Mark, geheftet je 2,25 Mark

Für die reifere männliche Jugend

Schriften von Oskar Höcker

Jeder Band ist selbständig und einzeln käuflich.
Gesamtverbreitung rund $\frac{1}{4}$ Million Exemplare.

Meistersteine deutschen Bürgertums

Kulturgeschichtliche Bilder aus Mittelalter und Neuzeit

- I. Band: **Die Brüder der Hanse** (Blütezeit des norddeutschen Kaufmannsbundes)
- II. " **Auf der Wacht im Osten** (Aus den Zeiten der Polenkämpfe im 14. Jahrh.)
- III. " **Stegreif und Städtebund** (Zeit der Gründung des Rheinischen Städtebundes)
- IV. " **Im goldenen Augsburg** (Blütezeit des Handels und Gewerbes im Mittelalter)
- V. " **Im Zeichen des Bären** (Aus Berlins Vergangenheit)

Während der Hohenstaufen-Kriege und vor allem in der „kaiserlosen, schrecklichen Zeit“ war im Reiche große Verwilderung und Rechtlosigkeit eingerissen. Rudolf von Habsburg führte zwar vorübergehend bessere Zustände herbei; unter seinen Nachfolgern jedoch führte der Bürgerstand wieder die Gewalttaten mächtiger Freveler. So wurden die Städte zur Selbsthilfe gedrängt; sie vereinigten sich zu großen Bündnissen, die am kraftvollsten an der Ostsee waren, und hier sich im Hansabunde zusammengeschlossen hatten. Aber nirgends wurde auch deutsche Sitte, deutsches Recht, deutsche Wahrhaftigkeit so hoch gehalten, wie in den Städten der Hanse, deren Macht vom Rhein bis zur Wolga herrschte, deren Schwert in England ebenso gefürchtet wurde wie in Norwegen und Dänemark. So war die Hanse in den Zeiten, da die deutschen Kaiser an den Nordgrenzen des Reiches machtlos waren, das sicherste Bollwerk deutschen Unternehmungsgewisses. Dieses Wirken der Hanse, die freilich auch gegen ihre eigenen Führer, wenn sie schuldig erschienen, mit blutiger Strenge vorging, schildert Höcker im ersten Bande: „**Die Brüder der Hanse**“. (Man wolle auch beachten S. 16: **Die deutsche Hanse** von Prof. Th. Lindner.)

Im zweiten Bande: „**Auf der Wacht im Osten**“ versetzt er uns in die Kämpfe deutscher Bürger gegen polnische Übergriffe. Der Schauplatz dieses Ringens ist vornehmlich Breslau, dessen handelsmächtige Patrizier in all den stürmischen Tagen deutsches Wesen kraftvoll zu schützen, deutschem Handel neue Bahnen zu eröffnen wußten. Die Sicherung Schlesiens vor polnischen Herrschgelisten war die schönste Frucht dieses Kampfes.

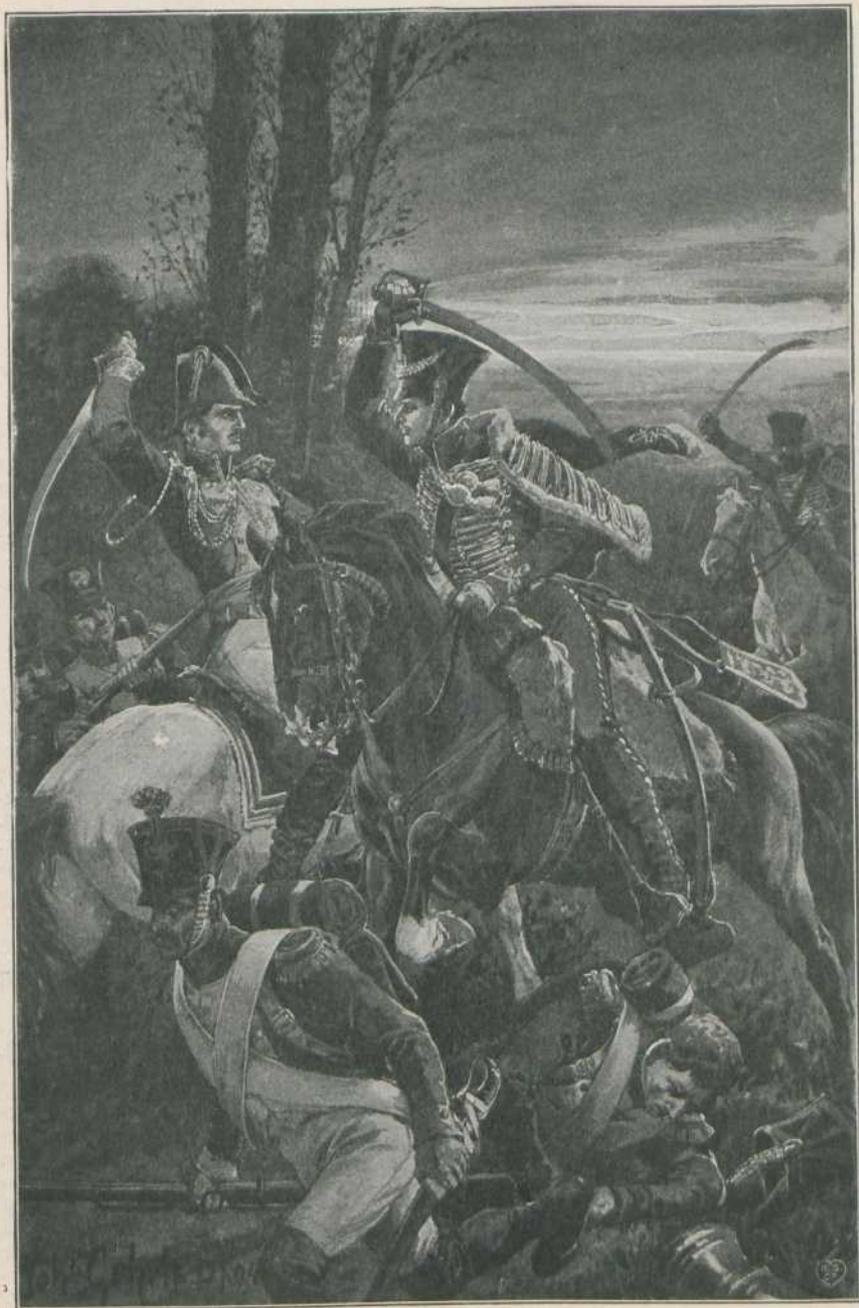
Der dritte Band: „**Stegreif und Städtebund**“ schildert die Gründung des Städtebundes am Rhein. Hier, in den gesegnetsten Gauen unseres Vaterlandes, erwachsen während der letzten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts dem friedlichen Bürger die schlimmsten Feinde in den Raubrittern. Endlich schlug auch hier die Stunde der Vergeltung, und auch hier fanden die Bürger der Städte in festem Zusammenschlusse die sichere Abwehr der Gewalttaten.

Im vierten Bande: „**Im goldenen Augsburg**“ wird uns ein Bild von dem großartigen Handel Süddeutschlands entrollt. Hier hob sich vor allem Augsburg empor, mit dessen Aufschwung das Wirken des Fuggerschen Hauses eng verbunden ist. Wir lesen in diesem Bande von der Tatkraft der Fuggere und von den weitausgedehnten Unternehmungen dieser klugen Kaufherren und ihren Verbindungen, namentlich mit Venedig.

Der fünfte Band: „**Im Zeichen des Bären**“, Oskar Höckers letztes Werk, versetzt uns in verhältnismäßig nahe Zeiten: unsere Reichshauptstadt Berlin kann nicht auf eine Blütezeit im Mittelalter zurückblicken. Aber auch ihr fehlt es keineswegs an fesselnden Erinnerungen, und sie spielt in den Jahrhunderten nach dem Dreißigjährigen Kriege eine bedeutende Rolle in der Entwicklung unseres Volkes. Die Erzählungen dieses letzten Bandes behandeln Ereignisse und Zustände aus den Tagen Friedrichs I. und Friedrich Wilhelms III.

In Prachtband je 4 Mark, geheftet je 3 Mark

Für die reifere männliche Jugend



Probe der neuen Bilder aus: Höcker, Deutsche Treue, welsche Tücke. S. Seite 3.

Für die reifere männliche Jugend

Schriften von Oskar Höcker

Jeder Band ist selbständig und einzeln käuflich.
Gesamtverbreitung rund 1/4 Million Exemplare.

Preußens Heer – Preußens Ehr'!

Militär- und kulturgeschichtliche Bilder aus drei Jahrhunderten

- I. Band: Kadett und Feldmarschall (Der Große Kurfürst und seine Paladine)
- II. „ Husarenkönig und Kürassiergeneral (Aus der Zeit des „Alten Fritz“)
- III. „ Mit Gott für König und Vaterland (Aus den Tagen der Befreiungskriege)
- IV. „ Im Rock des Königs (Aus den Jahren 1864, 1866 und 1870/71)

Diese Militärgeschichten haben sich bei der deutschen Jugend als Lieblingsbücher dauernd eingebürgert; da jedoch die äußere Ausstattung dem heutigen Geschmack nicht mehr recht entsprach, wurden die ersten drei Bände mit neuen prächtigen Bildern von Professor Hans W. Schmidt, die ganze Serie außerdem mit neuen stilvollen Einbänden versehen.

Friedrich der Große als Feldherr und Herrscher

6. Auflage, mit zwei illustrierten Anhängen:
Das Heer und die bedeutendsten Generale Friedrichs des Großen

Der alte Fritz“ ist noch heutzutage vollstümlich wie kaum ein zweiter Herrscher. Seine Lebensgeschichte wird immer wieder gern gelesen, und es liegt bei ihm nahe, über den großartigen kriegerischen Erfolgen seine unermüdlige Tätigkeit im Frieden zu übersehen. Aber auch nach letzterer Seite hin wird der Verfasser dem großen König gerecht. Neben den ruhmgekrönten Feldherrn tritt der kluge Staatsmann, der sorgende Landesvater.

Unsere Deutsche Flotte

von der Flagge des großen Brandenburgers bis zur Schwarz-Weiß-Roten
Kriegs- und kulturgeschichtliche Bilder

- I. Bd.: Der Schiffsjunge des Großen Kurfürsten (Erzählung aus dem 17. Jahrh.) 7. Aufl.
- II. „ Der Seetadett von Helgoland (Erzählung aus unsern Tagen.) 7. Auflage

Der weitblickende Große Kurfürst hatte die Wichtigkeit einer Kriegsflotte und überseeischer Besitzungen klar erkannt. Seine Unternehmungen in dieser Hinsicht schildert der erste Band. Der Held der Erzählung ist Erich Wole, der sich vom Schiffsjungen bis zum Kapitän emporarbeitet. Fast zweihundert Jahre aber vergingen, ehe das Samenkorn, das der Große Kurfürst gelegt hatte, Früchte trug. Jetzt weht Deutschlands Flagge auf allen Meeren, und weite Gebiete stehen unter Deutschlands Herrschaft. Freud' und Leid unserer Seeleute, Scherz und Ernst des Schiffslebens lernen wir im zweiten Bande kennen; sein Inhalt fesselt besonders dadurch, daß er uns einen Sohn Helgolands vorführt, das ein wichtiger Stützpunkt unserer Flotte geworden ist.

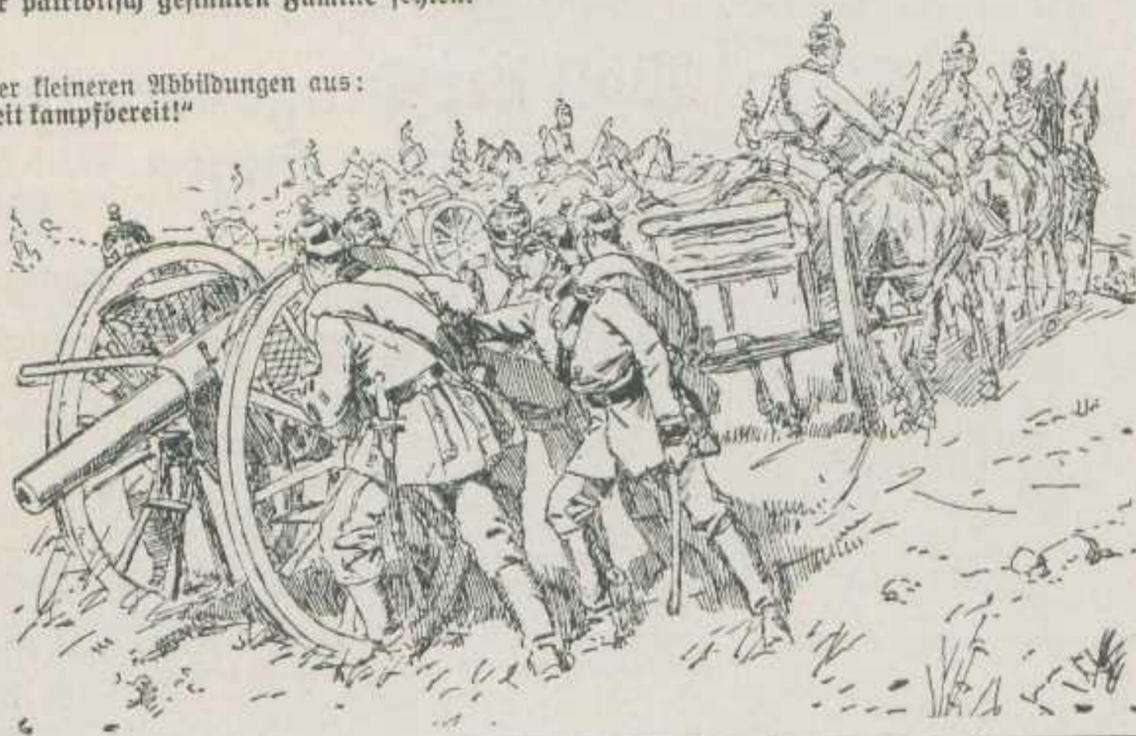
Jeder der obigen Bände kostet in Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark

Für die reifere männliche Jugend

Jederzeit kampfbereit! Geschichtliche und militärische Bilder von der Entwicklung der deutschen Wehrkraft. Unter Mitwirkung militärischer Fachmänner gezeichnet von Oskar Höcker und Arnold Ludwig. Mit vielen Abbildungen und Schlachtplänen sowie einem Anhang von Armeemärschen. 2. Auflage. In Prachtband 8 Mark, geheftet 6 Mark.

Se. Majestät der Kaiser hat das Buch in großer Zahl zu persönlichen Geschenken verwandt; es sollte in keiner patriotisch gesinnten Familie fehlen.

Probe der kleineren Abbildungen aus:
"Jederzeit kampfbereit!"



Der Königsurlauber Eine Geschichte von deutscher Soldatentreue. Jung und alt gewidmet von Paul Arnold. Mit vielen Abbildungen. 8. Auflage. Gebunden 1,60 Mark, geheftet 1 Mark.

Friedrich der Dritte, Deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Lebensbild, jung und alt gewidmet von D. Bernhard Rogge, Agl. Hofprediger. Mit dem Bildnis des Kaisers und vielen andern Abbildungen. 5. Auflage. Reich gebunden 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Unter der Geißel des Korsen Bilder aus der Zeit der Erniedrigung und der Erhebung Deutschlands. Nach den Erinnerungen seines Großvaters erzählt von M. Hübner. Mit Bildern von A. v. Roessler. 2. Auflage. Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

Für Kaiser und Reich Kulturgeschichtliche Erzählungen aus der Zeit Kaiser Heinrichs IV. von Ferdinand Sonnenburg. Mit vielen Bildern von Johs. Gehrts. 2. Auflage. Zwei selbständige Bände. In Prachtband je 3 Mark, geheftet je 2,25 Mark.
I. Band: Berthold der Getreue. Die Mär von des Königs wehrhaftem Vogt.
II. „ Irnfried und Erwin. Wie dem Kaiser die Treuen dienten in den Harzbergen und am Rheinstrom.

Heinz Treuang Wie er ein Ritter ward, und wie er den Freimut geschwungen hat. Der heranwachsenden Jugend gezeichnet von A. Helms. Mit vielen Bildern. 5. Auflage. In Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark.

Kynstuddt Die Siege der Helden der Marienburg über die Heiden des Ostens. In kulturgeschichtlichen Bildern der reiferen Jugend erzählt von J. Pederzani-Weber. Mit vielen Abbildungen von Johs. Gehrts. 2. Auflage. In Prachtband 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Rinold und Tuiskomar Erzählung aus des Vaterlandes Vorzeit. Der reiferen Jugend gewidmet von F. Stille. Mit 10 Vollbildern und zahlreichen Abbildungen im Text. 2. Auflage. In Prachtband 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Für die reifere männliche Jugend

Schriften von Karl Tanera



Neuigkeit Weihnachten 1907

Wolf der Dragoner des Prinzen Eugen Kriegsgeschichtliche Erzählung. Mit 8 Vollbildern nach Zeichnungen von E. Zimmer.

Dieses Buch bildet eine Fortsetzung zu der 1906 erschienenen Jugendschrift:

Wolf der Junker Kriegsgeschichtliche Erzählung aus der Zeit Ludwigs XIV. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. 6. Auflage.

Die Kriegserzählung ist von jeher das ureigenste Schaffensgebiet Taneras gewesen, und auf ihm hat er die höchsten Vorbeeren als Schriftsteller errungen. Dies beweist auch die Neuherausgabe der vorliegenden beiden Erzählungen, die vor längeren Jahren als Romanerle unter dem Titel „Durch ein Jahrhundert“ erschienen. In dem ersten Bande „Wolf der Junker“ bildet eine der kräftigsten Episoden der heimischen Geschichte, die Belagerung der Rheinlande und die Zerstörung der unglücklichen Stadt Speyer durch die Truppen Ludwigs XIV. den Hintergrund zu einer spannenden Erzählung. Der zweite Band „Wolf der Dragoner“ zeigt uns den Sohn des Helden der ersten Erzählung, wie er unter dem ritterlichen Prinzen Eugen kämpft und reiche Vorbeeren ermet. Ein dritter (Schluß-) Band soll 1908 erscheinen.

In Prachtband je 3,50 Mark, geheftet je 2,50 Mark

Der Freiwillige des Iltis Erzählung aus unsern Tagen. Mit 8 Tonbildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. 10. Auflage.

Aus der Prima nach Tientsin Erzählung aus unsern Tagen. Mit 8 Tonbildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. 5. Auflage.

Nach in diesen beiden Werken hat sich das Erzählertalent Taneras trefflich bewährt: vielseitige, geradezu unererschöpfliche Gestaltungskraft in Anlage, Fortführung und Abschluß der Handlung und ein warmer vaterländischer Hauch treten in den Erzählungen aufs glänzendste hervor. — „Aus der Prima nach Tientsin“ bildet eine völlig selbständige Fortsetzung der Erzählung: „Der Freiwillige des Iltis“; beide Bücher ergänzen die auf Seite 6 angezeigte bekannte Sammlung Oskar Höders: „Unsere Deutsche Flotte“.

Heinz der Brasilianer Eine Erzählung für die reifere Jugend. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von E. Zimmer, H. Deppermann, H. M. Lemme. 2. Auflage.

Raupenhelm und Pickelhaube Kriegerzählung aus den Jahren 1866, 1870/71. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von E. Zimmer. 4. Auflage.

Die besonderen Vorzüge dieser Erzählungen beruhen teils auf der strengen Wahrheit des Geschehens, da der Verfasser nur Selbsterlebtes und Selbsterfahrenes gibt, teils auf der Frische und Lebendigkeit, mit der die Personen und Ereignisse dem Leser entgegenreten. Durch diese Vorzüge haben die vorstehenden Erzählungen des leider zu früh verstorbenen Verfassers in den weitesten Kreisen ungeteilte Anerkennung gefunden.

Die vorstehenden 4 Bücher kosten in reich ausgestatteten Prachtbänden je 5 Mark, geheftet je 3,50 Mark



Probeabbildung aus:
Tanera, Wolf der Dragoner des Prinzen Eugen.

Für die reifere männliche Jugend

Im Banne des Scherifen



Eine Erzählung aus Marokko von
Dr. Alfred Funke

Mit 8 Vollbildern von Johs. Gehrts. 2.—4. Auflage.

Neuigkeit Weihnachten 1906

Das Land des „Scherifen“ hält fortgesetzt die europäische Welt in Spannung. Immer von neuem macht sich der Haß der fanatischen Mauren gegen die „Christen-hunde“ in blutigen Taten Luft. Auf dem Schauplatz der jüngsten Unruhen, in Casablanca, beginnt die spannende Erzählung, die uns auf Grund authentischer Aufzeichnungen des jetzt wieder viel genannten Dr. Jannasch von den Erlebnissen der ersten deutschen Handelsexpedition nach Marokko, von ihren unsäglichen Leiden bei den wilden Stämmen der Kabylen, von glücklich über-

standenen Gefahren und ihrer endlichen Rettung berichtet. Dabei erfahren wir viel Interessantes von dem Leben und Treiben in den Hafenstädten und am Hofe des jetzigen und des vorigen Sultans; insbesondere greift der durch die jüngsten Ereignisse bekannt gewordene Raïd Mac Lean, der Gefangene Raïsulis, wesentlich in den Gang der Handlung ein.

In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark

Der Letzte der Mohikaner

Nach J. F. Cooper frei für die deutsche Jugend bearbeitet von A. Helms. Mit 12 Tonbildern und sehr vielen Textabbildungen. 2. Auflage. In Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark.

Ausstattung und Bearbeitung sind bei dieser Ausgabe des unvergänglichen Werkes besonders wertvoll; bei Bestellung wolle man deshalb ausdrücklich angeben: Verlag von Hirt, Leipzig.

Das Goldland am Klondike

Erlebnisse eines Deutschen in Alaska. Von J. Pederzani-Weber. Mit 6 Bildern von Johs. Gehrts. 2. Auflage. In Prachtband 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Kalulu, Prinz, König und Sklave

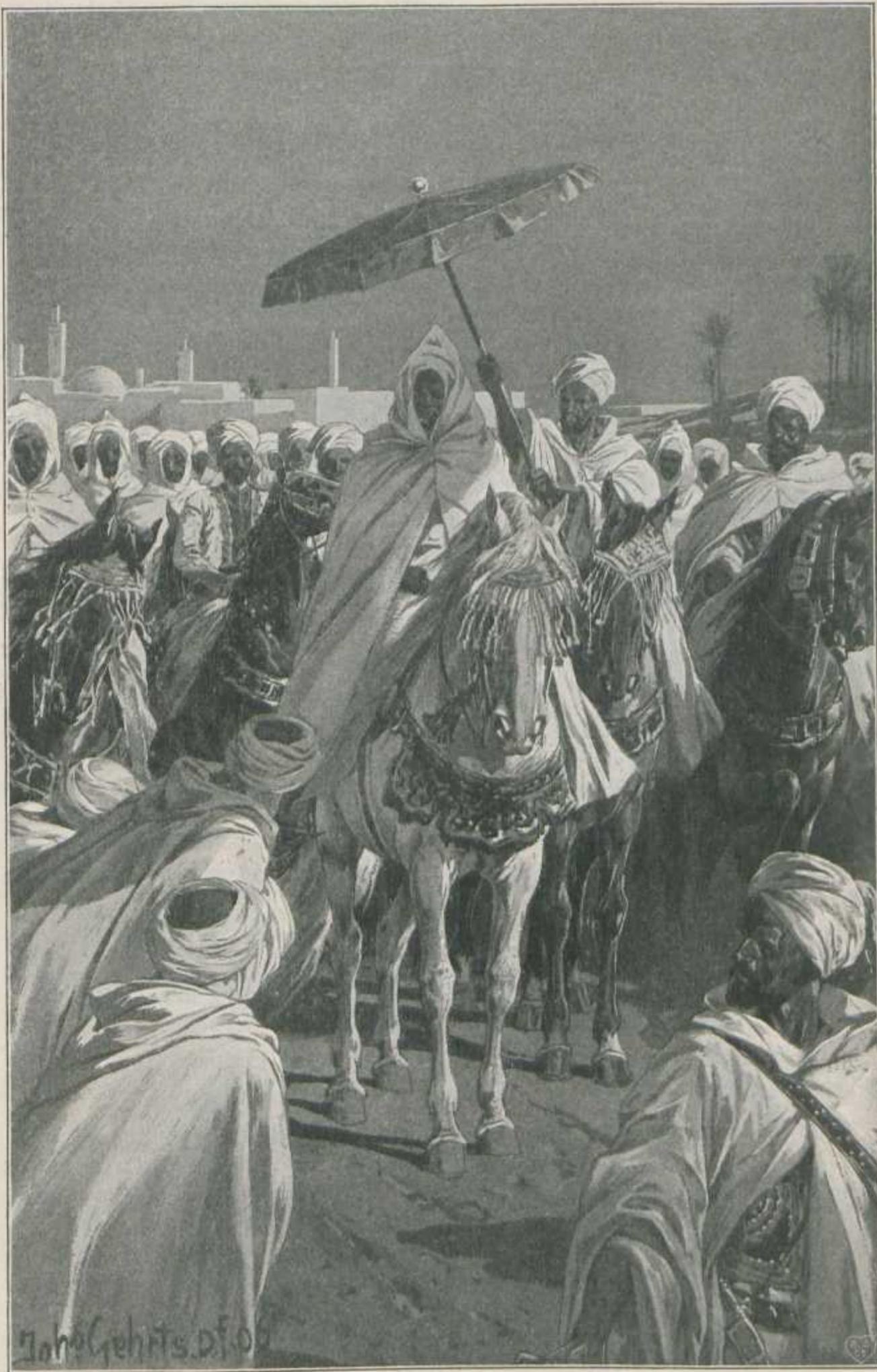
Szenen aus dem Leben in Zentral-Afrika von H. M. Stanley. Für die deutsche Jugend bearbeitet von F. Mannheim. Mit 17 Tonbildern. 7. Auflage. Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark.

In dem Stanley'schen Buche werden die „Schwarzen“ nach ihren guten und schlechten Eigenschaften geschildert, auch die Araber und ihre grausamen Sklavenjagden lernen wir kennen. Ein großer Teil der Gebiete, in denen die Erzählung spielt, ist inzwischen unter deutsche Schutzherrschaft (Deutsch-Ostafrika) gekommen.

Mali der Schlangenzüchter

Szenen aus dem ostindischen Leben von L. Rousselet. Für die deutsche Jugend bearbeitet von L. Mannheim. Mit zahlreichen Bildern. 4. Auflage. In Prachtband 4 Mark, geheftet 3 Mark.

Rousselets „Mali“ verlegt uns in die wichtigste überseeische Besitzung der Engländer. Die geschichtliche Grundlage, auf der die Erzählung sich aufbaut, bildet der furchtbare Aufstand, den der berüchtigte Mena Sahib im Jahre 1857 hervorrief. So findet die deutsche Jugend in dem Buche einerseits ein sonst bei uns weniger bekanntes Stück der Weltgeschichte, andererseits wird ihr darin die fremdartige Wunderwelt Indiens mit seinen Nienbergen, seinen geheimnisvollen Urwäldern, seinem unergründlichen Tierleben, seinen prachtschimmernden Städten am heiligen Ganges in farbenreichen Bildern dargestellt.



Auf einem prächtigen Schimmel ritt Sultan Muley Abdelfass in das Lager der Tolba ein.
Probeabbildung aus: Junke, Im Banne des Scherifen.

Für die reifere männliche Jugend

Schriften von Friedr. J. Pajeken



Bob der Fallsteller 6. Auflage

Bob der Städtegründer 5. Aufl.

Bob der Millionär 3. Auflage

Ein Held der Grenze 4. Auflage

Mit vielen Tonbildern in Holzschnitt
nach Zeichnungen von Johs. Gehrts

Vier selbständige Erzählungen aus Nordamerika

Pajeken, der viele Jahre unter den Indianern gelebt, mit ihnen verkehrt, sie mit scharfem Auge beobachtet hat, schildert uns wirkliche Rothhäute, wie sie denken und handeln. Wahrheitsgetreu, wie das Leben und Tun der Indianer, malt uns Pajeken auch das der Weißen im fernen Westen, wo mancher ein verfehltes Dasein mit Schrecken beschließt, wenn es ihm nicht gelingt, durch eiserne Willenskraft sich emporzurichten. Die spannenden Erzählungen beruhen streng auf Wahrheit, — ein besonderer Vorzug gegenüber zahlreichen Büchern ähnlichen Inhalts.

In Prachtband je 4 Mark, geheftet je 3 Mark

Schriften von Bruno Garlepp

Jenseit der Grenzpfähle

Kulturbilder aus weniger bekanntem Volksleben, besonders Europas

Mit Abbildungen nach Zeichnungen von Johannes Gehrts

- I. Band: **Durch Steppen und Tundren** Erzählung aus Südrussland und Ostibirien. Mit farbigem Titelbild und 6 Tonbildern von Johs. Gehrts. 2. Auflage.
- II. " **Halbmond und Griechentanz** Erzählung aus der Türkei und Griechenland. Mit 8 Tonbildern nach Zeichnungen von Johs. Gehrts. 2. Auflage.
- III. " **Heiduckenkämpfe** Erzählung aus dem Ballanleben der Neuzeit. Mit 8 Tonbildern nach Zeichnungen von Johs. Gehrts.
- IV. " **Der Puhtenkönig** Erzählung aus dem ungarischen Steppenleben. Mit 8 Tonbildern nach Zeichnungen von Johs. Gehrts.

Die russische Revolution sowie die politischen Ereignisse auf der Balkanhalbinsel und den angrenzenden Ländern lenken von neuem die Aufmerksamkeit auf die fesselnden Erzählungen Garlepps, die uns ein anschauliches Kulturbild jener Länder geben und uns deren Bewohner mit ihren Vorzügen und Fehlern, ihren Sitten und Gebräuchen in greifbarer Klarheit vor Augen führen.

In 4 selbständigen, einzeln käuflichen Bänden: In Prachtband je 5 Mark, geheftet je 3,50 Mark

Für die reifere männliche Jugend

Schriften von Flodatto

Alpenzauber Lustige und ernste Geschichten aus den deutschen Alpen. Mit 8 Separatbildern und zahlreichen Abbildungen im Text von Hugo Engl. 2. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

Die große und stetig wachsende Vorliebe, welche heutzutage für die Schönheiten der Hochgebirgswelt vorhanden ist, hat der Erzählung „Alpenzauber“ zahlreiche Leser zugeführt. Der Umstand, daß auch der unerschöpfliche, harmlos neckische Humor der Alpenbewohner zur vollen Geltung kommt, verleiht dem Buche einen ungemein frischen Zug, der den Leser von Anfang bis zu Ende fesselt.

Durch Dahome Ernste und heitere Erlebnisse, Reise- und Jagdabenteuer. Mit 6 Tonbildern von Johannes Gehrts. 2. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

In die Nachbarschaft einer unserer westafrikanischen Kolonien versetzt uns die Erzählung „Durch Dahome“. Ein köstlicher, gesunder Frohsinn durchdringt alle Abschnitte des Buches, und zwar nicht allein die, welche sich im schönen Bayerlande abspielen, sondern auch diejenigen, die das ferne Afrika zum Schauplatz haben.

Schriften von J. H. D. Kern

In Sturm und Not Bilder aus allen Meeren und Kämpfe mit Wind und Wellen. Den Berichten von Seeleuten für die männliche Jugend nach- erzählt. Mit einem erläuternden Anhang der seemännischen Ausdrücke und vielen Abbildungen von Johs. Gehrts. 6. Auflage. In Prachtband 3 Mark, geheftet 2,25 Mark.

Sorgfältig ausgewählte Schilderungen aus dem Leben der Seeleute enthält „In Sturm und Not“. Ob im Kampfe mit Sturm und Wellen oder mit habgierigen Seeräubern, immer und überall treffen wir auf fernige, wetterfeste Gestalten, die teilweise freilich noch manchmal in sonderbarem Aberglauben befangen sind, trotz der wohlüberlegten Maßregeln und Kunstgriffe, welche die Kapitäne anwenden, um ihre Leute scheinbar ganz ohne Absicht eines Besseren zu belehren. So gewinnt der Leser ein treues Bild des Lebens der Seefahrer.

Die Geißel der Südsee Leben und Taten eines Freibeuters der Jetztzeit, der reiferen Jugend erzählt. Mit 12 Tonbildern von Johs. Gehrts. 3. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

Was uns in der „Geißel der Südsee“ erzählt wird, liest sich wie Märchen, wie Gestaltungen einer lebhaften Einbildungskraft, die mit Tatsachen nicht in Einklang zu bringen sind. Und doch ist der Inhalt des außerordentlich spannenden Buches Wahrheit, er beruht auf festgestellten Tatsachen; der belehene und seefundige Verfasser erzählt uns getreu das Tun und Treiben eines Seeräubers der Südsee. Nebenher werden aber auch Land und Leute der Südsee-Inseln geschildert, insonderheit der nunmehr deutschen Samoa-Gruppe.

Schriften von S. Wörishöffer

Das Buch vom braven Mann Bilder aus dem Seeleben. Mit besonderer Berücksichtigung der Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger. Mit 16 Tonbildern von Johs. Gehrts. 7. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

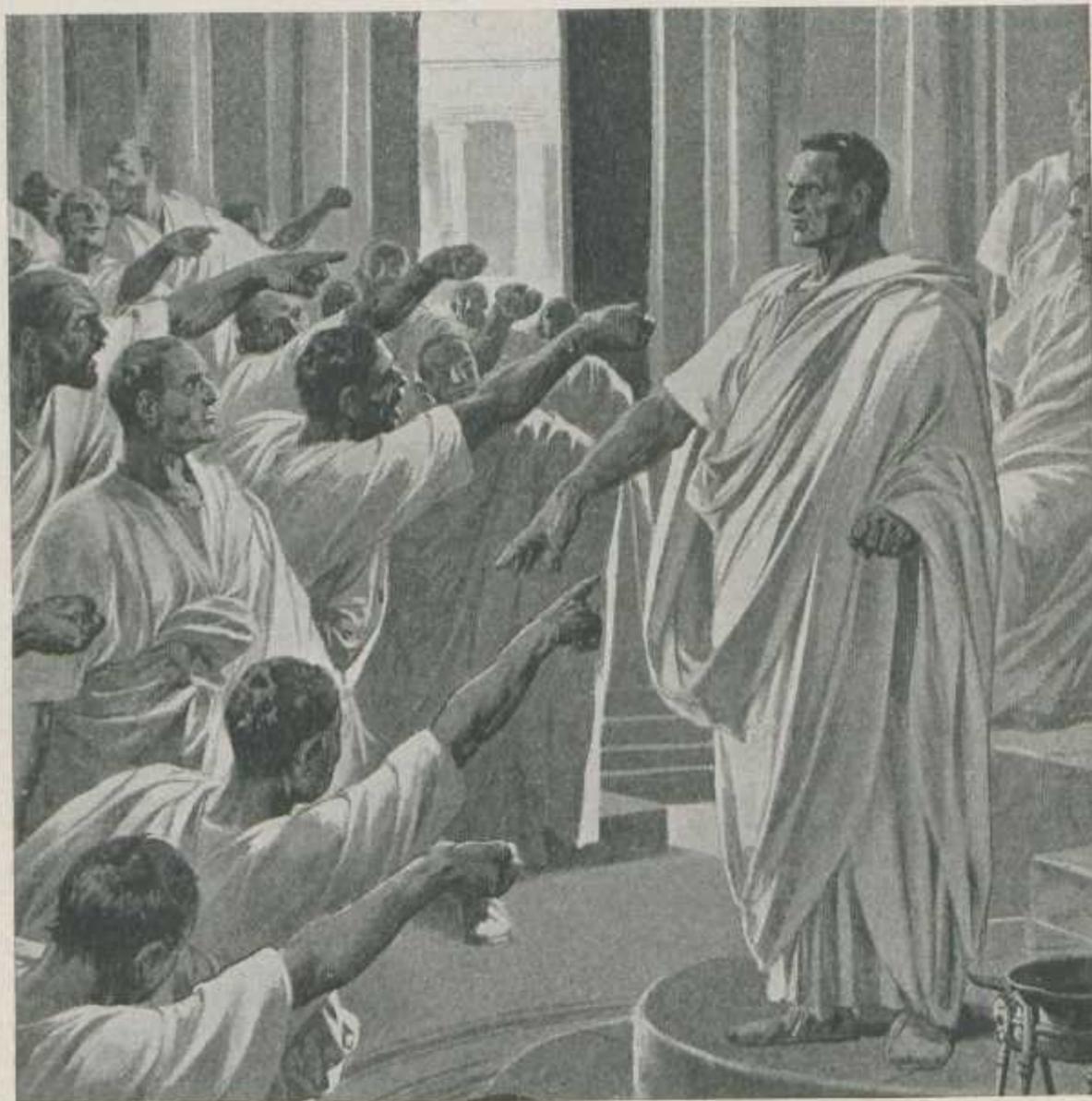
Im „Buch vom braven Mann“ folgen wir dem Helden der Erzählung von der deutschen Hafenstadt hinaus in die Nordsee und in den atlantischen Ozean, in die Mangroven-Dickichte und zu den Bewohnern des „Schwarzen Erdteils“, um zuletzt das heldenmütige Wirken der braven Seeleute kennen zu lernen, die ihr Leben einsetzen, um das der Schiffbrüchigen zu retten.

Gerettet aus Sibirien Erlebnisse und Abenteuer einer verbannten deutschen Familie. Auf Grund einer Erzählung von Améro und Tissot für die reifere deutsche Jugend bearbeitet. Mit vielen Tonbildern und Textabbildungen. 7. Auflage. In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark.

„Gerettet aus Sibirien“ führt die jugendlichen Leser in die eisigen, menschenarmen Einöden Nordasiens. Die Schilderung der Schicksale unschuldig Verurteilter bringt besonders spannende Momente in die Erzählung.

Für die reifere männliche Jugend

Virtus Romana Erzählung aus dem altrömischen Leben. Der reiferen Jugend gewidmet von Ludwig Gurlitt. Mit 8 Bildern nach Zeichnungen von Johannes Gehrts. 2. Auflage.



Ausschnitt aus dem Bilde: Eine stürmische Senatsitzung.

Im Verlauf einer spannenden Handlung, deren Mittelpunkt der sittenstreng aber vielfach angefeindete Censor Cato und dessen Sohn Markus bilden, führt uns der Verfasser in das Leben und Treiben der Glanzperiode des alten römischen Freistaates, in „Roms Heldenzeit“ ein. Durchweg auf wissenschaftlicher Forschung und alter Überlieferung beruhend, bietet das Buch ein verlässliches Bild des bedeutendsten Staatsmanns und Redners seiner Zeit und fördert das allgemeine Verständnis für die römische Geschichte.

In Prachtband 5 Mark, geheftet 3,50 Mark

Für die Hausbibliothek

Neuigkeit 1907

Die Kunst des Porträts von Dr. Wilhelm Waegholdt. Mit 80 Bildern. Geheftet ca. 10 M.; in Geschenkband ca. 12 M.

In einer kurzgefaßten Monographie über die Kunst des Porträts hat es bisher gefehlt. Das Buch wird daher nicht nur in den Kreisen der Künstler und Kunstgelehrten, sondern auch bei allen Kunstliebenden Laien Anklang finden, namentlich auch mit Rücksicht auf den sachkundig ausgewählten Bilderschmuck, der 80 teils wenig bekannte Porträts in vorzüglicher Wiedergabe enthält.

J. Hirts Bilderschatz zur Länder- und Völkerkunde

432 Abbildungen nebst erläuterndem Text, für die Belehrung in Haus und Schule zusammengestellt von Prof. Dr. Alwin Oppel und Arnold Ludwig. Folio. 25. bis 29. Tausend. Steif geh. 3 Mark, in Leinwandband 4 Mark.



Schiffer aus Neapel (Aus: Hirts Bilderschatz)

Inhaltsübersicht: I. Allgemeine Erdkunde. 10 Tafeln. II. Landschaftskunde. 21 Tafeln. III. Völkerkunde. 35 Tafeln. IV. Wirtschaftskunde und Verkehrswesen. 20 Tafeln.

Von hohen Schulbehörden ist dies Werk für die heranwachsende Jugend ausdrücklich empfohlen worden.

Das Verständnis dieses reichen Bildermaterials wird sehr erleichtert durch die

Erläuterungen zu J. Hirts

Bilderschatz für Haus und Schule von R. Leite. 8°. 3. Auflage. Gebund. 1,50 Mk.

Allgemeine Erdkunde in Bildern

Mit Berücksichtigung der Völkerkunde und Kulturgeschichte unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Alwin Oppel und Arnold Ludwig. Dritte Auflage, enthaltend 30 Tafeln und 346 Abbildungen in Schwarzdruck und 28 Abbildungen in vielfachem Farbendruck, sowie 17 Seiten erläuternden Text. Steif geheftet 6,50 Mark, in Leinwandband 8,50 Mark.

Das deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen und seinen Beziehungen zu Geschichte und Leben der Menschen. Von Prof. Dr. J. Rüben. 4. Auflage, gänzlich umgearbeitet von Dr. Victor Steinede. Mit 116 Karten und Abbildungen in Schwarzdruck, sowie 5 Karten und 4 Tafeln in vielfachem Farbendruck. gr. 8°. 602 Seiten. Geheftet 10 Mark, gebunden 12,50 Mark.

Umschau in der deutschen Heimat Bilder des deutschen Landes und des deutschen Volkes von Prof. Dr. Hentschel und Prof. Dr. Märkel. Mit 127 erläuternden Abbildungen in Schwarzdruck und 2 Tafeln in vielfachem Farbendruck. 2., verbesserte und erweiterte Auflage. Geheftet 4 Mark, gebunden 5 Mark.

Erschien früher unter dem Titel „Umschau in Heimat und Fremde I. Teil“.

Ein bewährtes geographisches Handbuch und zugleich ein wertvolles Geschenk ist:

„Der Große Sendlitz“ Ausgestattet mit 284 Karten und erläuternden Abbildungen in Schwarzdruck sowie 4 Karten und 9 Tafeln in vielfachem Farbendruck. 24. Bearbeitung, unter Mitwirkung vieler Fachmänner besorgt von Prof. Dr. E. Dehmann. gr. 8°. 700 S. Leinwandband 5,25 Mk., Halbfanzband 6 Mk.

Durch Indien ins verschlossene Land Nepal

Ethnographische und photographische Studienblätter von Dr. Kurt Voed. Mit 36 Separatbildern, einem Panorama und 240 Abbildungen im Text, sämtlich nach photographischen Aufnahmen des Verfassers, sowie mit einer Kartenskizze. XVI u. 320 S. Lex. 8°. In elegantem Leinwandband 10 Mark.

In fesselnder Form führt der Verfasser seine Erlebnisse und die bemerkenswertesten Vorkommnisse seiner vier großen Reisen in allen Teilen Indiens, einschließlich Birmas, Ceylons und des geheimnisvollen Landes Nepal vor. In zwanglosem, oft humoristisch gefärbtem Plaudertone, aber stets mit echt wissenschaftlichem Endzweck entrollt er ein vollständiges Bild aller für das große Publikum interessanten Kulturverhältnisse des modernen Indiens.

Für die Hausbibliothek

Grundriß der Kunstgeschichte

einer farbigen Tafel. 2. Auflage. In Geschenkband 4 Mark.

Insonderheit für höhere Lehranstalten und für den Selbstunterricht von **H. Wahnemann**. Mit 197 Textbildern und

Wahnemanns Kunstgeschichte stellt sich die Aufgabe, in anschaulicher, fließender Schilderung unter Vermeidung alles gelehrten Beiwerks einen Überblick über das gesamte Gebiet der bildenden Künste zu geben, sie will zugleich dem Anfänger sowie demjenigen, der sich mit dem Studium größerer Werke nicht befassen kann, als kurzgefaßtes Nachschlagebuch dienen. Da auf dem Gebiete der Kunst die Anschauung fast alles bedeutet, so ist in richtiger Erkenntnis dieser Tatsache auf die Auswahl und die technische Vervollkommnung des Bildmaterials größte Sorgfalt verwendet worden. In möglichst vollendeter Wiedergabe sind die charakteristischen Kunstwerke der einzelnen Epochen dargestellt und bieten so die beste Ergänzung zu dem mit großer Fachkenntnis bearbeiteten Texte. Mit Rücksicht auf die zunehmende Verbreitung des Grundrisses als Lehrbuch an höheren Schulen, hat der Verfasser von der Aufnahme aller sich für diesen Zweck nicht eignenden Abbildungen abgesehen.

Die deutsche Hanse

von **Theodor Lindner**. Ihre Geschichte und Bedeutung. Für das deutsche Volk dargestellt. 3. Auflage. Mit Titelbild, 72 Abbildungen im Text und einer Karte in Farbendruck. Geheftet 2.25 Mark. In Geschenkband 3 Mark.

Bei dem stetig steigenden Interesse für unser See- und Handelswesen verdient eine so zeitgemäße Arbeit aus berufener Feder um so mehr die allgemeinste Beachtung, als die Geschichte und die Bedeutung der Hanse viel zu wenig bekannt sind und es vielfach nicht genug gewürdigt wird, was deutscher Mut und deutsche Intelligenz in den glorreichen Tagen der Hanse Großes geleistet haben. Um so erwünschter muß es deshalb sein, daß allgemein die Gründe bekannt werden, die zu den großen Erfolgen der Hanse, wie später zu ihrem Niedergange geführt haben. Zahlreiche Abbildungen, zum Teil nach schwer zugänglichen Quellen beschafft, und eine farbige Karte, die das Gebiet der Hanse um 1400 darstellt, geben dem Werke besonderen Wert und erleichtern seine Benützung. Bibliotheken und Leshallen werden dasselbe nicht entbehren können, aber auch im Hause, in der Kamille sollte dieses in der neuen Ausgabe so preiswerte, für jung wie alt gleich lehrreiche und interessante Buch, das sich in dem geschmackvollen Einbande auch trefflich zum Geschenk eignet, nicht fehlen.

Für den fremdsprachlichen Unterricht

Für die Jugend, aber auch für Erwachsene interessant und lehrreich ist

Thora Goldschmidt^s

Sprachunterricht auf Grundlage der Anschauung

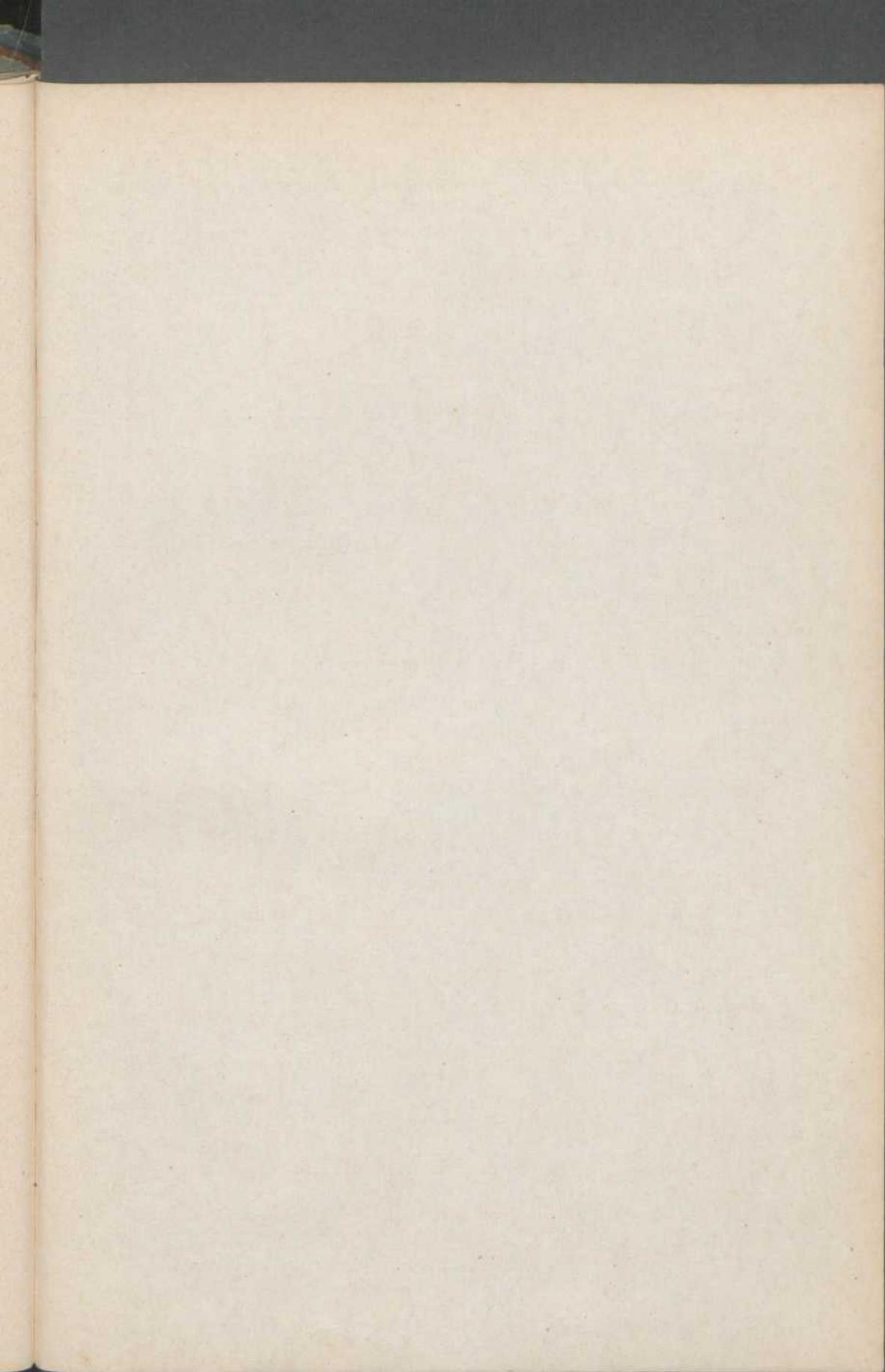
Bildertafeln für den Unterricht im Französischen 5. Auflage

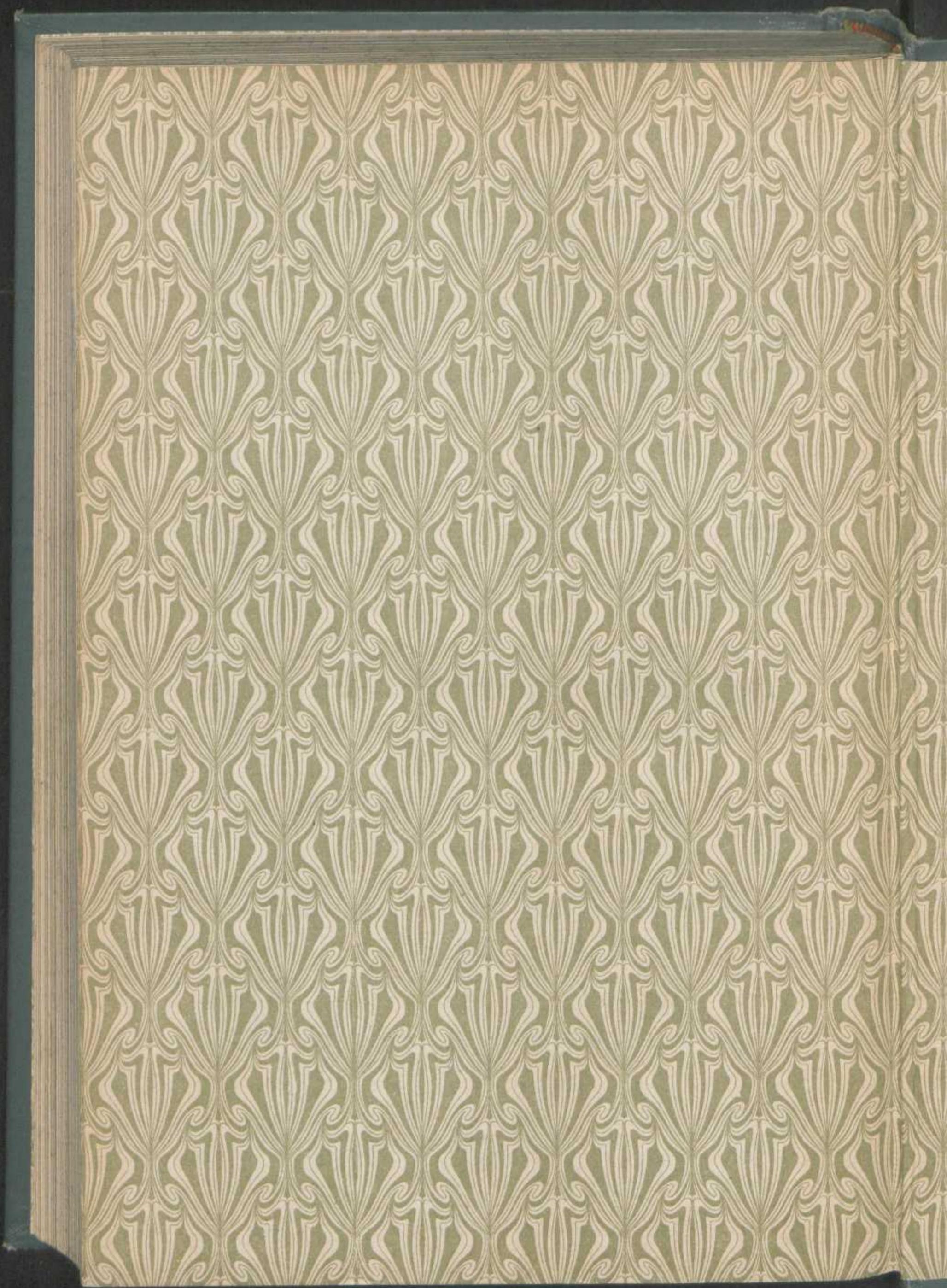
Bildertafeln für den Unterricht im Englischen 3. neubearb. Auflage

Bildertafeln für den Unterricht im Italienischen

Je 26 Anschauungsbilder, bzw. 52 in der italienischen Ausgabe, mit erläuterndem Text, Textübungen und ausführlichem systematischen Wörterverzeichnis. Für die deutschen Sprachgebiete autorisierte Ausgaben. Kleinquart. Kart. je 2,50 Mark. Geschenk-Ausg. Geb. je 3 Mark.

Bei dem Goldschmidtschen Lernverfahren, das den ersten fremdsprachlichen Unterricht weiterführen und vertiefen soll, leisten **Bilder**, die als Gedankenvermittler in Anspruch genommen werden, wichtige Dienste. Konversations- und Sprechübungen befähigen das Gelernte und Gelernte und fördern schnell den praktischen Gebrauch der zu erlernenden Sprache. Die neu erschienenen **Bildertafeln** zur Erlernung des **Italienischen** sollen insbesondere den zahlreichen Reisenden, die alljährlich Italien aufsuchen, als wirklich praktisches Lehrbuch und zugleich als Sprachführer dienen. Für diesen Zweck ist ein biegsamer Leinenband (Geschenk-Ausgabe) geschaffen worden, der auf der Reise leicht mitgeführt werden kann.





H/4S 511 550

Internationale Jugendbibliothek



047002519232

[Blank white label]



Der
Freiwillige des „Iltis“.

Erzählung aus unseren Tagen.

Der reiferen deutschen Jugend gewidmet

von

Karl Tanera.

Mit 8 Tonbildern nach Zeichnungen von G. Zimmer.

Elfte Auflage.



Leipzig,
Ferdinand Hirt & Sohn.
1907.

